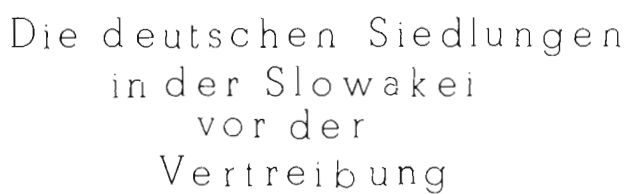


Hella Beck-Ertl



Oberstuben





HELLA BECK-ERTL

OBERSTUBEN

Deutsches Dorf im Hauerland

HILFSBUND KARPATENDEUTSCHER KATHOLIKEN e. V.

— ARBEITSKREIS OBERSTUBEN —



Herausgeber und Verlag:

Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e.V., Baden/Württemberg
7000 Stuttgart 1, Stafflenbergstraße 44

Arbeitskreis Oberstuben
7922 Herbrechtingen
Schießbergstraße 41

FA
26 A 16652

Printed in Germany

Alle Rechte behalten sich Herausgeber und Verlag vor.

© Copyright 1981 by Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken und Arbeitskreis Oberstuben

Druck: Hans Hawelka, Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	9
Zum Geleit	11
Einleitung	13
Zur geographischen Lage von Oberstuben	14
 <i>Geschichte</i>	
Das Werden des Königreichs Ungarn	17
Hauerland, deutsches Siedlergebiet in der Mittelslowakei	17
Die Freie Bergstadt Kremnitz	19
Erste Erwähnung des Dorfes Oberstuben	22
Stubenbad, Thermalquellen, Heilwasser aus der Tiefe	24
Entstehungsgeschichte Oberstubens	26
Österreich-Ungarn zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert	27
Not und Drangsal der Deutschen zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert	28
Der Kirchenbau im 17. Jahrhundert	30
Österreich-Ungarn, Prinz Eugen und die Türken	35
Bau des Pfarrhauses im 18. Jahrhundert	36
Die Großfamilie und die Teilung der Grundstücke	37
Maria Theresia und Joseph II.	41
Der Wiener Kongreß	42
Das Steinhaus	42
Die Revolution von 1848	
Abdankung König Ferdinand I.	43
Bau der Eisenbahn Vrutky—Altsohl	43
Bau der Volksschule	44
Das Postwesen	47
Josephstag 1896	48
Unsere Glocken	49
Auswanderer nach Übersee	50
Gründung der Konsumgenossenschaft	50
Die Kommunalstruktur in der Donaumonarchie	52
Der Erste Weltkrieg	55
Die Gründung der Tschechoslowakei	56

	Seite
Im neuen Staat — Deutscher Schulunterricht	57
Holzfachleute	59
Landwirtschaftliche Saisonarbeit — Erneute Auswanderungswelle	59
Das Gesundheitswesen	61
Theater — Männergesangsverein	63
Schicksalsjahr 1927	64
Die Elektrifizierung des Dorfes	66
Der Hungermarsch nach St. Martin	67
Die Kommunalstruktur Oberstübens in der Tschechoslowakei	69
Die Feuerwehr	71
Das Kriegerdenkmal	73
Der Bau des Doppelgleises Vrutky—Oberstuben	74
Masaryk dankt ab — Beneš wird Staatspräsident	74
Pfarrhausneubau 1935 — Dr. Bitterer kommt	75
Der Fußballklub „Gaudeamus“	77
Bau der Eisenbahnlinie Oberstuben—Neusohl	77
Beneš tritt zurück — die Slowakei wird proklamiert	78
Volkszählung 1938	78
Eröffnung der deutschen Bürgerschule	79
Der Zweite Weltkrieg schickt seine Schatten voraus	80
Im Sog des Krieges	81
Die letzte Frist vor dem großen Auszug	83
Einem unbestimmten Ziel entgegen	84
Die Könige Ungarns	84
Haus Habsburg	85
Staatspräsidenten der Tschechoslowakei	85
Reichsprotektorat Böhmen und Mähren	85
Staatspräsident der Slowakei	85

Der Dialekt

Sitten und Bräuche im Jahresablauf

„Die Oberstübner“	89
Das „Neue Jahr“	89
Erscheinungsfest — Heilige drei Könige	90
Schlachttag	91
Fasching	92
Das Federvieh	92
Die Fastenzeit	93
Die Karwoche	94
Ostern	94
Die Hochzeiten	95
Die Geburt	100
Die Taufe	102
Waldaufforstung	103
Der Gemüse- und Obstgarten	105
Der Maibaum	106

	Seite
Christi Himmelfahrt — Die Erstkommunion	106
Fronleichnamfest	108
Die Heuernte	108
Das Johannisfeuer	110
Altgebirg — Mariazell	111
Der Anna-Ball	114
Das Baden im Bach	114
Das Beerenpflücken und Pilzesuchen	115
Die Getreideernte	115
Jahrmarkt	116
Das Brotbacken	117
Das Buttern „Stiadln“	118
Mariä Himmelfahrt	119
Des Pfarrers Birnen	120
Viehhüten	120
Die Kartoffelernte	120
Das Krauthobeln	121
Haselnüsse — Hagebutten	121
Oberstübner Küchenzettel	121
Das Wäschewaschen am Dorfbach	123
Allerheiligen	124
Das Kirchweihfest	124
Die Frauentracht	126
Die Sitzordnung in der Kirche	127
Das Sterben	128
Das Schindelmachen	131
Das Federnschleifen	131
Holz für den Winter	134
Advent	134
Weihnachten	135

Verschiedenes

Die Brücken	137
Wasserquellen und Brunnen	137
Der Bach	139
Die Dorfbrunnen	141
Die Fluren	142
Die Wälder	144
Die Handwerker	146
Das Wunder von Oberstuben	154
Schreckenstage (ein Erlebnisbericht)	155
Eine wahre Begebenheit	159
Kurzspiel — Hochzeit in Turz (Mundart-Theaterstück)	160
Der Postmeister und sein Pferd	167
Die Sage vom Langen Stein „Langa Staa“	168

	Seite
Die Sage von der „Miesikfrau“ (Die Miesikfra)	169
Der Alp „Da Olp“	171
Mein Oberstuben (Das Lied vom Langen Stein)	172
Die Milchhexe	173
Zuhause in Oberstuben (Gedicht)	173
Sehnsucht nach Oberstuben (Gedicht)	174
Mundart-Reime	175
 Volksschule 1919—1945	 179
Besitzstandsliste	193
Enteignungsliste	193
Namen, Hausnamen, Hausnummern	202
Gemeindevertreter im kirchlichen und kommunalen Bereich	215
Erstes Heimattreffen 1949	216
Nachwort	216
Literaturverzeichnis	218
Quellen und Bildquellen	219

Vorwort

Das vorliegende Heimatbuch Oberstuben soll ein Beitrag zur Geschichte und Kultur der einst deutschen Gemeinde Oberstuben im Hauerland in der Mittelslowakei sein.

Kulturgeschichte und Geschehnisse der Vergangenheit können auch heute noch am besten durch das geschriebene Wort der Vergangenheit entrissen und in die Zukunft hinübergerettet werden.

Für die einen wird das Heimatbuch Oberstuben ein Auszug eines großen Teils ihres Lebens oder eine Bestätigung einer schönen Jugendzeit oder Kindheit sein; den anderen das Nachempfinden von Gehörtem oder auch das Zurechtrücken bekommenen Eindrücke.

Eines soll es allen sein: unseren Familien Erinnerung an die verlorene Heimat, Mahnung an das uns durch die Vertreibung zugefügte Unrecht und Bereitschaft zur Versöhnung und zur Zusammenarbeit mit jenen, die jetzt in Oberstuben wohnen.

Trotz der über 200 Seiten und reichlichen Bebilderung wird das Heimatbuch Oberstuben Lücken aufweisen und zum Weiterbearbeiten anregen.

Freuen wir uns, daß durch dieses „Oberstubener Heimatbuch“ ein Großteil der Oberstubener Heimat- und Kulturgeschichte in unsere Hände gegeben ist und so der Vergangenheit wahrscheinlich für immer entzogen und der Nachwelt überliefert werden kann.

Dank sei allen, die in opferbereiter und selbstloser Weise dazu beigetragen haben, dieses Buch herauszubringen.

Besonderer Dank gebührt Frau Beck-Ertl für ihren Mut und die jahrelange, opferbereite und beharrliche Ausdauer, die sie für das erfolgreiche Werk aufbrachte.

Wir wünschen dem Heimatbuch einen guten Weg in alle Hände der Oberstubener und deren Nachkommen, sowie aller Oberstubener Freunde.

Es möge von allen Lesern gut aufgenommen werden und zu tiefen Erkenntnissen über den Heimatgedanken insbesondere bei unserer Jugend führen.

Hilfsbund Karpatendeutscher
Katholiken e. V. B/W

G. R. Pfarrer Josef S t e i n h ü b l

Arbeitskreis Oberstuben

Josef R i s m a n n

Zum Geleit

Bei den Heimattreffen in Karlsruhe oder in Herbrechtingen und auch bei sonstigen Begegnungen von Oberstübener Landsleuten wurde in den letzten Jahren der Ruf immer vernehmlicher, über unsere einstige Heimatgemeinde eine ortsgeschichtliche Abhandlung in Buchform herauszubringen, wie dies von einigen Ortsgemeinschaften des Hauerlandes bereits geschah oder in Kürze zu erwarten ist.

Wohl wurden in den letzten 30 Jahren etliche heimatkundliche Beiträge über Oberstuben in den Jahrbüchern oder in der Karpatenpost veröffentlicht, doch fehlte ein geschlossenes Gesamtbild über unseren Heimatort in der Mittelslowakei. Nicht nur die ältere Generation forderte dringend das Heimatbuch, erfreulich auch der Wunsch der Nachfahren, der Kinder und Enkel, nach einem heimatgeschichtlichen Werk, aus dem sie erfahren wollen, wie ihre Eltern und Großeltern in jenem Land lebten, deren Vorfahren vor Jahrhunderten gerufen wurden und dort siedelten. Wer erinnert sich noch an jene Zeit vor über 25 Jahren, als uns häufig unsere Kinder zu „ewig Gestrigen“ abzustempeln versuchten, wenn wir immer wieder „von früher“ berichteten? Inzwischen hat sich hier ein Wandel vollzogen. Die junge Generation, kritisch wie sie ist und auch sein muß, will mehr erfahren als die „Alten“ aus ihrem Gedächtnis noch zu erzählen wissen.

35 Jahre sind seit der gewaltsamen Aussiedlung der Oberstübener aus ihrer Heimat unterm Spitzenberg vergangen. Die damals Zwanzig- bis Vierzigjährigen, die ihren Heimat- und Geburtsort in den besten Jahren erlebten, stehen heute an der Schwelle des Abends ihres Daseins oder sind bereits im Rentenalter. Und wenn sich dieses Jahrtausend seinem Ende neigt, dürfte es wohl kaum mehr Augenzeugen und Zeitgenossen geben, die Oberstubens Vergangenheit zu Papier bringen können. Eine „Heimkehr ins Vergangene“ wäre dann für immer ver-
tan.

Mit Genugtuung und großer Freude konnten wir Oberstübener davon Kenntnis nehmen, daß sich Frau Hella Beck-Ertl aus Schwäbisch Gmünd bereitgefunden hat, das vorliegende Werk über Oberstuben vorzulegen. Ein Buch nicht nur für unsere Oberstübener und ihre Nachkommen, auch eine Dokumentation für alle Hauerländer, alle Slowakeideutschen und Heimatverbundenen. Welche Arbeit schon allein bis zur Fertigstellung des Manuskripts erforderlich wird, das können sich nur wenige vorstellen. Eine Stadt- oder Dorfchronik an Ort und Stelle zu erstellen, bedarf es schon eines ungeahnten Zeitaufwandes. Um wieviel schwieriger muß es Frau Beck-Ertl gewesen sein, an all das Material heranzukommen, das für ein Zustandekommen des Buches notwendig erschien. Von ihrem jetzigen Wohnort liegt Oberstuben 700 Kilometer Luftlinie entfernt, dazu hinterm Eisernen Vorhang! Die vielen zu befragenden Landsleute leben teilweise über ganz Mitteleuropa verstreut. Hella Beck-Ertl hat jahrelang, selbstlos und in liebevoller, unermüdlicher Kleinarbeit Stein um Stein zusammengetragen, so daß sie uns nunmehr einen nahezu lückenlosen Bericht geben kann von den ersten Anfängen unseres Dorfes bis zum Katastrophenjahr 1945. Mit den Schilderungen politischer Ereignisse im Donau- und Karpatenraum erfahren viele Gescheneisse im engeren Heimatbereich ein klares Verständnis.

Mit der Bewältigung dieses ursprünglich fast als unbezwingbar erscheinenden Vorhabens hat die Autorin sich nicht nur in den Herzen ihrer Landsleute ein bleibendes und unvergängliches Denkmal gesetzt, sondern sie hat auch unserem Oberstuben einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Dafür sei ihr inniger Dank ausgesprochen. Zum großen Dank verpflichtet sind wir nicht minder ihrem Gatten, der viel für das Zustandekommen des Buches beitrug.

Möge das vorliegende Buch der älteren Generation die vielfältigen Erinnerungen wachrufen, wie sie sie vor 1945 Oberstuben erlebte und möge das Werk allen Nachgeborenen die Welt ihrer Eltern und Großeltern aufzeigen und näherbringen.

Hans Rußnak

Einleitung



Als Tochter des Schneidermeisters Franz Ertl, der beim großen Unwetter des Jahres 1927 das Leben verlor, kam ich 1928 in Oberstuben zur Welt, ging dort in die Volks- und Bürgerschule und besuchte — bis zum Kriegsende 1945 — die Städtische Deutsche Handelsakademie in Preßburg.

Der Gedanke, das Geschehen Oberstubens schriftlich festzuhalten, entstand in der Erkenntnis, daß in einigen Jahrzehnten nur wenige von der Existenz dieses deutschen Dorfes wissen werden. Lediglich einige verblaßte Namen an verwitterten Grabsteinen des Dorffriedhofes von Oberstuben werden noch als letzte Zeugen an deutsche Vergangenheit erinnern.

Ich bin nicht so vermessen zu glauben, daß ich über alle Einzelheiten des Dorflebens Bescheid wüßte. Im wesentlichen habe ich alles so geschildert, wie ich es selbst erlebte.

Einige Landsleute und der Arbeitskreis der Oberstübner unterstützten mich mit Beiträgen, die zur Abrundung des Bildes von Oberstuben beitrugen. Ihnen gilt mein Dank!

Für die Veröffentlichung und die Bereitstellung der Mittel aber sei vor allem dem Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken und insbesondere Herrn Pfarrer Josef Steinhübl als Vorsitzender Dank abgestattet.

Gewidmet sei dieses Buch meiner Familie, die mich darin bestärkte, diese Zeilen zu schreiben, aber auch allen Oberstübnern, die heute in aller Welt zerstreut leben.

Die Verfasserin

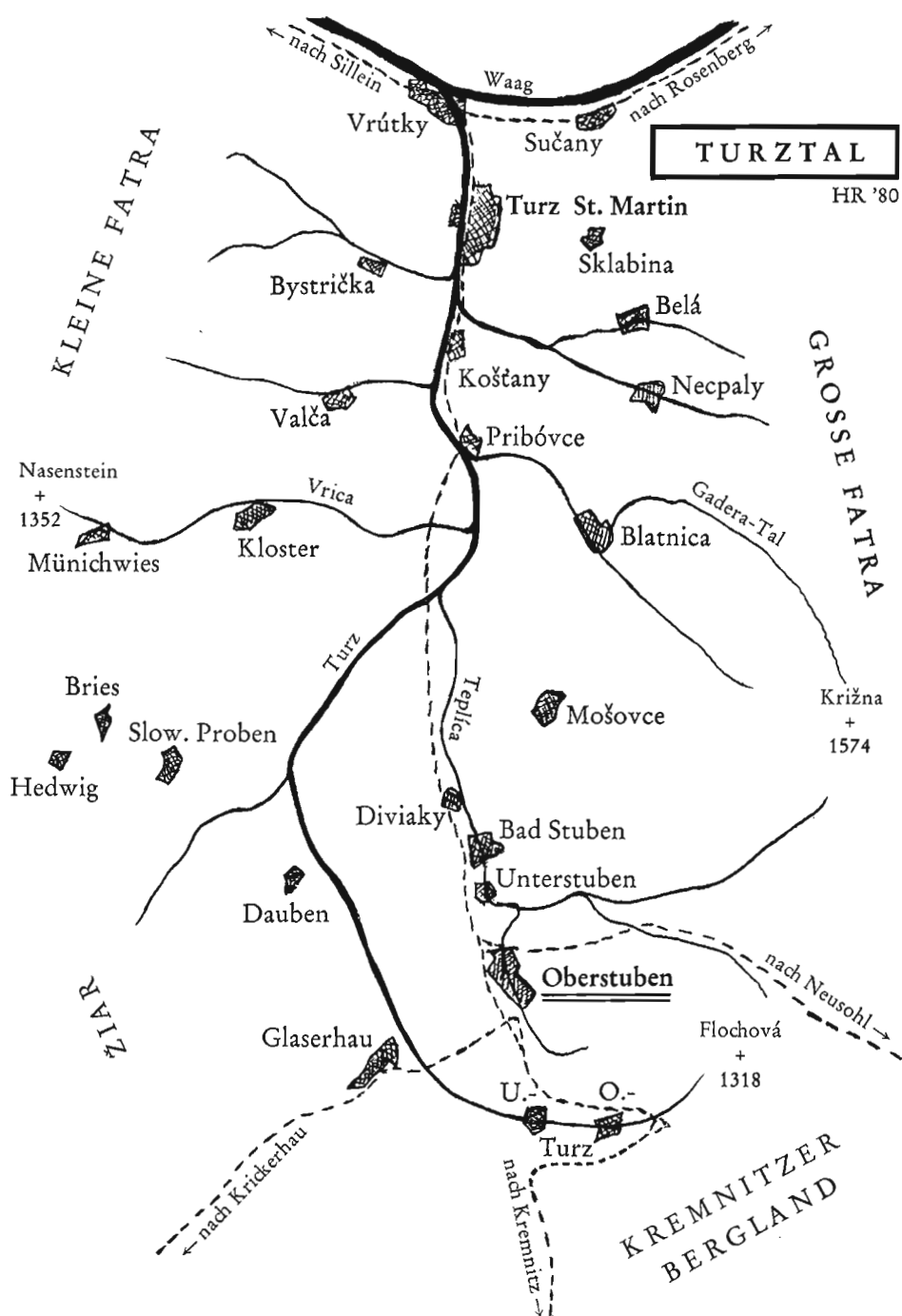
Zur geographischen Lage von Oberstuben

Geographisch erstreckt sich die etwa 2 Kilometer lange und knapp 1 Kilometer breite Marktgemeinde Oberstuben von Südost nach Nordnordwest, teils im Talgrund des Dorfbaches, teils auf beiden Anhöhen, den Ausläufern des Kremnitzer Berglandes zur Turzer Ebene nach Norden hin.

Oberstuben liegt unter $40^{\circ} 50'$ nördlicher Breite (etwa die Höhe von Stuttgart) und $18^{\circ} 55'$ östlicher Länge im Erdbild. Die Mündung des Dorfbaches in die Teplica bei der Königsbrücke wird mit 550 Metern, die Kirche im Mittelort mit 620 m gemessen. Die Bezirksstadt Martin — knapp 30 Kilometer Luftlinie — liegt bereits um 400 Meter ü. NN.

Vom Hausberg der Oberstubener, dem Spitzenberg mit seinen 968 Metern, genießt der Beschauer einen großartigen Blick über die weite Turzer Ebene und die sie umkränzenden Bergketten. Links die Žiarberge mit dem Vyšehrad (830 m) und weiter in Nordwest und Nord die Kleine Fatra mit Nasenstein (Klak — 1352 m) und Kriván (1709 m), rechts die Große Fatra mit der Križna (1574 m) und dem Ostredok (1592 m).

Seit der Gründung der 1. Tschechoslowakei gehörte Oberstuben zum Bezirk (Landkreis) Turzer St. Martin (Turčiansky Sv. Martin), wurde 1939 bei der Gründung der Slowakischen Republik mit Glaserhau, Ober- und Unterturz dem Bezirksamt in Kremnitz zugeschlagen, um nach dem 2. Weltkrieg wieder zu St. Martin zu kommen. Übergeordnete Administration mehrerer Bezirke ist der mittelslowakische Kreis (Kraj) mit dem Sitz in Neusohl (Banská Bystrica).



Geschichte

Das Werden des Königreiches Ungarn

Das Reitervolk der Ungarn drang im 9. Jahrhundert nach Westen vor und nahm den ganzen Karpatenbogen in Besitz. Es waren sieben ungarische Stämme, die unter Arpad (896—907) die ungarische Tiefebene an der Theiß und der mittleren Donau eroberten. Von 899 bis 955 führten sie unzählige Feldzüge gegen das Abendland (Frankreich), Ostfränkisches Reich, Lothringen, Burgund und Spanien. Erst nach ihrer Niederlage 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg festigte Arpads Enkel, Geza I., die Fürstengewalt und förderte die Sesshaftigkeit und die Christianisierung der Ungarn. König Stephan I., genannt der Heilige (997—1038) wurde der erste König Ungarns und begründete die christliche Königsgewalt.

Um die Jahrtausendwende waren im jungen Königreich Ungarn nur die Gebiete an den Flüssen und die bereits bestehenden Siedlungen bewohnt, der größte Teil, unter anderem die bewaldeten und sumpfigen Gebiete, standen der Urbarmachung noch offen. Da es an Menschen und Material hierzu fehlte, kamen auf den Ruf König Gezas II. (1141—61) die ersten Siedler aus deutschen Landen nach Siebenbürgen und in die Zips, deren deutsche Selbstregierung im Jahr 1224 gesichert wurde.

Im 13. Jahrhundert kam die Kolonisation zum Erliegen, nachdem mongolische Reiterscharen sengend und plündernd, einer Naturkatastrophe gleich, aus den Steppen Asiens nach Mitteleuropa eingefallen waren. Wo ihr Weg an menschlichen Behausungen vorbeiführte, hinterließen sie Tod und Verderben. Auch Ungarn unterlag am Sajofluß im Jahr 1241 dem Mongolensturm.

Unter König Andreas III. (1290—1301) erlosch in Ungarn die Dynastie der Arpaden. Die in den Folgejahren entstandenen Wirren des Landes beruhigten sich erst, als das Haus Anjou (1307—82) die Krongewalt des Königreiches Ungarn erhielt.

Hauerland, deutsches Siedlergebiet in der Mittelslowakei

In jener Zeit, im 13. und 14. Jahrhundert, strömten wieder deutsche Siedler in größerer Zahl ins Land und halfen die verwüsteten Siedlungen und die zum größten Teil noch unbewohnten Urwälder aufzubauen bzw. zu kultivieren. In diesen Zeitraum fällt auch die Erschließung des Waldlandes in der Mittelslowakei.

Die Siedler kamen vorwiegend aus dem süddeutschen Raum. Nicht Abenteuerlust oder gar Neugier veranlaßten sie aus der Geborgenheit ihrer angestammten

deutschen Heimat in ein fremdes Land zu ziehen. Die Überbevölkerung und mangelnde Existenzgrundlage in ihrem Heimatland einerseits und die Chance, sich in einem fremden Land ein neues Leben aufzubauen auf der anderen Seite, waren für die Siedler die wesentlichsten Beweggründe. Nach einer, unter den damaligen beschwerlichen Verhältnissen unternommenen Reise, war der Neuanfang nicht leicht. Die Unterkünfte waren primitiv, das Klima rauh und unwirtlich. Hinzu kamen Krankheiten und die Gewißheit hier ausharren zu müssen, da die Brücken „nach zu Hause“ abgebrochen waren. Allen widrigen Umständen zum Trotz schufen sie aus den unwegsamen Urwäldern dieses Siedlergebietes das „Hauerland“.

Durch Rodungsarbeiten, das Hauen, gaben sie den meisten neue Ortsnamen ihre Namensprägung. Bis heute haben sich diese Namensgebungen erhalten, so die Namen: Beneschau, Drexlerhau, Glaserhau, Honneshau, Krickelhau, Kuneschau, Neuhau und Schmiedshau. Außer diesen Ortschaften gehörten jedoch auch andere Gemeinden zum Siedlergebiet, wie die Orte: Bettelsdorf, Blaufuß, Bries, Deutsch Proben, Deutsch Litta, Fundstollen, Gaidel, Hedwig, Hochwies, Johannisberg, Kremnitz, Münichwies, Oberstuben, Oberturz, Paulisch, Unterturz und Zeche.

Den Mittelpunkt des Siedlergebietes bildeten die Städte Kremnitz und Deutsch Proben. Die Stadt Kremnitz liegt in einem Talkessel, umrahmt von Bergen. Reich an Gold- und Silbererzvorkommen, war sie weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt.



Das doppelte untere Tor

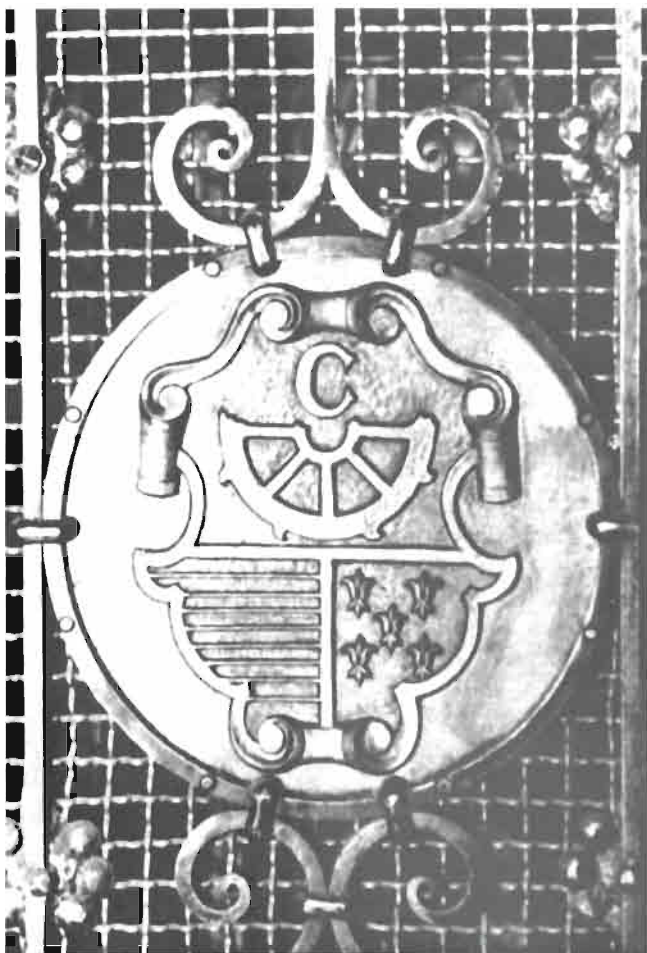
Die Freie Bergstadt Kremnitz

Am 17. November 1328 erteilte der ungarische König, Karl I. Robert, den Bürgern der Stadt Kremnitz, die in jener Zeit Cremnychbanya hieß, das verbriefte Stadtrecht, welches ihnen die „Städtischen Freiheiten“ garantierte. Er holte aus Kuttenberg (Kutná Hora) in Böhmen, erfahrene Bergleute und Münzer in die Stadt, die er mit den gleichen Rechten versah, wie sie auch den Bewohnern von Kremnitz gewährt wurden. Damit waren die Bedingungen für den wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt und seiner Bewohner gegeben. Die Stadt wurde nach deutschem Recht regiert. Vom Jahr 1335 an prägte man in der Kremnitzer Münzanstalt goldene Dukaten, Groschen und Denare. Der „Kremnitzer Dukaten“ war in jener Zeit in ganz Europa ein begehrtes Zahlungsmittel.

Ende des 14. Jahrhunderts wurden in Kremnitz die Burgbefestigungen, die doppelte Burgmauer mit dem Tor und den drei Basteien erbaut. Ein tiefer Wassergraben wurde mit einer gotischen Fallbrücke überbrückt. Das ganze Abwehrsystem schützte die Kirche, das Schloß, und von der Mitte des 15. Jahrhunderts



Schloßkirche mit Burgbefestigung



*Stadtwappen der
Freien Bergstadt Kremnitz*

auch das Rathaus, vor feindlichen Überfällen. Die Stadtbefestigung rings um den gotischen Kern der Stadt ließ der städtische Senat, aufgrund einer Verordnung des Kaisers Sigismund, im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts erbauen. Die Stadtmauer hatte drei Tore und einige Basteien. Bis heute erhielt sich die Schloßmauer mit dem doppelten unteren Tor, zwei runden, einer halbrunden und einer eckigen Bastei.

Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts, entstanden im Stadtkern die ersten Patrizierhäuser des Typs „Maßhaus“. Diese Zwei- und Dreifamilienhäuser behielten, auch nach mehreren Umbauten, bis heute ihren ursprünglichen Charakter.



Spitalkirche

Im 15. Jahrhundert hatte Kremnitz etwa 3500 Einwohner, welche in 250 Häusern wohnten. Auf dem südlichen Platz, im Armenviertel, stand das „Spital“ mit der Kirche.

Die Bewohner setzten sich aus Bergleuten, Münzern, Handwerkern, Bergwerksunternehmern und Geschäftsleuten zusammen. Die Bewohner der umliegenden deutschen Ortschaften fanden in den Goldgruben der Stadt Arbeit und Brot.

Als jedoch Ende des 15. Jahrhunderts die Erzadern in den niedrigen Tiefen erschöpft waren und neue Techniken zur Überwindung größerer Tiefen angewandt werden mußten, begann im Kremnitzer Bergbau eine große, ernste Krise.



Das doppelte untere Tor

Erste Erwähnung des Dorfes Oberstuben

Das nördlich von Kremnitz gelegene Dorf Oberstuben lag am Rande eines geschlossenen deutschen Siedlergebietes. Die nördlich angrenzenden Dörfer hatten schon rein slowakische Bevölkerung.

Im Osten hatte das Dorf keine unmittelbare Nachbarschaft zu einer Ortschaft, schier endlose Wälder, die bis in die Gegenwart Bestand haben. Im Südwesten war

das deutsche Dorf Glaserhau in unmittelbarer Nachbarschaft, während Unterturz im Süden lag, auf dem Weg nach Kremnitz. Im Norden grenzte das Dorf an den slowakischen Ort Unterstuben (Altstuben). Da über die genaue Zeit der Entstehung von Oberstuben keine historischen Aufzeichnungen vorhanden sind bzw. gefunden wurden, wird angenommen, daß die Siedler des Dorfes aus dem Turzer Tal, also von Norden her, einwanderten. Andere Aufzeichnungen (das Buch: Mein Hauerland) berichten, daß das Dorf Oberstuben eine Tochtersiedlung der bereits bestehenden deutschen Gemeinde Krickerhau sei und im Jahre 1390 zum ersten Mal erwähnt wurde.

Im Karpatenjahrbuch 1978 wird über die Entstehung von Oberstuben auf den Seiten 101 und 102 folgendes berichtet: „Oberstuben entstand wie die meisten deutschen Orte des Turztals im 14. Jh. (1360), u. zw. wurde es auf dem Grundbesitz derer von Hayszky gegründet und in den Urkunden „Nova Lehota“, doch schon 1407 „Newstüb“, 1415 „Neustuba“, 1493 amtlich „Felsewstuba“ (Felsöstubnya) und schließlich „Oberstuben“ genannt. Infolge der in der Nähe gelegenen heißen Quellen ist die Erklärung des Ortsnamens von den Badestuben her für den Ort Oberstuben — bzw. bereits für „Neustuben“ — evident.

Schon 1405 forderte der Palatin Peter Gára die Hayszkys auf, Oberstuben der Stadt Kremnitz abzutreten, weil die Königliche Freie Bergstadt darauf bestände und die erwähnte Gemeinde auf ihrem Territorium liege. Tatsächlich wurde Oberstuben der Stadt Kremnitz zugesprochen. Obwohl anfangs die Mútnyanskys Ansprüche auf Oberstuben geltend machten, und zwar auf die Hälfte der Gemeinde, verzichteten sie aber 1502 darauf¹.

Das Turzer Tal hat seinen Namen vom Turzfluß. Dieser entspringt bei Oberturz, fließt zunächst durch ein schmales, im weiteren Verlauf weites, fruchtbares Tal nach Norden und mündet bei Vrutky in die Waag. Kalte Nordostwinde sorgen im Winter für reichlich Schnee und klirrende Kälte. Im Südosten des Turztales liegt der Badeort „Stubenbad“, slowakisch: „Štubnanské Teplice“, ungarisch: „Stubnyafüzdő“.

¹ 1532 schenkte König Ferdinand I. die Gemeinde Oberstuben nochmals der Stadt Kremnitz; dies geschah, weil die Herrschaftsfamilie Hayszky ausgestorben war und ihr Erbe an die Verwandten fiel. Deshalb protestierten die nunmehrigen Besitzer der Hayszky-Herrschaft, die Familien Majthényi und Lipcsey, gegen die Donation. Aber sie erreichten nichts. Im Gegenteil! Kremnitz erhob Anspruch auf den Besitz der ausgestorbenen Hayszky-Familie und erhielt ihn schließlich auch. — Im 18. Jh. hatte Paul *Vladár* in bezug auf den Besitz der Mútnyanskys Rechtsansprüche auf Oberstuben und Glaserhau erhoben. Doch das Oberste Gericht sprach diese Gemeinden wieder der Königlich Freien Bergstadt Kremnitz zu. Seitdem unterstanden die Gemeinden der Stadt Kremnitz. Erst 1848 wurden Abhängigkeiten dieser Art in ganz Ungarn aufgehoben.

Stubenbad, Thermalquellen, Heilwasser aus der Tiefe

Als die deutschen Siedler auf ihrer Wanderung nach Stubenbad kamen, blieben sie dort über längere Zeit. Zum ersten Mal wurden die Thermalquellen von Stubenbad im Schenkungsbrief König Ladislaus IV. im Jahr 1281 erwähnt. Diesen Schenkungsbrief erhielt die Herrschaftsfamilie des Grafen Peter aus Háj, aus dessen Anwesen im westlichen Teil warme Quellen aus der Erde sprudelten. (Háj liegt etwa 2 Kilometer östlich von Stubenbad).

Im Jahr 1423 besuchte König Sigismund die warmen Quellen. Er ließ sich mit einer Anzahl seiner Begleiter dort nieder und wohnte mit ihnen in Zelten. Den ersten Grundstein zum Aufbau Stubenbads wollte Valentin Korom, der Herr des Blatnitzer Schlosses, im Jahr 1459 legen, jedoch wurde ihm dies von der Háj Herrschaft verwehrt.

Anfang des 16. Jahrhunderts war Georg Záblatsky Besitzer der Háj Herrschaft und der warmen Quellen. Er ließ diese umzäunen und erstellte dort ein Holzhaus, welches gleichzeitig als Gasthaus genutzt wurde. Im Jahr 1553 wurden die Quellen Eigentum der Stadt Kremnitz, nachdem vorher ein Streit um deren Erbe entbrannt war. Der Eigentumswechsel war einer weiteren Entwicklung der Bäder sehr förderlich, denn als neue Besitzerin begann die Stadt Kremnitz systematisch mit dem Ausbau der Bädereinrichtung. In der „Bäderbeschreibung der Österreichischen Mineralwässer“ von Georg Wernher aus dem Jahr 1545 wurde bestätigt, daß Stubenbad in jener Zeit schon weltweit bekannt und gut besucht war.

Im Jahr 1585 ernannte die Stadt Kremnitz einen ständigen Bademeister in der Funktion eines Heilers, zur Beratung der Kranken und gleichzeitig als Aufseher der Bäder.

Anfang des 17. Jahrhunderts war Stubenbad ein beliebter Treffpunkt des österreichischen Adels. Als im Jahr 1671 der englische Reisende Edward Brown Stubenbad besuchte, waren hier bereits sieben Bäder. Er war von dem großen Besucherstrom sehr überrascht. Im Jahr 1666 verpachtete die Stadt Kremnitz die Bäder auf vierzig Jahre an den Altsohler Gauvorsteher Schmidegg. Diesem lag nicht viel an einer Modernisierung. Er trachtete vielmehr danach, möglichst viel Gewinn zu erwirtschaften.

Im Jahr 1706 gelangten sie dann wieder in den Besitz der Stadt Kremnitz. Es wurde erneut gebaut und erweitert. Der Kremnitzer Stadtarzt Dr. Leschow nahm sogar eine Analyse des Thermalwassers von Stubenbad vor und veröffentlichte eine wissenschaftliche Untersuchungsarbeit „Scrutinio physico“, welche in Tyrnau gedruckt und im Jahr 1748 herausgegeben wurde. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren genügend Unterbringungsmöglichkeiten für Erholungssuchende vorhanden. Nach dem Bau der Eisenbahn kamen auch Gäste aus weit entlegenen



*Kurbad
„Der blaue Spiegel“*

Teilen der Donaumonarchie nach Stubenbad. Aus diesem Grund baute die Stadt Kremnitz im Jahr 1885 ein neues Hotel, das mit den Bädern verbunden war.

Ende des 19. Jahrhunderts und in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg begannen private Unternehmer Hotels und Villen zu erstellen.

Nach dem Ersten Weltkrieg, während der ersten Tschechoslowakischen Republik, verpachtete die Stadt Kremnitz die Bäder an private Unternehmer. Um diese wirtschaftlicher und konkurrenzfähiger zu gestalten, wurde im Jahr 1926/27 das neue „Grand Hotel“ erbaut.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bäder im Jahr 1948 verstaatlicht, und das Kurstädtchen Stubenbad bekam auch einen neuen Namen und heißt nunmehr Turčianské Teplice. In den dreißiger- und vierziger Jahren wurde Stubenbad immer häufiger „Bad Stuben“ genannt.

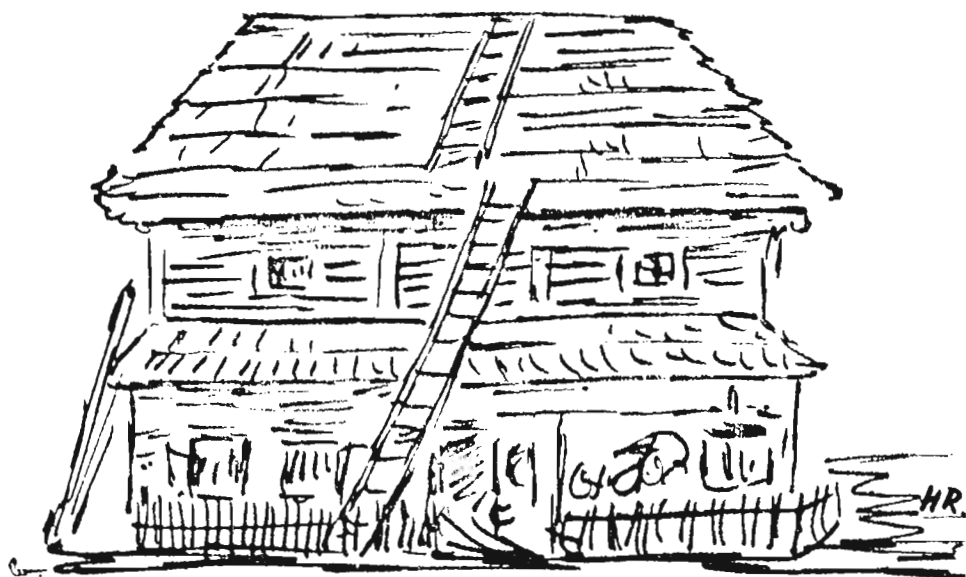
Wir befinden uns nun wieder am Ende des 13., Anfang des 14. Jahrhunderts. Ein Teil der deutschen Siedler blieb vermutlich in Stubenbad, während ein anderer in südlicher Richtung weiterzog in das Dorf Unterstuben (Altstuben). Dieser Ort hatte in den vergangenen Jahrhunderten eine slowakische Bevölkerung. Es ist anzunehmen, daß die Deutschen dort nicht lange verweilten. Wie lange es dauerte, bis die Siedler das drei Kilometer weiter südlich — auf einer Hochfläche (ca. 600 m ü. M.) gelegene Dorf Oberstuben gründeten — ist nirgends festgehalten. Die im Karpatenjahrbuch 1978 berichtete Entstehungsgeschichte ist bereits oben erwähnt worden.

Wie die Alten erzählten, wurden, nachdem der Wald zum Teil gerodet war, die ersten Häuser erstellt. Man gab dem Ort den Namen „Neunstuben“, da es neun Stuben gewesen sein sollen.

Eine weitere Version besagt, die neue Siedlung hätte „Unter den drei Linden“ geheißen, was jedoch auch nirgends schriftlich belegt ist. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Siedler nach einigen Jahrzehnten ihre erste Holzkirche unter drei Linden bauten und der Siedlung jenen Namen gaben. Jedoch steht außer Zweifel, daß Oberstuben „im Volk“ bis in die Gegenwart immer noch „Neustuben“ heißt, während von den „Drei Linden“ niemand sprach.

Den kirchlichen Aufzeichnungen zufolge heißt das Dorf nachweisbar seit dem Jahr 1493 „Oberstuben“, slowakisch „Horná Stubna“, ungarisch „Felsőstubnya“. Die Gemeinde entstand vermutlich am natürlichen Lauf des Baches. Dort baute man die ersten Holzhäuser, die eine stattliche Größe von ca. 20 x 15 m aufwiesen und drei bis vier Familien Platz boten.

Runde, unbehauene Baumstämme, die an den Außenkanten miteinander verbunden waren, wurden als Baumaterial verwendet. Die Ritzen verschmierte man mit Lehm. Das Dach war mit Holzschindeln gedeckt. Auf der Eingang- und Rückseite des Hauses war jeweils in der Mitte eine Haustür. Man gelangte zunächst ins „Haus“, den Flur. Dieser war ein großer Raum, der einen aus Lehm gestampften Fußboden hatte. Von hier aus kam man in die „Stuben“. Zu jeder Stube gehörte ein großer offener Herd mit einem Backofen, da jede Familie selbst ihr Brot buk. Dieser Backofen nahm mit seiner Größe ein Drittel der ganzen Stube ein, da er in diese hineingebaut war. Der offene Herd wurde vom „Haus“, dem Flur aus, bedient. Im Winter wurde der Ofen von der Stube her beheizt und strahlte eine wohlige Wärme aus. Die Einrichtung der Stuben war spärlich. In der Ecke neben dem Eingang standen die Wassereimer oder -kannen, auf den Regalen war das Geschirr verstaut. Eine lange Eckbank, ein Tisch, ein Bett, eine Wäschekommode und eine Ofenbank bildeten das ganze Inventar. Die weiteren Schlafkammern befanden sich im ersten Stock „Olda“, über den Stuben.



Altes Siedlerhaus in Oberstuben (Skizze)

Dort führte eine große Holzterappe hinauf. Vom „Haus“ Flur gab es keine Zwischendecke zum Dach, sodaß der Rauch der offenen Herde ungehindert unter das Schindeldach abzog und alles rauchschwarz färbte. Das Holz erhielt mit der Zeit einen glänzenden schwarzen Überzug. Das Bauen von Schornsteinen war den Siedlern damals noch unbekannt.

Im 14. Jahrhundert arbeiteten die Bewohner des Dorfes vorwiegend als Holzfäller, die das Holz den Kremnitzer Herren verkauften. Ein Teil der Einwohner arbeitete als Köhler. Die Holzkohle wurde zum Schmelzen des Gold- und Silbererzes der Kremnitzer Gruben verwendet. Reste einiger Kohlenmeiler haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Einige Oberstübner waren aber auch als Bergleute in den Kremnitzer Gruben beschäftigt.

Während das Leben der Dorfbewohner den damals gegebenen Umständen entsprechend seinen gewohnten Gang nahm, drehte sich auf der Bühne der großen Politik das Rad der Geschichte weiter . . .

Österreich—Ungarn zwischen dem 14. und 16. Jh.

Im Königreich Ungarn entmachtete Ludwig der I., der Große (1342—82), die Magnaten, dadurch kamen die Städte und das Bürgertum wieder zur Blüte. Im

Süden des Reiches entstand ein Gürtel türkischer Vasallenstaaten (Moldau und Walachei). Die luxemburgischen Erblande von Habsburg wurden von Matthias I. Corvinus (1458—90) erobert, dazu auch die Steiermark und Kärnten. Er verlegte im Jahr 1485 seine Residenz nach Wien. Unter Wladislaw II. von Böhmen (1490—1516) verfiel das Donaureich sehr bald. Im Frieden von Preßburg 1491 anerkannte er die habsburgischen Erbensprüche. In jener Zeit drangen die Türken wieder vor.

Im Erbvertrag 1515 mit Habsburg fiel Ungarn nach dem Tod König Ludwigs II. (1516—26) in der Schlacht bei Mohacs den Habsburgern im Jahr 1526 zu. Ungarn verlor bis 1918 seine Selbständigkeit.

Im Jahr 1529 belagerten die Türken zum ersten Mal die Stadt Wien. Der Waffenstillstand im Jahr 1533 hatte die Teilung Ungarns zur Folge. 1541 wurde das türkische Ungarn osmanische Provinz. Unter Matthias Biró gewannen die neuen protestantischen Lehren im Adel und in den Städten großen Anhang. Ab 1562 war die Confessio Helvetica bestimmend, zu einer eigenen Kirche kam es jedoch nicht. Das türkische Ungarn blieb protestantisch, während der österreichische Teil Ungarns im 17. Jahrhundert, gegen den Willen der Magnaten, wieder katholisch wurde.

Not und Drangsal der Deutschen zwischen dem 15. und 17. Jh.

Die Entwicklung im Waldgebiet der Mittelslowakei erfuhr in jener Zeit keine größeren Fortschritte. Die Stadt Kremnitz hatte durch ihren Goldreichtum eine Sonderstellung erreicht. Die meisten deutschen Siedlergemeinden kamen zunehmend in Bedrängnis, in Not und Abhängigkeit gegenüber der Stadt Kremnitz. So mußten, Überlieferungen zufolge, die umliegenden deutschen Ortschaften fast die gesamte Ernte an die Stadt Kremnitz abliefern, welche diese im Schütthaus (Vorratshaus), links an der Straße auf dem Weg nach Johannisberg lagerte und der Bevölkerung hiervon das Lebensnotwendigste zuteilte.

Im 15. Jahrhundert mußten die Siedler auch die Schrecken der hussitischen Überfälle über sich ergehen lassen, die alles Deutsche vernichteten, dessen sie habhaft werden konnten. Im Jahr 1431 kamen sie sengend, mordend und plündernd vom Waagtal in Richtung Kremnitz. Da die Stadt durch die Stadtmauer geschützt war, widerfuhr ihr nur wenig Leid. Dafür wurde all jenen das Lebenslicht ausgeblasen, die sich nicht rechtzeitig in die Wälder retten konnten.

Auch während des 16. und 17. Jahrhunderts erschütterten immer wieder Unruhen die sonst stillen Dörfer. Plündernde Türkenhaufen drangen sogar nach der Schlacht bei Mohacs 1526 bis in diese Gegend vor. Während weiterer Türkeneinfälle in den Jahren 1530, 1605 und 1606 wurde die Bevölkerung wiederholt heim-



Vorratshaus Vorderansicht



Vorratshaus Rückseite



Vorratshaus Seitenansicht (1979)

gesucht. Außer den Hungersnöten und Brandschatzungen kamen Krankheiten, Seuchen und hohe Kindersterblichkeit hinzu, sodaß die Einwohnerzahl stark dezimiert wurde.

Indessen schrieb man das Jahr 1618, das Jahr, in dem der Dreißigjährige Krieg ausbrach. Dieser begann als Religionskampf und endete als europäische Machtauseinandersetzung.

Der Kirchenbau im 17. Jahrhundert

In Oberstuben wurde nach einem Beschluß der Pfarrgemeinde aus dem Jahr 1620 mit dem Bau eines katholischen Gotteshauses begonnen. Erst im Jahr 1651 konnte das Werk vollendet werden. Eine schöne und große Kirche, mit zwei Emporen, die etwa fünfhundert Menschen Platz bot, war entstanden. Wo ursprünglich die frühere Kirche stand, blieb bisher im Dunkeln. Es wird aber angenommen, daß auf dem Fundament der alten Kirche die neue erbaut wurde.

Das neue Gotteshaus wurde der Hl. Mutter Anna geweiht. Der Hauptaltar mit einem gotischen Holzbildrelief stellt die Hl. Mutter Anna — wie sie ihrer Tochter, der Gottesmutter Maria aus der Schrift vorliest — dar. Hinter beiden ste-



*Kirche
Nordostansicht (1979)*

hend und lauschend der Hl. Joachim. Zur rechten und zur linken Seite des Bildreliefs befinden sich die Statuen des Hl. Petrus und Hl. Paulus. Der Hauptaltar hat an der Hinterwand einen Retablo (Altaraufsatz).

Die Kanzel, rechts vor dem Hochaltar, schmücken an der Kanzelaußenseite vier Plastiken der Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, ihre Attribute in den Händen haltend.

Der rechte Seitenaltar im gotischen Stil mit dem Hl. Kreuz in der Mitte, hat zur Linken die Statue der Muttergottes und zur Rechten die des Hl. Johannes.

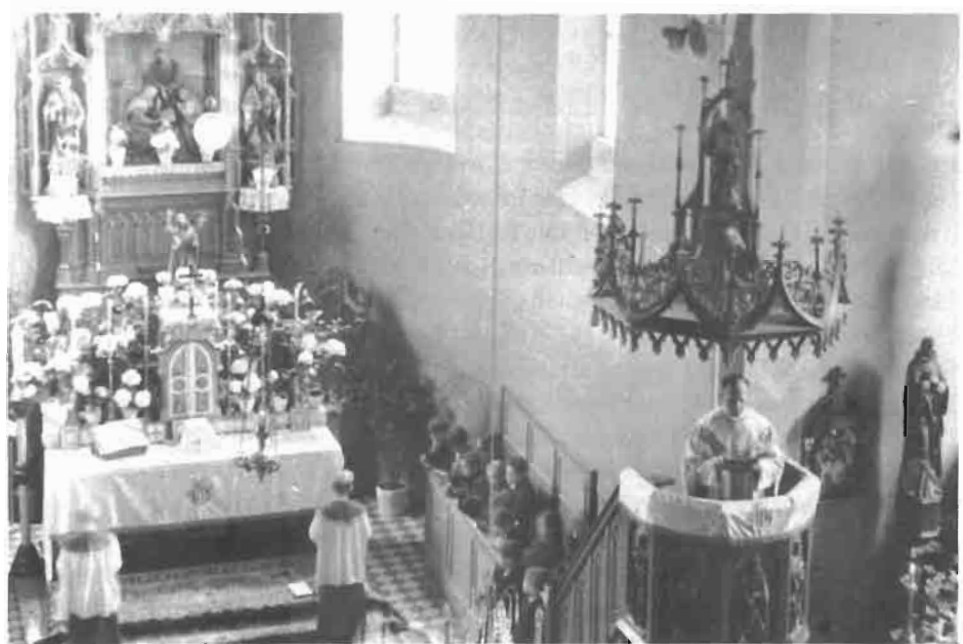
Der Hauptaltar, der rechte Seitenaltar, wie auch die Kanzel, wurden von Meister Runggaldier aus Sankt Ulrich in Tirol gefertigt.

Der Taufstein, der die Form eines Kelches aufweist, dürfte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts der vorherigen alten Oberstübner Kirche stammen.

Zum Schutz der Kirche baute man ringsum eine hohe Mauer mit gedrunenen, runden Türmen. Auf der Innenseite der Mauer waren kleine, quadratische Nischen (wie kleine Fenster) ausgespart. Die Dächer der Mauer und der Türme deckten Holzschindeln.



Kirche Südeingang, im Hintergrund Wehrmauer mit Nische (1934)



Hochaltar mit Kanzel (1942)



Rechter Seitenaltar (1977)



Taufstein mit dem Hl. Johannes dem Täufer

Zwischen Wehrmauer und Kirche legten die Bewohner den ersten Friedhof an. Das Dorf blieb, wie alle anderen deutschen Gemeinden des Siedlergebietes, von der Reformation nicht verschont. Dadurch konnte schon ein Jahr nach dem Bau der Kirche kein katholischer Gottesdienst mehr gehalten werden. In den Jahren 1652 bis 1673 war die Gemeinde protestantisch.

Von 1673 bis 1681 betreuten Jesuiten wieder die katholische Pfarrgemeinde.

Von 1683 bis 1690 kam Oberstuben erneut unter protestantischem Einfluß, so daß in diesen Jahren abermals kein katholischer Gottesdienst in der Kirche stattfand. Da das ganze Hauerland in jener Zeit das gleiche Schicksal teilte, hatten die Gemeinden außer vielfältigen kriegerischen Überfällen von außen, den eigenen Religionskampf im Inneren durchzustehen.

Während der Gegenreformation wurde das Dorf wieder katholisch, blieb aber keine selbständige Pfarrei mehr.

Von 1690 bis 1787 war das Dorf Oberstuben eine Filialgemeinde von Glaserhau.



*Teil der Wehrmauer
mit Rundturm (1979)*

Erst im Jahr 1787 bekam die Gemeinde wieder einen eigenen Seelsorger, es war Pfarrer Franz Czerny.

In der Zeit, als die Jesuiten in Oberstuben wirkten, wurde das Dorf im Jahr 1678 von den Kuruzzen heimgesucht, die unter Führung von Imre Tököly — im Gefolge von Tataren und Franzosen — ins Land einfielen und deutsche Dörfer und Siedlungen in Schutt und Asche legten¹).

Einer alten Oberstübner Überlieferung zufolge kam es auf der „Marterwiese“ (diese Wiese wird heute noch so genannt), zu einer Kuruzzenschlacht.

Im Jahr 1684 wurde Oberstuben von den Soldaten Rákószis überfallen und ausgeplündert²).

¹ Vgl. dtv-Atlas z. Weltgesch. Bd. 1, S. 265 1669—71 Magnatenverschwörung des ungarischen Hochadels wegen grausamer Verfolgung der protestantischen Lehre mit Dragonaden, Hinrichtungen und Galeerenstrafen; deshalb auch Kuruzzenaufstand unter Graf Imre Tököly (1656—1705), der die Türken zu Hilfe ruft.

² Vgl. Archiv Kremnitz XXVI, 16, 3292, 3295, u. 3302 Karpatenjahrbuch 1978, S. 102.

Österreich—Ungarn, Prinz Eugen und die Türken

Während des Reichstages zu Preßburg im Jahr 1687 übertrugen die Stände dem Hause Habsburg — in männlicher Linie — die ungarische Krone.

Prinz Eugen von Savoyen (1663—1736) wurde im Jahr 1687 zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres berufen und besiegte während des dritten Türkenkrieges von 1716—1718 bei Peterwardein und Temesvar die Türken. 1717 wurde unter seiner Führung Belgrad erobert. Der Friede von Passarowitz erfolgte im Jahr 1718. Zu dieser Zeit verzeichnete das Reich der Habsburger die größte Ausdehnung.

Der führende Feldherr und Staatsmann der neuen Großmacht wurde Prinz Eugen. Wien wurde politischer, wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt des Reiches. Der Nationalstaat bestand aus elf Kernvölkern. Im Jahr 1689 wurde das „Einrichtungswerk“, die Voraussetzung zur weiteren Kolonisation der durch die Türkenherrschaft entvölkerten Donauegebiete geschaffen.



*Hl. Johannes
von Nepomuk-Kapelle
(1979)*

Bau des Pfarrhauses im 18. Jahrhundert

Über ein Jahrhundert war seit dem Bau der Kirche vergangen. Ein Jahrhundert, das die Grundfesten der Gemeinde erschüttert hatte, in dem sich Reformation und Gegenreformation ablösten und die Bevölkerung langsam wieder zur eigenen Identität und zum katholischen Glauben fand.

Im Jahr 1788, ein Jahr nach Einsetzung des Ortsgeistlichen Franz Czerny, wurde ein neues Pfarrhaus aus Stein gebaut, während der alte Holzbau abgebrochen wurde. Noch im gleichen Jahr legte der Seelsorger auch das Kirchenregister an. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, im Jahr 1814, wurde unweit des Pfarrhauses, neben dem oberen Bach (Mühlgraben), eine Kapelle zu Ehren des Hl. Johannes von Nepomuk erbaut.

Eine weitere Kapelle entstand im Jahr 1894, die dem Hl. Wendelin geweiht ist. Diese Kapelle baute man am südlichen Dorfrand, auf der rechten Seite der Land-



*Hl. Wendelin-Kapelle
(1980)*

straße (in Richtung großer Bahnhof). Gegenüber der Kapelle steht zwischen hohen Bäumen ein Holzkreuz.

Die Kirchengemeinde Oberstuben gehörte zur Diözese Neusohl. Die Kirche stand unter der Patronatsherrschaft der Freien Bergstadt Kremnitz. Diese war auch verpflichtet, die Kirche und den Pfarrhof instandzuhalten. Dieser Verpflichtung entzog sie sich dadurch, indem sie der Kirche etliche Besitzungen in der Nähe des Dorfes übereignete. Diese Kirchenfelder (Kiachntalling), wurden an die Landwirte der Gemeinde verpachtet. Der Kirche gehörten außerdem noch viele andere Felder, von denen der Ortsgeistliche etwa 25 Joch und der Kantor (Organist) ungefähr 12 Joch frei hatte.

Die Großfamilie und die Teilung der Grundstücke

Die Gebäude des Dorfes reichten sich entlang des Baches. Um auch die höher gelegenen Grundstücke als Baugrund nutzen zu können, wurde ein künstliches Bachbett geschaffen, welches die dort gelegenen Häuser mit Wasser versorgte. Der neue Bach hieß „Miehlgrom“ Mühlgraben, der alte Bachlauf wurde „Pjilla-pächl“ genannt.

Unterhalb der mittleren Mühle, wo sich beide Bäche wieder vereinen, nannte man den Bach „die Póch“. Die Gefahr bei Hochwasser und Wolkenbrüchen war nun beseitigt, da das Wasser besser gebändigt werden konnte. Immer mehr Häuser wurden gebaut.

Am südlichen Dorfrand, unterhalb des Spitzenberges, war eine alte Mühle, deren Mühlrad durch die Wasserkraft des Dorfbaches angetrieben wurde. Das Korn wurde noch mit Steinen gemahlen. Mitte des 19. Jahrhunderts entstand im Miteldorf eine weitere Getreidemühle, die verschiedene Mehlsorten herstellte. Ihre zentrale Lage begünstigte jene, die von der oberen Mühle weit entfernt wohnten. Durch die Großfamilien, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts vorherrschten, war durch gemeinsame Bewirtschaftung von Feldern, Wiesen und Wäldern die Ernährung der Bevölkerung gewährleistet. Als später die Söhne ihren Erbteil verlangten und die Teilung der Fluren begann, wurde auch die Existenzgrundlage für die Zukunft in Frage gestellt. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte, bis in die Gegenwart, schrumpften die Grundstücke durch die laufende Teilung so stark, daß manche Familie das Futter zur Haltung einer Kuh nicht mehr vom eigenen Grund und Boden zusammenbrachte. Dieses Verfahren setzte sich jedoch nicht überall durch. In vielen Familien übernahm der älteste Sohn die Landwirtschaft und mußte dafür die Geschwister entsprechend finanziell entschädigen. Auch durch Einheirat wurde dann mancher Bauer, wenn auch nicht reich, so doch wohlhabend.



Altes Holzhaus am unteren Bach „Pjillapächl“ (1934)



Altes kleines Holzhaus am oberen Bach „Miehlgrom“ (1938)



Altes kleines Holzhaus im Mitteldorf „Matúsch“ (1979)



Altes Vorratshaus im Unterort (1979)



*Neueres Vorratshaus
im Unterort (1979)*

Die neuen Häuser baute man nun entsprechend kleiner, da die Familien kleiner waren. Die Bauweise hatte sich nur geringfügig geändert. Das Bauholz wurde teils an drei Seiten, teils als Vierkantholz behauen. Die Ritzen bzw. die Innenseiten der Wände verschmierte man nach wie vor mit Lehm, die Innenwände aber wurden mit gelöschtem Kalk geweißelt. Die Vorratshäuser „Schiethaisa“, die bei der Großfamilie noch aus Holz bestanden, baute man nun aus Stein. Die Mauern eines Vorratshauses waren oft einen Meter breit, die Fenster klein und vergittert. Die Türen und Fensterläden aus Eisen, um der Gefahr eines Einbruchs vorzubeugen. In den Vorratshäusern wurde Brotgetreide, Speck, Schinken, Dauerwürste sowie sonstige Lebensmittelvorräte aufbewahrt.

Da die Landwirtschaft bei den meisten Familien den Lebensunterhalt für das ganze Jahr nicht decken konnte, arbeitete die Mehrzahl der Oberstübner Männer in den Wäldern der näheren und weiteren Umgebung als Holzfäller. Sie waren

gesuchte Fachleute, die bis in die Zips und Siebenbürgen bekannt und begehrt waren.

Während die Männer zum Teil in der Fremde das Brot verdienten, bearbeiteten die Frauen die Felder, versorgten Haus und Hof und kümmerten sich um die Erziehung der Kinder. Die Mundart, das Oberstübnerische, waren die ersten Worte, die man sprach. Sie hat sich bis in die Gegenwart hinübergerettet, wenn sie nunmehr auch zum Aussterben verurteilt ist.

Zu den unmittelbaren Nachbarn, den Slowaken, pflegten die Dorfbewohner gute Nachbarschaft, obwohl große Sprachschwierigkeiten vorhanden waren und man sich nicht verschwägte. Ihren katholischen Glauben und ihr Deutschtum haben sie sich über alle Jahrhunderte hinweg treu bewahrt.

Die Slowaken sind im Grund ihres Wesens gutmütig, ehrlich, friedlich und zeigten einen gesunden Nationalstolz. Sie drängten sich nirgends vor, waren gute Christen und dienten den Ungarn genau so, wie es die Deutschen taten.

Maria Theresia und Joseph II.

Indes wurde mit dem Frieden von Shatmar 1711 unter Karl I. festgelegt, daß sich Ungarn nach eigenen, vom Reichsgesetz beschlossenen Gesetzen verwalten solle. Im Jahr 1717 wurde durch die pragmatische Sanktion die Sicherung der weiblichen Thronfolge des Reiches beschlossen. Maria Theresia übernahm 1740 die österreich-ungarische Krone. Der österreichische Erbfolgekrieg 1740 konnte dennoch nicht vermieden werden, als Friedrich II. von Preußen nach Schlesien einmarschierte. Mit Hilfe des Reichstags zu Preßburg im Jahr 1741 erhielt die Kaiserin von den Ungarn Hilfe. Diese Monarchin hat während ihres Wirkens von 1740—1780 viel zur Förderung des Schulwesens im Reich und zur Hebung der Volksbildung getan. Bis 1780 war Joseph II. (1765—90) Mitregent seiner Mutter. Der Zunftzwang und die Leibeigenschaft wurden 1781 aufgehoben. Eine Gleichstellung der Konfessionen blieb jedoch aus. Seit dem Jahr 1748 strömten wieder in verstärktem Maße neue „Schwabenzüge“ nach Galizien und die Bukowina.

Während des Aufstandes der österreichischen Niederlande im Jahr 1787 brachen auch in Ungarn allgemeine Unruhen aus. Durch die Französische Revolution 1789 und Napoleon wurde ganz Europa in kriegерische Auseinandersetzungen verwickelt. Im Juli 1809 wurde Österreich zum wiederholten Male besiegt, Erzherzog Karl trat zurück und der im Oktober 1809 in Schönbrunn vereinbarte Frieden schnitt die Donaumonarchie vom Meer ab. Österreich wurde ein Binnenstaat. Das Land mußte 100 000 qkm Land und 3,5 Millionen Einwohner abtreten.

Der Wiener Kongreß

Zur Neuorientierung der österreichischen Politik wurde Fürst Metternich (1773 bis 1859) berufen. Nach der endgültigen Niederlage Napoleons wurde der Wiener Kongreß (1814/15), ein Werk Fürst Metternichs, einberufen.

An dem Kongreß nahmen fast alle Staaten und Fürsten Europas teil. Im Sinne einer Restauration wurden die liberalen und revolutionären Ideen der Französischen Revolution als staatsgefährdend abgelehnt und im wesentlichen die territorialen Verhältnisse der vorrevolutionären Zeit wieder hergestellt. Im September 1815 beschloß der Kongreß die Gründung der sogenannten Heiligen Allianz. Rußland, Österreich und Preußen verpflichteten sich zur christlich patriarchalischen Regierung nach innen, gemäß den Worten der Heiligen Schrift, sowie zur Solidarität nach außen. Der Allianz traten alle europäischen Monarchen, mit Ausnahme des Papstes und des Sultans, bei. Der politisch unklar formulierte „Bund vom Thron und Altar“, begründete die erste übernatürliche Friedensorganisation der Neuzeit. Fürst Metternich benutzte die Heilige Allianz als wirksames Machtinstrument seiner konservativen Politik. Zur Sicherung des Wiener Friedens versuchten Fürst Metternich und Zar Alexander I. eine Zusammenarbeit der europäischen Großmächte durch Konferenzen (1815—22).

Das Steinhaus

Wiederholte Brände, oft durch Unachtsamkeit hervorgerufen, suchten die Bevölkerung immer wieder heim. Ende 18., Anfang des 19. Jahrhunderts, standen in Oberstuben schon vereinzelt Häuser aus Stein. Als Baumaterial verwendete man runde, glatte „Bachsteine“, als Bindemittel Mörtel aus Sand und gelöschtem Kalk. Die Mauerstärke betrug bis zu einem Meter. Die Häuser waren ebenerdig und nicht unterkellert. Dadurch konnte die Feuchtigkeit oft bis auf Fensterhöhe in die Wände eindringen.

Das Wohnen in diesen Steinhäusern „Gamaija“ Gemäuer genannt, war ungesund. Die Dächer wurden mit Holzschindeln gedeckt und der Rauch der Öfen entwich nach wie vor unter das Dach. Kamine kamen erst Mitte des 19. Jahrhunderts auf, als man begann, die Häuser aus gebrannten Ziegelsteinen zu bauen und die Gebäude zu unterkellern. Durch das Unterkellern wurden die Wohnungen wieder trockener und gesünder.

Im Jahr 1938 standen noch etliche alte Steinhäuser, die manchen Brand „überstanden“ hatten. Ihre Dächer, wiederholt abgebrannt, wurden jedes Mal erneuert, die dicken Mauern aber „überlebten“ jede Brandkatastrophe. Im Laufe der Jahre sind sie nach und nach modernisiert worden.

Die Revolution von 1848 — Abdankung König Ferdinand I.

Die Revolution von 1848 erfaßte, mit Ausnahme Englands und Rußlands, alle großen europäischen Staaten. Im März 1848 hatte Wien, von Studenten und Bürgerwehr, seinen ersten Aufstand. Fürst Metternich floh nach England. Sein Sturz förderte die Erhebung im ganzen Land. Der Wiener Hof versprach eine Verfassung, die aber allgemein abgelehnt wurde.

Im Mai des gleichen Jahres erfolgte der zweite Aufstand. Daraufhin berief der Hof den Reichstag ein, wobei die endgültige Bauernbefreiung beschlossen wurde. Im Oktober 1848 fand ein dritter Aufstand statt, der sich durch meuternde Massen gegen ungarische Truppen entlud und mit Plünderungen des Zeughauses und Bewaffnung des Volkes einen Höhepunkt erreichte.

Im Dezember 1848 dankte König Ferdinand I. zugunsten seines Neffen Franz Joseph I. (1848—1916) ab. In Ungarn zwangen Aufstände die gebildete Nationalregierung zu schärferen Aktionen gegen den Stellvertreter (Palatin), den Habsburger in Ungarn, Erzherzog Stephan. Die Honvéd-Truppe wurde aufgebaut und im April 1849 Ludwig Kosshuth (1802—94) zum Reichsverweser erhoben, der Habsburger wurde abgesetzt. Nachdem die Ungarn von zwei russischen Heeren im August 1849 im Osten geschlagen wurden, wurde Ungarn in fünf Provinzen aufgeteilt. Kosshuth floh in die Türkei, und Ungarn kam unter eine Militärverwaltung. Nach Niederschlagung der Aufstände, auch in den anderen Teilen der Habsburger Monarchie, wurde im Jahr 1851 die Verfassung in Österreich aufgehoben, in Ungarn eine Militärdiktatur eingeführt.

1867 wurde der österreich-ungarische Dualismus mit gemeinsamer (k. u. k.) Außen-, Finanz- und Heerespolitik begründet. Die Krönung Franz Josephs I. zum König von Ungarn fand im Jahr 1867 statt.

In den folgenden Jahrzehnten war die Nationalitätenfrage das größte innenpolitische Problem der Doppelmonarchie. Die Ungarn führten in ihrem Gebiet gegenüber den anderssprachigen Völkern eine konsequente Magyarisierung durch, die besonders in den Jahren 1875—90 unter Ministerpräsident Kalman Tisza (1830—1902) gefördert wurde.

Bau der Eisenbahn Vrutky-Altsohl

Durch den Bau der Eisenbahn wurden in dem Waldgebiet der Mittelslowakei neue wirtschaftliche Möglichkeiten erschlossen. Die eingleisige Nord-Süd-Strecke Vrutky—Altsohl wurde 1868 begonnen und im Jahr 1872 ihrer Bestimmung übergeben. Viele Menschen fanden Arbeit und Brot. Man war nicht mehr absolut auf Fuhrwerke angewiesen und konnte bequemer reisen. Mancher, der sich seit-

her während der Sommermonate bei den Bauern als Knecht oder Magd Arbeit gesucht hatte, schaffte jetzt während des ganzen Jahres entweder in Papier- oder Stuhlfabriken, oder in Spinnereien und Webereien in entfernteren Städten. Zum Bau der Bahn Vrutky—Altsohl setzten die Behörden viele italienische Arbeiter ein. Nach Fertigstellung 1872 durften die Bewohner von Oberstuben die erste Fahrt kostenlos mitmachen; nur wenige nahmen dieses Angebot an. Verängstigt stand das Volk am Vogelhübel und erwartete den ersten Zug. Als dieser sich näherte, rief der 80jährige Pfarrer: „Kinder kommt, lauft schnell nach Hause, das ist ja der wahrhaftige Teufel!“

Bau der Volksschule

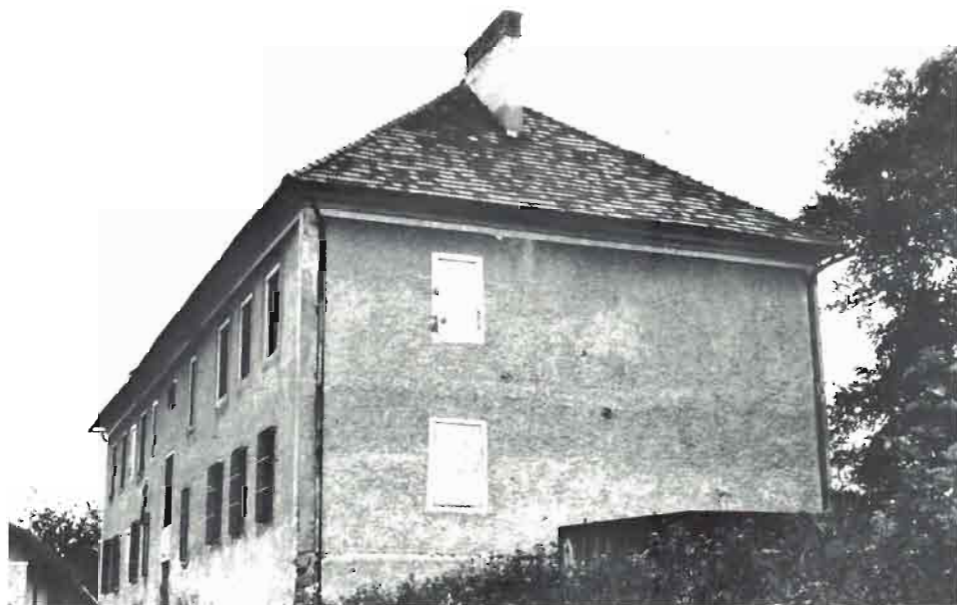
Außer der Eisenbahn baute man in jener Zeit in Oberstuben ein großes, stattliches Schulgebäude. Die Schule hatte sieben Klassenzimmer, die auf zwei Stockwerken verteilt waren. Des weiteren war noch eine Wohnung für den Schulleiter, eine kleine für den Schuldiener, zwei Kabinette zur Aufbewahrung der Lehrmittel, sowie ein Rektorats- und ein Lehrerzimmer untergebracht. Mit dem Bau



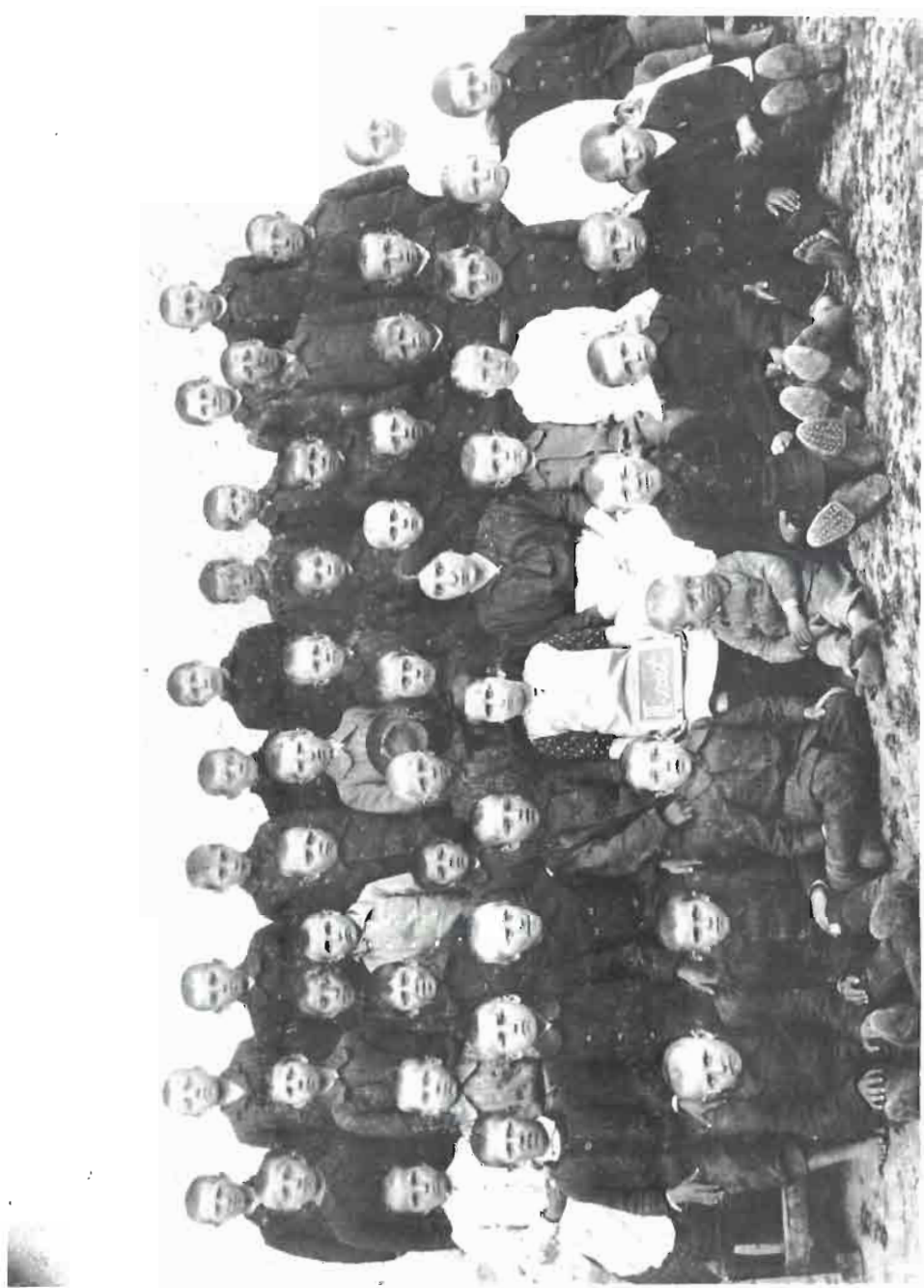
Volksschule Oberstuben, Westansicht 1979, 105 Jahre nach der Einweihung

der Schule begann man im Jahr 1870. Erst 1874 erfolgte die Einweihung. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt. Sie begann mit Vollendung des sechsten Lebensjahres und dauerte sechs Jahre. Die Unterrichtssprache war ab 1907 ungarisch. Begabte Kinder, armer oder minderbemittelter Eltern kamen nur selten zu einer höheren Schulbildung. Nach der Schulzeit wurden sie Holzfacharbeiter, Handwerker oder Bauern. Jene, die vom Staat ein Studium erhielten, gingen, da sie nicht mehr nach Hause zurückkehrten, der Gemeinde und auch dem Deutschtum verloren. Meist änderten sie auch ihren Namen, aus Ludwig Turzer wurde ein Lajos Turoczi. Schon vor dem Schulneubau hatte Oberstuben eine katholische Konfessionsschule. Zuletzt war sie im Gemeindehaus Gebäude Nr. 362 untergebracht. Der Unterricht wurde damals nur in den Wintermonaten erteilt, weil die Kinder im schulpflichtigen Alter vom Frühjahr bis zum Herbst in der Landwirtschaft arbeiten mußten.

Nachdem der Unterricht nun in der neuen Volksschule stattfand, wurde im Gemeindehaus ein ungarischer Kindergarten (Ovoda) eingerichtet. Dieser bestand bis zum Jahr 1918. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Haus von einem Lehrer bewohnt, welcher auch gleichzeitig das Amt des Organisten in der Kirche versah. In den letzten Jahren vor 1945 diente es abermals als Kindergarten.



Volksschule Oberstuben, Nordostansicht 1979



Volksschule Oberstuben Klasse 3—6 mit Lehrerin Belicky im Jahr 1915

Das Postwesen

Anfang des 20. Jahrhunderts bekam die Gemeinde ein eigenes Post- und Telegraphenamt. Es war immer von einem Beamten besetzt. Zum Postamt gehörte außerdem auch ein Briefträger. Dieser holte die Postsäcke und Pakete von der Eisenbahnhaltestelle Oberstuben (kleiner Bahnhof) ab. Zu diesem Zweck hielt der Postbeamte ein kleines Pferd, das vom Briefträger betreut wurde. Er brachte auch das Postgut mit einer Kutsche zur Bahn. Im Winter diente ein großer Schlitten als Transportmittel. In der verschneiten Winterlandschaft hörte man schon von weitem die Glöckchen des Postschlittens. Während die Bewohner den Weg zur Eisenbahnhaltestelle immer zu Fuß zurücklegten, durften die Honoratioren des Dorfes, vor allem die Lehrer, auf dem Kutschbock neben dem Briefträger Platz nehmen. Das Verteilen der Briefe war für den stets freundlichen Mann täglich ein Marsch von vielen Kilometern. Sein Amt bereite ihm Freude, jedem Wind und Wetter zum Trotz.

Bis zum Ende der dreißiger Jahre hatte das Dorf keine eigene Gendarmeriestation (Landespolizei). Bis 1918 war für die Gemeinde die Polizeistation Stubenbad zuständig. Diese hatte sehr angenehme Beamte. Der Leiter vor dem Ersten Weltkrieg, Kommissar Stock, genoß Respekt und Ansehen bei der Bevölkerung. Er löste häufig die kompliziertesten Fälle.



Inschrift der Hl. Mutter Anna-Glocke"

Josephstag 1896

Am 19. März 1896, dem Josephstag, schlug der Blitz in das Kirchendach ein. Es brannte ab, und auch die Glocken wurden dabei von den Flammen vernichtet. Unter mannigfachen Opfern der Gemeinde konnten sie nach Instandsetzung des Turm- und Kirchendaches wieder ersetzt werden.

Die große Glocke war zu Ehren der Hl. Mutter Anna geweiht, die zweite, auch die „Mittlere“ genannt, dem „Hl. Herzen Jesu“. Die drittgrößte Glocke hieß die „Wetterglocke“, da sie bei schweren Gewittern und Feuersbrünsten geläutet wurde. Die kleinste Glocke, auch „Klänglgläckl“ — Sterbeglocke, weihten die Ahnen dem Hl. Joseph.



*Die große Glocke
„Hl. Mutter Anna-Glocke“*

Unsere Glocken

Jeden Tag beim Morgengrauen
rief die Glocke zum Gebet
Gott zu danken, Ihm vertrauen
der das Weltenall bewegt.

Und dann stand der Himmel offen
läuteten die Glocken all'
voller Freude, Sehnen, Hoffen
trug zum Himmel hin ihr Schall.

War ein Feuer ausgebrochen
läutete die Glocke „Sturm“
kam es nachts war man erschrocken
hörte wie gebannt zum Turm.

Auch die Totenglocke hallte
oft im Jahr in unserem Ort
junge Menschen und auch alte
nahm der Tod ins Jenseits fort.



*Kirchenglocken
von Oberstuben*

Ja so hörte immer wieder
mancher Bauer ihr Geläut
kniete auf dem Felde nieder
hat sich nicht davor gescheut.

Unsere Glocken waren „Leben“
und sie klangen Jahr für Jahr
auch in das Geschick von jedem
nur nahm's damals niemand wahr.

Kam nach Tages Last und Plagen
dann der Abenddämmerchein
wollt' die Glocke jedem sagen
ruht nun aus und laßt's gut sein.

Sonntags und an hohen Festen
klang ihr Läuten weit durch's Tal
Unserem Vater dem Gerechten
treu zu dienen immerdar.

Auswanderer nach Übersee

Um die Jahrhundertwende wanderten viele Bewohner nach Amerika aus. In der „Neuen Welt“, den Vereinigten Staaten, Brasilien, Argentinien, Uruguay und Paraguay erhofften sich manche ein leichteres, besseres Leben. Einige kehrten wieder nach Hause zurück. Die meisten aber blieben und wurden zum Teil wohlhabend oder gar reich. Wieder andere kamen nach Jahren mit dem ersparten Kapital zurück und kauften sich inmitten slowakischer Ortschaften große landwirtschaftliche Anwesen und gingen somit dem Deutschtum verloren.

Gründung der Konsumgenossenschaft

Im Jahr 1896 kam der neue Ortsgeistliche, Dechant Ludwig Holbay nach Oberstuben. Seinen ersten Eindruck, den er beim Besuch der Pfarrkinder erhielt, war wenig ermutigend. Wohl treue Mitglieder der Kirche, durchweg kinderreich, aber bettelarm und verschuldet. Der fällige Zins für geliehenes Darlehen konnte vielfach nicht aufgebracht werden, so daß manches Grundstück oder bäuerliches Anwesen „lizitiert“, versteigert, werden mußte. Bei den örtlichen Kolonialwarenhändlern ließ mancher die nötigsten Lebensmittel „aufschreiben“. Die Bezahlung erfolgte, wenn der Familienvater seinen Arbeitslohn heimbrachte. Lag er aber krank im Bett, hatte die Familie bald die Not als ständigen Hausgenossen und die Gemischtwarenhändler — die auch als Geldverleiher fungierten — das nächste Grundstück in ihren Fängen.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts hatte sich die Notlage der Bevölkerung so zugespitzt, daß dringend ein Weg aus dem Teufelskreis gesucht werden mußte. Pfarrer Holbay ergriff als erster die Initiative, indem er den Männern der Gemeinde den Vorschlag zur Gründung einer Konsumgenossenschaft machte.

„Wenn wir als Konsumgenossenschaft die Lebensmittel und sonstige Waren „en gros“ einkaufen, profitiert davon die ganze Gemeinde“, sagte er. Daraufhin wurde im Jahr 1904 eine Konsumgenossenschaft gegründet, die sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzte:

12 Gründer	1 Kassier
6 Aufsichtsräte	1 Buchhalter
4 Direktionsmitglieder	1 Konsumleiter
1 Präses	

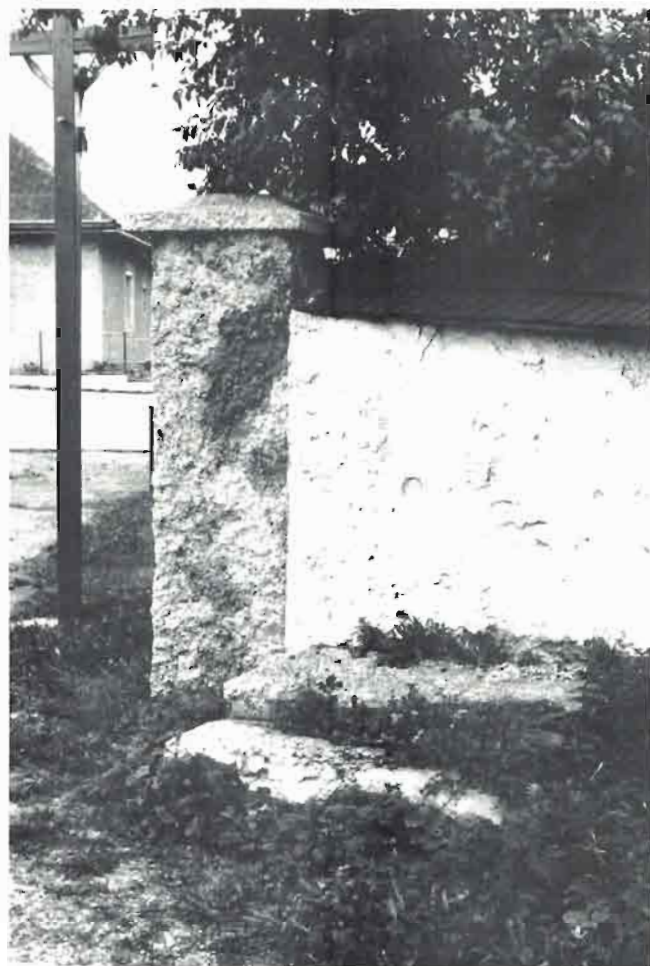
Diese Einrichtung bewährte sich von Anfang an. Die örtlichen Kolonialwarenhändler hatten von nun an keinen Umsatz mehr und verließen nach und nach das Dorf, die noch verbliebenen mußten ihr Warenangebot dem der Konsumgenossenschaft angleichen.

Im Jahr 1929 konnte die Genossenschaft ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern. Pfarrer Ludwig Holbay, dem die Gemeinde viel verdankte, wirkte bis zum Jahr 1932 als Ortsgeistlicher in Oberstuben und starb sechs Jahre später auf einem Ruhesitz in Kremnitz.

Nach dem Ersten Weltkrieg, im Jahr 1921, wurde auch eine Kreditgenossenschaft gegründet. Initiator dieser segensreichen Einrichtung war Lehrer Laurenz Jakubetz. Nach dessen plötzlichem Tod übernahm Herr Lumnitzer die Leitung. Einige Jahre später änderte man die Kreditgenossenschaft in eine Raiffeisenkasse, deren Leiter auch Herr Lumnitzer war.

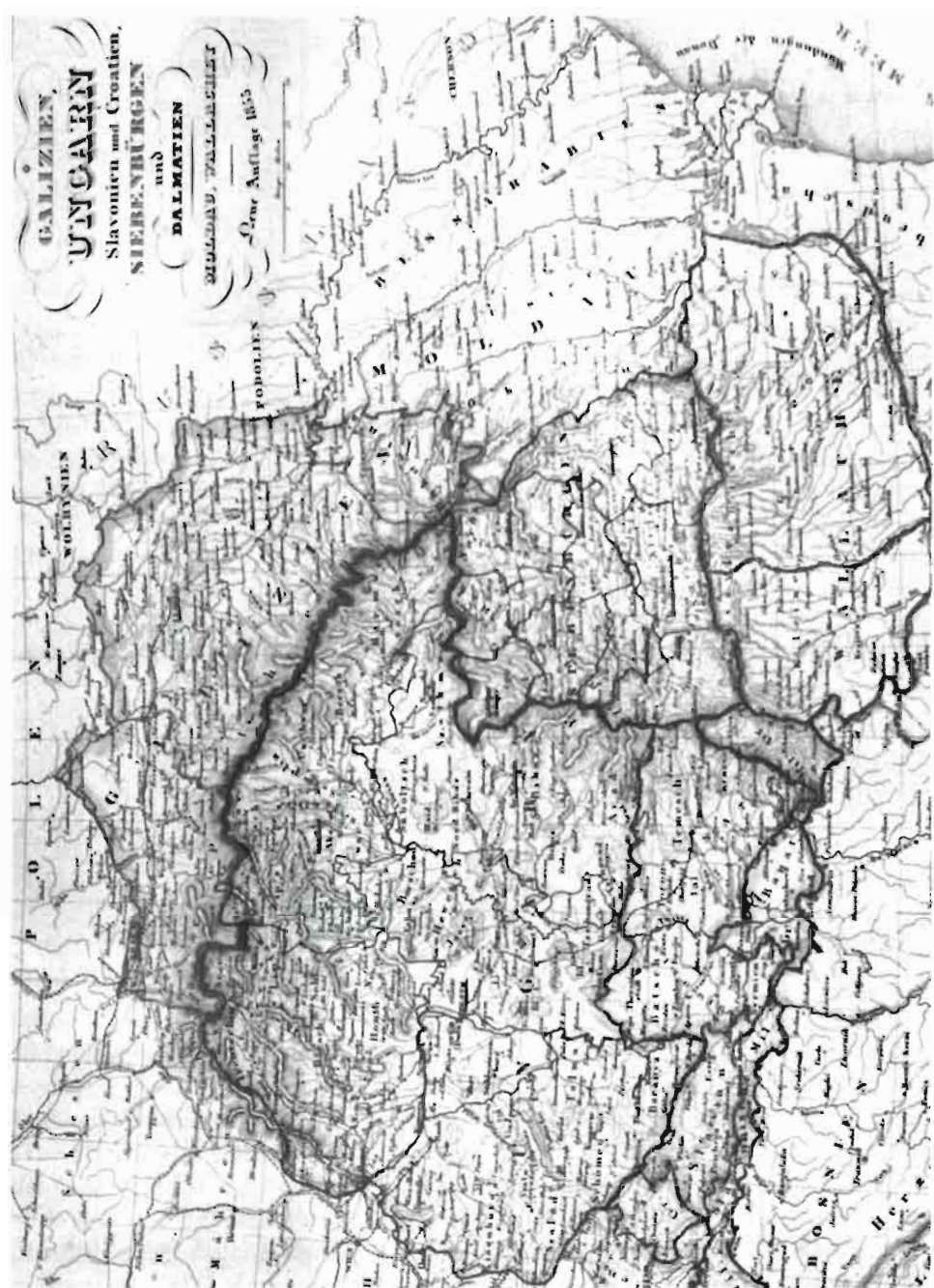
Die Kommunalstruktur in der Donaumonarchie

Die Gemeinde Oberstuben gehörte während der Donaumonarchie, bis zum Jahr 1918, zum Thurozer Komitat (Verwaltungsbezirk) und war in ihrer Kommunalstruktur folgendermaßen gegliedert: Das Oberhaupt des Dorfes war der Bürgermeister, Richter genannt. Wohlhabende Bauern, ab einer bestimmten Größe Katastraljoch von Feldern, Wiesen und Waldbestand, wählten damals den Richter und die Geschworenen bzw. Beigeordnete. Die Zahl der Geschworenen schwankte zwischen vier und sechs. Dieses Gremium war für die Gerichtbarkeit der Gemeinde verantwortlich. Ebenso fungierte es als Friedensgericht, auch bei sonstigen, die Gemeindemitglieder betreffenden Streitfragen. Die Beschlüsse dieses Gremiums wurden vom Gemeindediener (Kleinrichter) durch Austromeln in der Gemeinde kundgetan, oder aber vom Richter selbst, sonntags nach dem Hauptgottesdienst, auf einem, eigens zu diesem Zweck geschaffenen Stufenpodest (mit zwei Treppenstufen), bekanntgegeben. Dieser Brauch wurde bis zum Jahr 1945 beibehalten und gepflegt.



Stufenpodest (1979)

Die Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte stark vermehrt. Der hohen Kindersterblichkeit hielt die sehr hohe Geburtenzahl nicht nur die Waage, sondern sorgte auch für stetig steigendes Bevölkerungswachstum. Dies hatte zur Folge, daß die häufig gleichen Familiennamen oft zu Verwechslungen führten. Die wohl zahlenmäßig am meisten vertretenen Familiennamen waren Weiß, Hogh, Schmidt und Reichl. Man half sich damit, daß an den Familiennamen der Hausname angehängt wurde. So entstanden die Doppelnamen, z. B.: Weiß-Brummer, Hogh-Binder, Schmidt-Tudl, Reichl-Gluos, usw. Zum Teil haben sich diese Beinamen bis in die Gegenwart erhalten.



Landkarte Ungarn 1855

Der Erste Weltkrieg

Mit der Ermordung des österreich-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand (geb. 1863) und seiner Gemahlin durch den bosnischen Studenten Princip, im Auftrag der Geheimorganisation „Schwarze Hand“ in Sarajewo 1914, wurde ein Brand entfacht, der fast den ganzen Erdball erfassen, den Völkern der zivilisierten Welt unendliches Leid, den Verlierern den völligen Ruin, den Siegern aber keine Siegeslorbeeren einbringen sollte.

Kaiser Franz Joseph I. wollte keinen Krieg. Seine Ahnung ließ ihn den Satz aussprechen, daß er diesen Krieg nicht überleben würde, was dann auch eintraf.

Dennoch kam es zur Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 18. Juli 1914. Da Rußland beschlossen hatte Serbien zu unterstützen, war die Generalmobilmachung in Rußland am 30. Juli 1914 ein erstes Alarmzeichen für die Donaumonarchie. Daraufhin rief Österreich-Ungarn am 31. Juli 1914 zur Generalmobilmachung auf. Deutschland, der Verbündete Österreich-Ungarns, befahl am 1. August 1914 die Generalmobilmachung und richtete am gleichen Tag eine Kriegserklärung an Rußland. Es war eine Kettenreaktion, denn schon am 3. August erklärte Deutschland an Frankreich den Krieg.

Österreich-Ungarn wurde mit Hilfe des Notstandsparagraphen und des Ausnahmezustandes regiert. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Auf den Schlachtfeldern Europas tobte ein Kampf, wie ihn die Menschheit noch selten erlebt hatte. Der Tod hielt täglich tausendfache Ernte. In der Heimat wurden Frauen zu Witwen, Kinder zu Waisen. Diejenigen, die durch Kugeln und Granaten nicht den Tod erlitten, waren Krüppel an Leib und Seele und sollten in ein ausgehungertes, am Boden liegendes Land heimkehren. Die dunkle Todesahnung des Kaisers Franz Joseph I. erfüllte sich am 21. 11. 1916, mitten im Wüten des Krieges. Er starb als alter, gebrochener Mann, der die düstere Zukunft seines Reiches als Vision vor Augen sah.

Karl I., ein Großneffe des Kaisers wurde sein Nachfolger. Nach dreijähriger Pause trat im Mai 1917 das österreich-ungarische Parlament zusammen. Karl I. suchte die Versöhnung mit den verschiedenen Völkerschaften seines Reiches. Er mußte aber resignieren, denn sein Vorhaben scheiterte an den Autonomieforderungen der Tschechen und Südslawen.

Der Krieg dauerte bereits vier Jahre. Die Aussichten, sowohl an den Fronten als auch in der Heimat, waren trostlos. Nach dem Scheitern der letzten österreichisch-ungarischen Offensive an der Piavemündung im Juni 1918 und der Ablehnung einer Friedenskonferenz durch den amerikanischen Präsidenten Wilson (14. 9. 1918), stimmte Österreich-Ungarn am 4. Oktober 1918 dem deutschen Waffenstillstandsangebot zu.

Am 11. November 1918 verzichtete Karl I. auf jeden Anteil an der Regierung.

Am 16. November 1918 wurde unter Ministerpräsident Michael Karolyi die ungarische Republik ausgerufen (seit 30. 10. 1918). Er wurde 1919 zum Staatspräsidenten ernannt, trat jedoch aus Protest gegen die Waffenstillstandsbedingungen noch im gleichen Jahr zurück und übergab die Regierungsgewalt an die aus Sozialisten und Kommunisten gebildeten Räteregierung unter Béla Kún (1885—um 1937). Die „Rote Armee“ besetzte Teile in der Slowakei, wurde aber durch einen Gegenangriff der Rumänen über die eigenen Landesgrenzen zurückgedrängt. Eine Gegenregierung unter Ministerpräsident Pál Tekeli von Szék (1920/21) ernannte Admiral Nikolaus von Horthy (1668—1957) zum Oberbefehlshaber des ungarischen Heeres. Béla Kún aber floh.

Von 1920—1944 war Nikolaus von Horthy Reichsverweser. 1920 erfolgte die Proklamation Ungarns zur Monarchie mit „vakantem Thron“.

Bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages am 10. September 1919 in St. Germain-en-Laye sah es für Österreich, das auf der Verliererseite stand, schlecht aus. Der Friede bedeutete: Die Abtrennung von Südtirol bis zum Brenner, außerdem von Triest, Istrien und Dalmatien, sowie Gebieten in Kärnten und Krain, Anerkennung der Selbständigkeit Ungarns, der Tschechoslowakei, Polens und Jugoslawiens; des weiteren die Ausweisung des Hauses Habsburg.

Bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages am 4. Juni 1920 mit Ungarn in Trinon, wurde Restösterreich als Nachfolgerin der Donaumonarchie und als Kriegsstifter angesehen. Es mußte große Gebietsabtretungen leisten; die Slowakei und die Karpatoukraine an die neu gegründete Tschechoslowakei, Kroatien-Slawonien an Jugoslawien, Gebiete des Banats an Jugoslawien und Rumänien, Siebenbürgen an Rumänien. Durch eine Volksabstimmung gelangte der größte Teil des Burgenlandes an Österreich. Ungarn verlor 67,8% seines Staatsgebietes und 59% der Bevölkerung. Zwei Rückkehrversuche Karls I. als König von Ungarn (1921) scheiterten.

Seit dem Jahr 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg waren fast tausend Jahre vergangen, als das streitbare Reitervolk der Ungarn zur Rason gebracht und in die Grenzen ihres Landes gewiesen wurden.

Nur noch wehmütige Gedanken blieben an jene Epochen der Blüte und größten Ausdehnung des Reiches. Die Gegenwart sah ein kleines, verstümmeltes Land, das sich erst an die neugeschaffenen Tatsachen eines verlorenen Krieges gewöhnen mußte . . .

Die Gründung der Tschechoslowakei

Aus dem Niedergang der Donaumonarchie entstand nach dem Vertrag von Pittsburgh am 28. Oktober 1918 die Tschechoslowakei, eine parlamentarisch, de-

mokratische Republik, unter Zusicherung der Autonomie für die Slowakei. Die Regierung unter Tomas Garrigue Masaryk (1850—1937) wurde in Paris ins Leben gerufen und Masaryk das Amt des Staatspräsidenten übertragen. Zum Außenminister wurde Eduard Beneš (1884—1948) gewählt. Die Ausrufung der Republik im Oktober 1918 in Prag erfolgte durch den Nationalausschuß, welcher als Ministerpräsident Karel Kramář (1918—19) und als Präsident Masaryk bestätigte.

Der neue Staat hatte eine Längenausdehnung von 930 Kilometern. Die Tschechoslowakische Republik war mit 46% Tschechen, 13% Slowaken, 28% Deutschen, 8% Ungarn, 3% Ukrainern — die restlichen 2% setzten sich aus Polen, Juden und Zigeunern zusammen — ein politisch und konfessionell heterogenes Gebilde.

Innenpolitisch stützte sich der neue Staat auf die tschechische Beamtenschicht. Die versprochene Autonomie wurde dem slowakischen Bevölkerungsanteil vorenthalten, und ihr Führer Vojtěch Tuka (1880—1946) wurde 1929 zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Im neuen Staat — Deutscher Schulunterricht

Nach dem Ersten Weltkrieg, als die Gemeinde die Verluste an Toten und Verwundeten noch nicht gezählt hatte, war über Nacht ein neues Land mit neuem Zuschnitt entstanden.

Die Tschechoslowakische Republik wollte den Deutschen die Pflege ihrer Sprache, Sitten und Bräuche, sowie deutsche Schulen gewähren. Somit wurde am 1. September 1919, fast ein Jahr nach Proklamierung der Tschechoslowakei, der erste deutsche Schulunterricht aufgenommen. Der Anfang war nicht leicht, da die Schüler bis 1918 in ungarischer Sprache unterrichtet worden waren. Viele der damaligen Lehrer kamen aus ungarischen Ausbildungsstätten und standen mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß.

Wie zur Zeit der Donaumonarchie, wurde auch jetzt in sechs Klassenstufen unterrichtet. Erst später, in den Jahren 1925—29 wurde allmählich auf acht Schülerjahrgängen erweitert. Die Schülerzahl betrug im Schnitt 500 und 600. Der Unterricht wurde für die jeweiligen Klassen im Wechsel schichtweise gehalten, weil die Räume nicht ausreichten:

Montag bis Mittwoch von acht bis zwölf Uhr und
Donnerstag bis Samstag von dreizehn bis siebzehn Uhr.



Rundholzplatz Ždiar/Zámek-Mähren (1933)



Oberstübener Facharbeiter Ždiar/Zámek-Mähren (1933)

Holzfachleute

Die Bevölkerung war durch die neuen Landesgrenzen in ihrem Wirkungskreis eingengt und benachteiligt. So konnten die Holzfachleute in Siebenbürgen oder die Landarbeiter in der südlichen Theißebeke keine Arbeit mehr annehmen. Schon Anfang der zwanziger Jahre wurden die Holzfachleute wieder häufiger auf Rundholzplätze und Sägewerke, sowohl in Böhmen und Mähren, als auch in der Zips angeworben. Sie waren überall geachtet und wegen ihres großen Fleißes sehr geschätzt. So konnte man auch noch nach dem Krieg im Karpaten-jahrbuch 1968 folgende kleine Geschichte über die „Stubner Akkordarbeiter“ lesen:

Auf vielen Rundholzplätzen der Slowakei waren einst Arbeiter aus Oberstuben anzutreffen. Sie verdingten sich nur als gut bezahlte Akkordler, denn sie galten als fleißig, geschickt und überaus tüchtig. Ihr Arbeitstempo und ihre bewundernswerten Leistungen im Zurechtsägen der Baumstämme waren einfach von keiner Konkurrenz zu schlagen.

Da hatte einmal eine deutsche Holzfirma ein großes Sägewerk in der Unterzips gepachtet. Um dieses zu inspizieren, kam der Herr Generaldirektor aus Deutschland selbst in den Betrieb und ließ sich vom Sägewerksverwalter, Herrn O. aus Einsiedel, fachkundlich beraten und herumführen. Als er auf den Holzlagerplatz trat und den Männern mit den langen Schrotsägen beim schnellen Zersägen der mächtigen Nadelholzstämme eine Weile ganz überrascht und verwundert zusah, wendete er sich an seinen Begleiter mit der Bitte: „Sagen Sie doch den eifrigen Arbeitern, sich nicht deshalb so zu beeilen, weil ich zuschaue!“ Der Verwalter aber erwiderte ihm lachend: „Herr Generaldirektor! Die Leute pfeifen darauf, ob Sie dabei stehen oder nicht. Sie kennen keine andere Arbeitsart. Das sind ja Stubner!“

Landwirtschaftliche Saisonarbeit — Erneute Auswanderungswelle

Anfang der zwanziger Jahre formierten sich erstmals Transporte zu landwirtschaftlicher Saisonarbeit nach Böhmen und Mähren. Sie verließen im Frühjahr das Dorf und kehrten erst im Spätherbst wieder heim. Vorwiegend waren es junge Mädchen, die das verdiente Geld regelmäßig nach Hause schickten, um später für das Ersparnis die Heiratsaussteuer kaufen zu können.

Eine weitere Auswanderungswelle nach Übersee ließ auch nicht lange auf sich warten. In den Jahren von 1923 bis 1929 verließen sehr viele ihre Heimat und wanderten nach Amerika aus. Ein großer Teil ging fast geschlossen nach Kanada. Aber auch in der Heimat, in der näheren Umgebung, kauften sie landwirtschaft-



Oberstübener Facharbeiter am Sonntag mit ihren Köchinnen (1926) Červená Skala



Mädchen bei landwirtschaftlicher Saisonarbeit

liche Anwesen. Die meisten in Slovany, Kloster und Lazany. Da diese Gemeinden rein slowakische Bevölkerung hatten, mußten die Kinder slowakische Schulen besuchen und sprachen über kurz oder lang auch die deutsche Muttersprache nicht mehr.

Das Gesundheitswesen

Während der Donaumonarchie wurde die Gemeinde von einem Arzt aus dem benachbarten Kurstädtchen Stubenbad betreut. Nur in dringenden und schwerwiegenden Fällen wurde er geholt.

Nach dem Ersten Weltkrieg konnten die Bewohner Oberstubens erstmals von einem eigenen Arzt medizinisch versorgt werden. Mit Dr. Spitzer bekam das Dorf einen qualifizierten Arzt und Psychologen.

Die Krankenversorgung durch die Krankenkassen war damals noch vollkommen unzureichend. Der Patient mußte die Arztkosten selbst bezahlen. An Geld mangelte es aber jedem, so daß nach wie vor zu den bewährten Hausmitteln und Kräutern gegriffen wurde. Heilkräuter wurden allenthalben gesammelt. Lämmerchwanz, Huflattich, Tausendguldenkraut, Kamille, Pfefferminze u. a. Dr. Spitzer hatte so wenig Patienten, daß er nach Stubenbad zog, das durch die vielen Kurgäste reichere Pfründe bot. Von dort aus betreute er die Gemeinde. In dringenden Fällen suchten ihn die Patienten auf und beglichen das Honorar meist in Naturalien, hauptsächlich in Geflügel. Oft scherzte er und meinte, sein Magen sei ein wahrer Hühnerfriedhof.

Im Dorf waren einige Frauen, die oft den Arzt ersetzten. Hatte sich jemand den Fuß verstaucht, ging er zur „Baba“ Hebamme, oder einer anderen „Mieml“ Tante, um sich den Knöchel einrenken zu lassen. Bei einem Fremdkörper im Auge ging man nicht zum Arzt, sondern zu einer alten Bäuerin, die mit ihrer Zungenspitze das Auge des „Patienten“ absuchte und den Fremdkörper auf diese Weise herausholte.

In Deutsch Litta bei Kremnitz wohnte eine Heilpraktikerin. Als junges Mädchen in einem Arzthaushalt in Budapest beschäftigt, interessierte sie sich schon für den Heilberuf. In der Freizeit las sie medizinische Zeitschriften, die in der Praxis herumlagen. Ihr Brotgeber fand bald heraus, daß sie zu Höherem als nur zur Hausarbeit berufen war und ließ sie, auf seine Kosten, den Beruf einer Hebamme erlernen. Während dieser Zeit beschäftigte sie sich auch mit dem Studium medizinischer Bücher, die ihr Einblick in die Homöopathie gaben. Sie hatte das Bedürfnis den Menschen zu helfen und wurde außer Hebamme auch Heilpraktikerin, die die Gabe hatte, Menschen von jahrelangen Leiden zu heilen. Die „Lettna Mieml“, wie sie genannt wurde, war eine einfache Frau. Ihre Heilerfolge machten sie rasch

bekannt, so daß sie sich oft vor Patienten nicht retten konnte. Schwerkranke, die weiter entfernt wohnten, bettete man auf einen Wagen mit Stroh und Federbett, spann ein Paar Pferde, Ochsen oder Kühe davor und dann fuhr der „Krankentransport“ in Richtung Deutsch Litta. Täglich trafen dort mehrere solcher Transporte ein. Oft war die Heilpraktikerin noch die letzte Rettung. Nur wenige waren es, denen sie nicht mehr helfen konnte. Die Hilfesuchenden waren an manchem Tag so zahlreich, daß sie bis zum nächsten oder übernächsten Tag warten mußten. Sie übernachteten in Deutsch Litta, denn die Anfahrtswege waren meistens sehr weit. Die Menschen kamen wie Pilger in immer größerer Zahl, um Heilung oder Linderung ihrer Leiden zu erfahren.

Die „Lettna Mieml“ verlangte kein Geld. Jeder gab soviel er konnte und ihm seine Gesundheit wert war. Die Armen wenig, die Reichen mehr. Die Straße von Kremnitz nach Deutsch Litta war in einem so schlechten Zustand, daß sie den



*Darsteller
des Theaterstückes
„Das Geburtstagspaket“
(1931)*

Namen nicht verdiente. Die Heilpraktikerin ließ eine befestigte und geteerte Straße auf ihre Kosten bauen.

Das Kind eines Kremnitzer Arztes war schwer erkrankt. Der Vater behandelte es nach allen Regeln der ärztlichen Kunst und mußte resigniert feststellen, daß er nicht mehr helfen konnte. „Nur noch ein Wunder kann hier helfen“, äußerte er verzweifelt einem Arztkollegen. Dieser hatte Mitleid mit dem unglücklichen Vater und dem kranken Kind und brachte es zur Heilpraktikerin. Das Wunder geschah und das Kind wurde gesund.

Mit zunehmender Popularität der Heilpraktikerin wuchs auch die Zahl ihrer Neider und Gegner, die im Kreis der Ärzte zu suchen war. Eines Tages wurde sie in ihrem Haus ermordet aufgefunden. Der Fall wurde von Kriminalbeamten untersucht, der Täter aber nie gefunden.

In den dreißiger Jahren verbesserte sich allmählich die medizinische Versorgung durch die Krankenkassen. Eine Behandlung auf Krankenschein konnte nur von Arbeitern, Angestellten und deren Familien beansprucht werden, während Handwerker und Landwirte, die als Selbständige keine Sozialversicherungsbeiträge entrichteten, die Arztkosten nach wie vor selbst bezahlen mußten.

Dr. Spitzer kannte die Bevölkerung so gut wie kein anderer. Fast zwei Jahrzehnte nahm er an ihren Sorgen und Nöten Anteil. Dr. Fuchsberger kam kurz vor dem Zweiten Weltkrieg nach Oberstuben. Er nahm sich in besonderem Maße der Kleinkinder an. Die Mütterberatungen wurden während seines kurzen Wirkens zu einer festen Einrichtung. Im Jahr 1940/41 verließ er die Gemeinde und Dr. Adam nahm seinen Platz ein. Als die Oberstubener ihre Heimat verlassen mußten, war Dr. Adam noch im Ort.

Theater — Männergesangsverein

Das kulturelle Leben des Dorfes war bis zum Ende der Donaumonarchie nur ein Stiefkind. Erst Anfang der zwanziger Jahre erfuhr es den ersten Aufwind. Ab 1921 fanden immer häufiger Theateraufführungen statt, die von Lehrer Jakubetz inszeniert und geprobt wurden.

Nach seinem unerwarteten Tod am 22. Mai 1930 konnten sie im Rahmen des Deutschen Kulturverbandes weiter gepflegt und verbessert werden. Vorwiegend volkstümliche Stücke, aber auch Operetten kamen zur Aufführung, die ausnahmslos gut besucht waren.

Für das Zustandekommen des Männergesangsvereins bemühten sich die Lehrer Laurenz Jakubetz und Jan Kaderka. Der Chor bestand aus dreißig Sängern, die rege an den Liederabenden teilnahmen. Leider hat sich nach dem Tod von Lehrer Jakubetz keine qualifizierte Kraft gefunden, die den Fortbestand des Männer-

gesangsvereins hätte sichern können. So war er nach vielversprechenden Anfängen zum Scheitern verurteilt.

Schicksalsjahr 1927

Die ältere Generation unserer Landsleute wird sich auch heute noch an das Jahr 1927 zurückerinnern, das für die meisten zum Schicksalsjahr wurde.

Der 13. Juni war ein sonniger Frühsommertag. Die Menschen gingen ihrer gewohnten Arbeit nach. Das Vieh graste auf den Weiden und die meisten Bewohner waren auf den Feldern. Im Laufe des Tages nahm die Temperatur und Luftfeuchtigkeit zu. Es war unerträglich schwül. Innerhalb kürzester Zeit bedeckte sich der Himmel. Es wurde so dunkel, als ob die Nacht hereingebrochen wäre. Dann entlud sich ein Gewitter, wie es vorher niemand und seither wohl auch kaum jemand erlebt haben mag. Taubeneigroße Hagelkörner bedeckten fast einen halben Meter hoch Felder und Fluren; der Schnellzug Berlin—Budapest mußte auf offener Strecke halten und so lange warten, bis die Hagelkörner zerschmolzen waren; der Dorfbach schwoll zu einem reißenden Strom an; das Hochwasser riß Brücken, Scheunen, Ställe, Vieh, Balken, Bretter und verschiedenen Hausrat mit. Beim Überqueren einer Brücke wurde der Schneidermeister Franz Ertl von den Wassermassen erfaßt und mitgerissen. Erst nach Abklingen des Unwetters wurde er auf der Gemarkung Unterstuben, etwa drei Kilometer nördlich des Dorfes, zwischen angeschwemmtem Geröll, Balken und Steinen, tot geborgen.

Oberstuben bot nach dem Wolkenbruch ein Bild der Verwüstung. Der Gesamtschaden belief sich auf über eine Viertelmillion Kronen.

Ein Unglück kommt selten allein, heißt ein Sprichwort. Dieses bewahrheitete sich bereits nach kaum vier Wochen, als am 1. Juli 1927 eine noch größere Katastrophe hereinbrach. Während die meisten Bewohner auf den zum Teil weit entlegenen Wiesen mit der Heuernte oder mit der Beseitigung der verursachten Hochwasserschäden beschäftigt waren, züngelten gegen 11 Uhr aus dem Dachstuhl eines Hauses Flammen empor. Der heftige Südwind trug einige Funken auf das Schindeldach des nahen Kirchturmes, so daß dieser bald einer brennenden Riesenfackel glich und dann mit Glut und brennenden Schindeln den ganzen Unterort übersäte. Da die Gebäude fast ausnahmslos aus Holz waren, brannte das Dorf an allen Ecken und Enden. Nach einer halben Stunde starrten die entsetzten Bewohner auf ein eineinhalb Kilometer langes und fast einen Kilometer breites Flammenmeer. Selbst die herbeigeeilten Feuerwehren mußten wieder abrücken, weil niemand an den Dorfbach oder andere Wasserstellen herankommen konnte. In zweieinhalb Stunden war der halbe Ort nur noch eine rauchende Schutt- und Trümmerstätte. Über tausend Menschen hatten ihr Obdach verloren, fast 5 Millionen



*Zerborstene Glocke
nach der Brandkatastrophe
1927*



Kirche mit Unterort nach der Brandkatastrophe 1927

Kronen betrug der Schaden. Die Hälfte dieser Obdachlosen hatte weder ein Bett noch einen Tisch mehr und keinen Teller und Löffel, aber auch keinen Vorrat an Lebensmitteln. Zunächst fanden die Abbrändler bei Familien im Oberort und auch bei slowakischen Bekannten in Unterstuben ein vorläufiges Unterkommen. Zur ersten Linderung der unbeschreiblichen Not erbrachte wenige Tage nach dieser Feuersbrunst eine in deutschen und slowakischen Nachbardörfern durchgeführte Sammlung den Betrag von 80 000 Kronen. Die Versicherungen zahlten rund 600 000 Kronen aus.

Aus den verkohlten Trümmern ragten die rauchgeschwärzten Mauern der abgebrannten Kirche, und der Turm in seiner Nacktheit hob sich gespenstisch gegen den Himmel ab. Auch die vier Glocken waren dem Brand zum Opfer gefallen. Sie hingen vorher kaum vier Jahre im Glockenstuhl des Kirchturmes, da sie erst im Missionsjahr 1923, unter großen Opfern der Gemeinde, beschafft werden konnten. Der Erste Weltkrieg hatte ihnen drei genommen. Sie wurden zu Kanonen eingeschmolzen.

Von dieser großen Heimsuchung konnten sich die Bewohner nicht so schnell erholen. Es dauerte viele Jahre, bis das Dorf die Schicksalsschläge von 1927 überwunden hatte. Auch der Bau der Eisenbahn Krickerhau—Oberstuben (1929—31) brachte kaum eine wirtschaftliche Erholung.

Die Elektrifizierung des Dorfes

Bis zum Jahr 1927 waren in den Wohnhäusern fast ausschließlich Petroleumlampen zu finden. Zum Teil verwendete man auch Kerzen. Die Handwerker benutzten in ihren Werkstätten hin und wieder Karbidgaslampen.

Nach der großen Brandkatastrophe von 1927 mußte die halbe Gemeinde neu aufgebaut werden. Eine Elektrifizierung des ganzen Ortes wäre zu dieser Zeit eine Ideallösung gewesen. Die finanziellen Mittel für dieses Vorhaben konnte die Kommune jedoch nicht aufbringen, weil sie am Wiederaufbau des Dorfes nicht unwesentlich beteiligt war. Der damalige Bürgermeister, „Richter“, Josef Klein, hatte einen schweren Stand. Die neu erbauten Häuser hatten, zum großen Teil, Petroleumlicht. Immerhin ließen aber schon damals einige Bauherren in ihren Neubauten elektrische Leitungen legen und wurden dann gegen eine Anschlußgebühr an das Stromnetz angeschlossen.

Anfang der dreißiger Jahre wurde Johann Ferentschik zum Bürgermeister, „Richter“, gewählt. Er löste seinen Amtsvorgänger, Johann Hogh-Janowski, ab. In dieser Zeit hatte die Arbeitslosigkeit fast ihren Höhepunkt erreicht.

Das Problem einer Elektrifizierung der gesamten Gemeinde, bisher hinausgeschoben, wurde immer dringlicher. Führende Männer des Elektrizitätswerkes St.

Martin führten mit Bürgermeister Ferentschik Verhandlungen, der die jeweiligen Ergebnisse bei den Gemeinderatssitzungen der Gemeindevertretung bekanntgab. Er hatte einen harten Kampf auszufechten, bis er die Mitglieder der Gemeindevertretung von der Notwendigkeit einer Elektrifizierung überzeugte. Nachdem die Direktion des Elektrizitätswerkes St. Martin der Gemeinde bei der Finanzierung des Vorhabens weitgehend entgegengekommen war, wurde nach gemeinsamem Beschluß des Bürgermeisters, der Gemeindevertretung und des Gemeinderates die Elektrifizierung genehmigt.

Alle öffentlichen Gebäude, Rathaus, Schule und Postamt wurden an das Stromnetz angeschlossen. Auch Handwerksbetriebe und Haushalte, sofern sie nicht schon vorher elektrisches Licht hatten, holten es jetzt nach. Bürgermeister Ferentschik hat viel für die Gemeinde getan. Die Elektrifizierung war in erster Linie sein Verdienst.

Nach kurzer Zeit hatte nahezu das ganze Dorf elektrisches Licht. Wenn sich die Menschen in späteren Jahren mit einer Selbstverständlichkeit des elektrischen Stromes bedienten, ahnten nur die wenigsten etwas von den Schwierigkeiten, die bis zur Durchführung des großen Vorhabens der Elektrifizierung aus dem Weg geräumt werden mußten.

Der Huntermarsch nach St. Martin

Noch rauchten die Trümmer, noch war die Asche nicht ausgekühlt, als mit dem Wiederaufbau begonnen wurde. Die verschont gebliebenen Bürger halfen spontan mit, und ohne Bedenken wurden auch Bürgschaftserklärungen abgegeben. Eine Anleihe von 6 Millionen Kronen wurde bewilligt, jedoch zu einem Zinsfuß von 10 bis 12 %. Der Staat stellte eine Unterstützung von über einer halben Million Kronen zur Verfügung. Die Kirchengemeinde bürgte mit einem Drittel ihres Besitzes, und mit dem gleichen Anteil auch die politische Gemeinde. Der Unterort ward aufgebaut. Etliche Bewohner konnten noch im gleichen Jahr ins neue Heim einziehen, andere ein oder zwei Jahre später. Nun schuftete man Tag und Nacht, um möglichst rasch die enorme Schuldenlast in den Banken wenigstens teilweise abzahlen zu können. Auf die zur Schulentlassung kommenden Jungen und Mädchen warteten die Eltern mit Ungeduld, um sie gleich zum Geldverdienen in die Arbeit zu schicken. Wie viele Kinder, oft kaum zehn Jahre alt, mußten „in den Dienst“ gehen — als Hirten oder billige Arbeitskräfte, nur um die Kost zu sparen bzw. Geld zu verdienen, etwa 50 Kronen Jahreslohn, der dann schnell zur Bank gebracht wurde.

Zur Verschärfung der Notlage trugen zu Beginn der dreißiger Jahre noch die Weltwirtschaftskrise und das damit auftretende Gespenst der Arbeitslosigkeit

bei. Bisher hatten die Oberstübner keine Arbeitslosigkeit gekannt. Viele Familienväter liehen sich daher Geld für eine Reise in die USA oder nach Kanada, um vielleicht dort für die immer steigende Schuldenlast etwas zu verdienen. Die Jahre 1931/32 bedeuteten den Höhepunkt der Krise. Um nicht zu verhungern, zog manche Mutter es vor, Betteln zu gehen. In den Wintermonaten besuchten die Kinder wochenlang nicht den Schulunterricht, denn das feste Schuhwerk fehlte; selbst Ermahnungen und Strafzettel halfen nicht. Auch der Gerichtsvollzieher klopfte vergebens an die Haustüren; sobald nämlich der „Exekutor“ in die Gemeinde trat, verschwanden die Familienväter. Und zu Zwangsversteigerungen kamen nur Oberstübner. Auswärtigen Interessenten wurde gedroht, falls sie „mitlizitierten“, da der Besitz auf alle Fälle im Dorfe bleiben sollte, erfuhr die Versteigerung — wenn es sich nicht anders machen ließ — eine vorher abgemachte Drosselung. Doch es währte nicht lange, und die Einigkeit und Geschlossenheit Oberstübens waren dahin. Denunziationen, Zwietracht, Grobheiten, Diebstahl und Auflehnung gegen Behörden waren an der Tagesordnung . . . An arbeitslose, kinderreiche Familien wurden zwar Lebensmittelkarten im Wert von je 10 Kronen ab und zu ausgegeben, aber diese Maßnahme gab zu Neid und Mißgunst Anlaß. Selbstverständlich mußten die großen Vorhaben der Gemeinde — wie Schulhausneubau und Wasserleitungsbau, die Regulierung des Dorfbaches sowie die Anschaffung von Feuerschutzeinrichtungen u. a. m. — unter diesen Umständen aufgegeben werden. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl der Erwerbslosen. Die Armut, die Verschuldung und die Hungersnot trieben im Herbst 1933 die Menschen Oberstübens zur Verzweiflung. Obwohl Gemeinderichter, Notar und Pfarrer durch Eingaben an die Behörden zu helfen suchten, geschah seitens dieser sehr wenig. Da schritten die Männer zu radikaleren Mitteln. Geheime Zusammenkünfte wurden organisiert! Der Plan war bald gefaßt und sollte demnächst durchgeführt werden — ein Hungermarsch zum Bezirkshauptmann nach St. Martin. Etliche zögerten noch, warnten und sprangen ab, aber die Mehrzahl war entschlossen, endlich zu handeln.

In der Nacht vom 19. zum 20. November 1933 trafen sich in einem Hohlweg bei Unterstuben zweihundert Männer. Etwa die Hälfte führte Knüppel mit. — Stockdunkle Nacht ist, da die Männer durch Bad Stuben marschieren; die Tritte auf dem Pflaster des Kurortes sind nicht zu überhören . . .

Da sieht ein vom Dienst heimkehrender Gendarmeriebeamter den unheimlichen Zug, läuft zurück und verständigt seinen Vorgesetzten davon. Die 200 „Rebellen“ marschieren unter jenem Telephondraht weiter, der bereits die Alarmierung nach St. Martin jagt; später ist auch behauptet worden, der Verrat sei von Oberstuben selbst ausgegangen. Nun, wie dem auch sei, der Trupp der Verzweifelten weiß davon nichts zu jener Zeit und schreitet weiter den beschlossenen Weg. Dieser führt durch abgelegene, kleine slowakische Dörfer, auf Seiten- und Feldpfaden

weiter; größere Ortschaften, vor allem mit Gendarmeriestationen, werden gemieden. Nach sechs Stunden nähern sich die Demonstranten der Bezirksstadt. Der Morgen graut. Die Männer treten noch zu einer letzten Besprechung zusammen. Obwohl sie schwitzen, fröstelt es sie; ihre derben Röcke und geflickten Hosen sind im kalten Novembernebel naß geworden. Etliche tragen ihre Stiefel zusammengebunden über der Schulter, ihre Füße sind wund. Zudem muß auf mehrere Nachzügler gewartet werden. Aber noch bevor die Anführer ihre Order für die nächsten Stunden ausgeben können, springen etwa drei Dutzend schwerbewaffnete Gendarmeriebeamte aus ihren Verstecken. Entsetzt starren die Männer der vorderen Reihen in die vielen Bajonette. Zwei Zivilisten erscheinen und fordern die „Rebellen“ auf, sofort umzukehren. Die den Bajonetten am nächsten stehen, wollen auch umkehren, werden aber von den hinteren Reihen nach vorne gedrängt. „Erst Arbeit und Brot, dann kehren wir um!“ schreien sie. Die beiden Zivilisten verschwinden. Neue Befehle folgen. Dann krachen die Gewehrkolben auf die Köpfe der ersten Reihen nieder. Eine Anzahl Männer wälzt sich im Blut, andere versuchen Widerstand zu leisten, bis auch sie niedergeschlagen auf dem Boden liegenbleiben. Die Mehrzahl der Männer rettet sich durch Flucht. Der Hungermarsch der Oberstübener nach St. Martin ist kläglich gescheitert. In Gruppen und Grüppchen, aber auch einzeln hetzen oder humpeln sie auf Umwegen über Felder und Wiesen, durch Wälder und dichtes Gestrüpp, durch Bäche und Sümpfe dem Heimatort zu. Hungrig, zerschunden, geschlagen, todmüde und verzweifelt kommen die einen sehr bald, die anderen später, einzelne erst nach Tagen und Wochen zu ihren hoffnungslosen Familienangehörigen zurück. Eine gewaltige Typhusepidemie, die im Jahr 1933/34 schlagartig ausbrach, raffte sehr viele dahin, vor allem Kinder. Außerdem war ein großer Teil der Schulkinder von einer ansteckenden Augenkrankheit (Trachom) befallen. Auch dieses schwere Los mußten die Bewohner ertragen.

Die Kommunalstruktur Oberstubens in der Tschechoslowakei

Die Kommunalstruktur wurde nach Gründung der Tschechoslowakei nach demokratischen Gesichtspunkten geordnet. Jeder Bürger, ob männlich oder weiblich, war nach Vollendung des 21. Lebensjahres wahlberechtigt. Gemeindewahlen fanden im allgemeinen nur statt, wenn sich die politischen Parteien nicht einigen konnten. Einigten sie sich jedoch, wurden Vertrauensleute aus den verschiedenen Parteien als „Gemeindevertreter“ ernannt. Die Zahl der Gemeindevertreter richtete sich immer nach der Einwohnerzahl. Oberstuben hatte bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 4000 im Jahr 1937 32 Gemeindevertreter. Aus den Reihen der Gemeindevertretung wurde der Bürgermeister (Richter)



Rathaus „Kanzlei“ 1979



Dorfstraße in Oberstuben 1935

und zwei Stellvertreter sowie der Gemeinderat gewählt. Der Gemeinderat bestand aus dem Bürgermeister, seinen beiden Stellvertretern sowie aus sechs weiteren Vertrauensleuten aus der Gemeindevertretung. Der Gemeinderat kam bei eiligen, die Gemeindevertretung bei wichtigen Beschlüssen zusammen.

Der Bürgermeister, als auch seine Vertreter, übten ihr Amt nebenberuflich für ein nur geringes Honorar aus. Der Notar war sowohl vor, als auch nach dem Jahr 1918, als Verwaltungsaktuar im Staatsdienst tätig. Er verwaltete die Steuergelder, schloß Kauf- und Tauschverträge der Gemeinde ab und führte das Standesamt. Außerdem war er Protokollführer bei Gemeinderatssitzungen.

Die Feuerwehr

In Oberstuben bestand seit 1894 eine Feuerwehr. Im Jahr 1934 wurde das vierzigjährige Jubiläum gefeiert. Da das Dorf nach der großen Brandkatastrophe von 1927 noch sehr viele Holzhäuser aufwies, mußte die Zahl der Wehrmänner immer konstant zwischen 40 und 50 Mann gehalten werden. Bis 1930 besaß die Gemeinde nur zwei Handfeuerspritzen. Noch im gleichen Jahr kaufte sie eine Motorfeuerspritze. Im Jahr 1932 brannte es im Ort erneut zweimal und stets an Stellen, wo die Wohnhäuser dicht zusammengebaut waren.

Feuerwehrrübungen wurden in den Monaten Mai bis Ende September, jeden zweiten Sonntagnachmittag, durchgeführt. In der Regel dauerten diese eine bis zwei Stunden und begannen um dreizehn Uhr. An den am meisten gefährdeten Orten wurden diese Übungen vorgenommen, sie hatten den Charakter eines Ernstfalles. Die Feuerwehr war in drei Gruppen eingeteilt, eine Motorspritzen- und zwei Handfeuerwehrspritzengruppen. Eine Handfeuerspritze war im Oberort stationiert. Damit war für den Ernstfall im Oberort eine erste Vorsorge getroffen. Das Feuerwehrgerätehaus (Waiahaisl) befand sich im Mitteldorf.

Der Feuerwehr stand der Feuerwehrkommandant vor. Dieser hatte einen Stellvertreter und drei Zugführer, welche die jeweilige Gruppe (Zug) leiteten. Von Anfang Mai bis Ende Oktober fand jede Nacht ein Feuerwehrwachdienst, im Wachzimmer des Feuerwehrgerätehauses, statt. Von abends 22 Uhr bis 2 Uhr morgens war ein Feuerwehrmann und abwechselnd zwei Personen aus dem Dorf anwesend. Im Ernstfall weckte einer der Dorfwachen zunächst den Hornisten und den Kommandant. Die beiden Wachpersonen weckten den Glöckner, der durch unregelmäßige Schläge der Kirchenglocken „stürmen“ bekanntzugeben hatte, daß es im Dorf brennt. Der jeweilige Feuerwehrmann traf alle Vorkehrungen, um eine rasche Ausfahrt der Spritzen zu ermöglichen.

Am 8. Juli 1934 brach im östlichen Mitteldorf erneut ein Großfeuer aus. Eine junge Frau suchte im Keller ihres Wohnhauses Schutz und verbrannte.



Feuerwehr-Sanitätskurs in Oberstuben am 6. 3. 1932



Kriegerdenkmal (Skizze)

Der Bau des Doppelgleises Vrutky—Oberstuben

Der Güter- und Personenverkehr auf der Nord-Südstrecke der Bahnlinie Vrutky—Altsohl war schon seit Jahren überbelastet. Man plante daher einen zweiten Schienenstrang. Diese Maßnahmen konnten im Jahr 1935 in Angriff genommen werden.

Nach dreijähriger Arbeit war das Doppelgleis bis zum Oberstubener Verladebahnhof (großer Bahnhof genannt), der gleichzeitig auch ein wichtiger Knotenpunkt in der Ost-Westrichtung ist, fertiggestellt. Für eine Erweiterung bis Altsohl konnten keine Mittel bereitgestellt werden. Diese Trasse, ganz besonders zwischen Oberstuben und Kremnitz, galt als eine der schönsten Gebirgsstrecken des Landes „Slowakischer Semmering“ genannt. An ihrem Bau im Jahr 1868 waren auch deutsche Ingenieure maßgeblich beteiligt. Große Höhenunterschiede werden durch etliche Tunnels und unzählige Schleifen auf dieser Strecke überwunden.

Masaryk dankt ab — Beneš wird Staatspräsident

Im Jahr 1935 stellt der greise Staatspräsident der Tschechoslowakei, Tomas Garrigue Masaryk, 85-jährig, sein Amt altershalber zur Verfügung. Er starb zwei Jahre später, am 14. September 1937. Sein Nachfolger wurde der bisherige Außenminister Eduard Beneš. Am 28. Oktober, dem Staatsfeiertag der Tschechoslowakei, der in der Schule feierlich begangen wurde, sang man zu Lebzeiten Masaryks folgenden Liedertext:

Tatíčku starý náš, šedivú hlavu máš.
Hej, dotiaľ, dotiaľ bol si medzi nami . . .

Unser altes Väterchen, du hast graue Haare.
Ja, seither, seither warst du unter uns . . .

Außerdem ein Gedicht:

Miluj svoju vlasť!

Naša vlasť je prebohatá na rozličné plodiny,
máme striebra, máme zlata, zbožia, statku, hydiny.
Máme dreva rozličného, vína, soli, mramoru,
máme uhlia kameného, rýb, zverín k úlovu.
A tie všetky vzácne dary, Boh nám preto dáva vlasť,
aby sme vždy milovali našu drahú, milú vlasť.

Liebe dein Vaterland!

Unser Land ist überreich an mannigfaltigen Gütern,
wir haben Silber, haben Gold, Getreide, Vieh und Geflügel.
Wir haben verschiedene Hölzer, Wein, Salz und Marmor,
wir haben Steinkohle, Fische und Wild zum Jagen.
Und all' diese wertvollen Geschenke gibt uns Gott
und darum das Vaterland, daß wir es stets lieben,
unser teures, liebes Land.

Und des weiteren:

Aká si ty krásná, ty rodná zem moja,
krásne i tie hory, kol teba čo stoja.
Krásne je i nebo nad tými horami,
žehnám ťa, vítam ťa, šťastnými sldzami.

Wie bist du schön, du meine Heimaterde,
schön sind die Wälder, die dich umgeben.
Schön ist auch der Himmel über diesen Wäldern,
ich segne und grüße dich mit glücklichen Tränen.

Pfarrhausneubau 1935 — Dr. Bitterer kommt

Dechant Ludwig Holbay ging im Herbst 1932 in den wohlverdienten Ruhestand nach Kremnitz.

Die Kirche war inzwischen verwaist, und die Gemeinde bemühte sich, den Glaserhauer Pfarrer, Dr. Bitterer, als Seelsorger nach Oberstuben zu holen. Er war nicht abgeneigt, stellte aber zur Bedingung, die Pfarrei erst zu übernehmen, wenn ein neues Pfarrhaus gebaut ist. Das alte Haus, aus dem achtzehnten Jahrhundert, litt an allen Ecken und Enden an Altersschwäche, jedoch die Kassen für einen Neubau waren leer.

Die Gemeinde machte Dr. Bitterer trotzdem die Zusage, ein neues Pfarrhaus zu bauen. Daraufhin berief ihn der Bischof in Neusohl — bis zur Einsetzung als Ortsgeistlichen — zum Administrator (Pfarrverweser) der Kirchengemeinde Oberstuben. Als Pfarrer von Glaserhau hatte er nun eine Doppelfunktion zu erfüllen, die fast drei Jahre dauerte.

Baumeister Gustav Uram aus Háj erhielt den Auftrag, das neue Pfarrhaus zu bauen. Es wurde im Herbst 1935 fertig.

Dr. Karl Bitterer übersiedelte dann im Herbst 1935 von Glaserhau nach Oberstuben. Nun hatte die Gemeinde wieder einen Seelsorger. Alle liebten ihn. Sein Wirken währte leider nur sieben Jahre, da er im Kriegsjahr 1942 plötzlich starb.



Das neue Pfarrhaus (1935)



SK Gaudeamus Oberstuben

u. a. Franz Weber, Julius Schmidt, Bela Schmidt-Rußnak, Adolf Ferentchik, Toni Lichtner, Johann Derer, Adolf Hammer, Hans Daubner, Josef Daubner, Rudolf Nemetz

Der Fußballklub „Gaudeamus“

In Oberstuben blühte das aktive Vereinsleben auf vielfältige Weise. In den dreißiger Jahren und auch noch zu Beginn des Zweiten Weltkrieges war es besonders der SK Gaudeamus Oberstuben, der unsere Gemeinde in der Mittelslowakei und darüber hinaus bekannt machte. Mit Kapitän Cerjan spielten damals unter andern die Torhüter König und Tiesch, als eisenharte Verteidiger Adolf Hammer und Poldi (er wurde 1944 von Partisanen ermordet) und der umsichtige schlußstarke Mittelläufer Julius Schmidt. Und wer erinnert sich nicht an den Dribbelkünstler Bela Schmidt-Rußnak (Schemmala) und den Kopfballspezialisten Toni Lichtner? Oder an den schnellen Linksaußen Dr. Kohut, dem späteren und langjährigen Landrat von Bayreuth? Anlässlich der Einweihung des Kriegerdenkmals spielte der SK Kremnitz vor fast 4000 (!) Zuschauern. Die Begegnung endete 4 : 4. Einmal trat eine kombinierte Elf der besten Fußballer aus dem gesamten Hauerland gegen die Mannschaft von Oberstuben an. Mit einem hohen Sieg verließen die Oberstubener das Sportstadion der damaligen Kreisstadt Kremnitz. Aber auch die gelegentlichen Ausschreitungen fanatischer Zuschauer bleiben in Erinnerung, vor allem wenn es gegen die Erzrivalen aus Bad Stuben oder Krickerhau ging. Bei einer Niederlage des SK Gaudeamus, die viele Fans nicht verkraften konnten, kam es hin und wieder zu Handgreiflichkeiten (daran hat sich beim Fußball bis heute nichts geändert). Das brachte den Oberstubenern bei den Slowaken — die große Achtung vor den Leistungen der Mannschaft hatten — den Ausspruch: „Horná Stubna dritte Klass“ ein, der jedoch nichts Negatives bedeutete.

Bau der Eisenbahnlinie Oberstuben—Neusohl

Das Jahr 1936 wurde durch den Bau der Eisenbahn in Ost-West-Richtung, Oberstuben—Neusohl, sehr bedeutungsvoll.

Menschen aus der Süd- und Ostslowakei, aus Böhmen und Mähren reisten an, um einen Arbeitsplatz beim Eisenbahnbau zu finden. Viele kamen mit Frau und Kindern. Alle verfügbaren Stuben und Kammern wurden vermietet. Die Bahnarbeiter (man nannte sie Baraber) kauften alles zum Leben Notwendige in den örtlichen Ladengeschäften und ließen ihr Geld auch in den Wirtshäusern liegen. Die Gemeinde erfuhr einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Bewohner selbst arbeiteten auch beim Eisenbahnbau, vorwiegend aber im Steinbruch. Hier wurden die Steine gebrochen und behauen. Auf Loren einer Schmalspurbahn brachte man das fertige Material zum Verladeplatz. Die Steine wurden zum Bau von Tunneln, Viadukten, Brücken und neuen Bahnhofsgebäuden verwendet. Im Verlauf der vierjährigen Bauzeit verunglückten viele Arbeiter tödlich.

An der Bahnstrecke Oberstuben—Neusohl, mit einer Länge von 34 Kilometern, liegen 22 Tunnels, vier Hochbrücken und dreizehn Bahnhöfe. Man fährt durch unberührbare Wälder und kann die Schönheit der Landschaft bewundern. Kurz vor Weihnachten im Kriegsjahr 1940 wurde diese Bahnstrecke eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben.

Beneš tritt zurück — Die Slowakei wird proklamiert

Der 29. September 1938 brachte durch das Münchner Abkommen den Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich.

Am 5. Oktober 1938 stellte Eduard Beneš sein Amt als Staatspräsident der Tschechoslowakei zur Verfügung und emigrierte in die USA.

Am 6. Oktober 1938 wurde Emil Hácha zum Staatspräsident gewählt, Beran, ein Gegner von Beneš, zum Ministerpräsident ernannt.

Am 14. März 1939 wurde die Unabhängigkeitserklärung der Slowakei proklamiert. Zum Staatspräsident der verselbständigten Slowakei wählte man Dr. Josef Tiso. Das Land, politisch von Deutschland abhängig, stellte sich unter deutschen Schutz. Am 15. März 1939 unterzeichnete Staatspräsident Hácha, unter Druck, das Dokument zur Schaffung des Reichsprotektorats Böhmen und Mähren. Die in der Slowakei liegenden Städte Kaschau, Lewenz und Neuhäusl fielen, laut Wiener Schiedsspruch vom 2. November 1938, an Ungarn.

Emil Hácha war von 1939 bis 1945 Präsident des Reichsprotektorats Böhmen und Mähren.

Volkszählung 1938

Oberstuben war Ende der dreißiger Jahre wieder eine blühende Gemeinde. Zahlreiche Neubauten entstanden in den vergangenen Jahren. Im Dezember 1938 fand eine Volkszählung statt, die folgendes Ergebnis erbrachte:

Zahl der Häuser	471
Wohneinheiten	724
Einwohner: Deutsche	3647
Slowaken	191
Tschechen	34
Religion: röm. kath.	3792
evangelisch	76
Die evangelischen Mitbürger waren Slowaken.	

Eröffnung der deutschen Bürgerschule

Zu einem Schulneubau hatte es bisher noch nicht gereicht. Die Schüler waren auf eine stattliche Zahl von 700—800 gewachsen. Schon jahrelang bemühte sich die Gemeinde um eine weiterführende deutsche Schule.

Am 8. Oktober 1939 war es dann endlich so weit, als mit der feierlichen Eröffnung einer „Bürgerschule“ die Verwirklichung eines lang ersehnten Wunsches in Erfüllung ging. Anwesend waren der Abgeordnete und Pfarrer Josef Steinhübl aus Glaserhau, Bezirksschulinspektor Bäumel, Pfarrer Dr. Karl Bitterer und die gesamte Lehrerschaft. Die erste Rektorin wurde Frau Karschay, während ihr Gemahl schon seit Jahren das Amt des Volksschulrektors bekleidete. Am 12. November 1939 beschloß man den Neubau einer Bürgerschule.

Die Pflege des Schulgebietes vor und nach dem Unterricht, in der Zeit der Donaumonarchie schon üblich, wurde auch in der Folgezeit bis zum Jahr 1945 stets lebendig gehalten.

Der Unterricht begann mit dem Gebet:

Im Namen Gottes fang' ich an,
so Gott mir hilft, der helfen kann.
Wenn Gott mir hilft wird alles leicht,
wenn Gott nicht hilft, wird nichts erreicht.
Drum ist's das Beste was ich kann,
im Namen Gottes fang' ich an.
Nach der letzten Schulstunde betete man:
Wir gehen aus der Schule fort,
Herr bleib' bei uns mit Deinem Wort
und gib' uns Deinen Segen,
auf allen uns'ren Wegen.

Das Platzangebot im alten Schulhaus war schon lange unzureichend. Seit Jahren wurde von der Gemeinde ein großer Raum eines Privathauses Nr. 241 (Weiß) zu Unterrichtszwecken gemietet. Im ersten Stockwerk dieses Gebäudes war auch eine einklassige slowakische Volksschule der Klassen 1 bis 8 untergebracht. Ihre Schülerzahl schwankte zwischen 40 und 50.

In Sachen Bürgerschulneubau tat sich in den nächsten Jahren überhaupt nichts. Als Zwischenlösung erwarb die Gemeinde ein großes, verkehrsmäßig zentral gelegenes Gebäude Nr. 253 (früherer Besitzer Ignaz Hogh-Kreml, unter einem Dach mit der Fleischerei Struch), in dem zwei Schulklassen — ein Schreibmaschinen-saal und ein Raum für Handarbeiten — eingerichtet wurden.

Der Hallensport wurde, da die Schule keine Sporthalle besaß, in dem Saal eines örtlichen Gasthofes durchgeführt. Hier fanden von Zeit zu Zeit auch Theateraufführungen statt. Während der Sommermonate stand für den Sportunterricht der Sportplatz von Oberstuben zur Verfügung.

Der Zweite Weltkrieg schickt seine Schatten voraus

Beim deutschen Einmarsch in Polen, am 1. September 1939, ahnte noch niemand, daß sich ein neuer Weltkrieg anbahnte, der an Grausamkeit alles bereits Dagewesene weit in den Schatten stellen sollte.

Die Deutschen in der Slowakei leisteten bis zum Jahr 1918 ihren Militärdienst dem Königreich Ungarn, von 1918 bis 1939 waren sie Soldaten des tschechoslowakischen und ab 1939 des slowakischen Heeres. Innerhalb von zwei Jahrzehnten dienten sie drei verschiedenen Herren.

Mit dem deutschen Überfall auf Rußland am 22. Juni 1941, nach dem Balkanfeldzug, begann auch für die Deutschen in der Slowakei der Krieg mit seiner Erbarmungslosigkeit.

Mit Deutschland traten auch die Staaten Rumänien, Italien, die Slowakei und



Rekruten von Oberstuben im Jahr 1924

Ungarn in den Krieg gegen Rußland ein. Der Kriegswinter 1941/42 begann gleich mit grimmiger Kälte. Die Quecksilbersäule fiel unter -40°C .

Die slowakische Armee entsandte im Feldzug gegen Rußland eine Spezialtruppe, die „Slowakische schnelle Division“. Darunter befanden sich auch viele Slowakeideutsche.

Im Jahr 1942 trat die Slowakei dem Dreimächtepakt Deutschland—Italien—Japan bei, des weiteren Ungarn und Rumänien.

Im Sog des Krieges

Nach und nach wurden junge, wehrfähige Männer eingezogen. Zwischen dem Deutschen Reich und der Slowakei bestand ein Abkommen, wonach alle Volksdeutschen, die im slowakischen Heer dienten, von der Waffen-SS übernommen wurden. Keiner der Betroffenen wurde je gefragt, ob es ihm passe oder nicht. Fast jeder von ihnen bekam das „Blutgruppenzeichen“ eintätoviert. Für die meisten der Anfang eines schweren Weges, der oft mit dem Leben bezahlt werden mußte. Von nun an verging keine Woche, in der nicht die Nachricht vom „Heldentod“ manchen Mannes, Bruders oder Sohnes eintraf. Je länger der Krieg dauerte, desto trostloser und beklemmender war der Gedanke an das Ende.

Am 20. Mai 1942 beklagte die Gemeinde den Heimgang des allseits beliebten und hochgeehrten Seelsorgers Dr. Karl Bitterer. Bei ihm suchten und fanden viele Menschen Trost, Hoffnung und neuen Lebensmut. Außer dem Amt des Seelsorgers war er auch Berater in Rechtsfragen und Helfer auf medizinischem Gebiet. Er hatte die Doktorwürde der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Medizin erlangt.

Im Kriegsjahr 1943 kamen viele Kinder aus Deutschlands bombengefährdeten Städten zur Kinderlandverschickung in das benachbarte Bad Stuben. In Gruppen zu 40 oder mehr waren sie in den örtlichen Hotels und Kurhäusern untergebracht. In der Regel dauerte ein Aufenthalt vier bis sechs Wochen. Alle waren von der Schönheit der Landschaft begeistert. Auch Oberstuben hatte in drei schönen, neuerstellten Gebäuden einige Gruppen aufgenommen. Im Juli 1944 verließen die letzten Kinder fluchtartig unser Dorf, um in ihre Heimat zurückzukommen.

Der Monat August 1944 brachte Angst und Schrecken für alle in der Slowakei lebenden Deutschen, besonders in der Mittel- und Ostslowakei. Es begann mit dem Partisanenaufstand von Neusohl. Auch Oberstuben sollte die ersten Auswirkungen bald zu spüren bekommen. Ein paar junge Leute badeten an einem großen Bach außerhalb des Dorfes, als unvermutet bewaffnete Männer vor ihnen standen und sie mitnahmen. Einer konnte entkommen und berichtete den Her-

gang. Die anderen wurden nie mehr gesehen. Zur gleichen Zeit befand sich ein Bauer mit seinem Pferdegespann auf der Heimfahrt von einem Viehmarkt. Die Pferde und der Wagen kamen ohne den Bauer zu Hause an. Er selbst blieb verschollen. Später fand man seine Leiche — ermordet.

Der Rückzug der deutschen Ostfront ging immer rascher voran. Der Druck der Partisanen auf die deutsche Bevölkerung wurde immer stärker. Im September 1944 übte kein Deutscher mehr die Amtsgewalt in der Gemeinde aus.

Durch eine öffentliche Bekanntmachung mußten sich alle noch vorhandenen deutschen Einwohner männlichen Geschlechts im Alter von 15 bis 60 Jahren vor der Kirche melden und antreten. Sie wurden gemeinsam in einen großen Saal gebracht, der sonst freundlicheren Zwecken diente. Nachdem sie dort eine Nacht auf dem Fußboden verbracht hatten, wurden sie am nächsten Morgen in die Wälder gebracht, um Schützengraben zu schaufeln. Durch Zufall erfuhr man erst nach Tagen, wo sich die Verschleppten aufhielten. Frauen und Mädchen machten sich auf den Weg, um ihnen etwas Eßbares zu bringen. Einige gingen ein Stück weiter in westlicher Richtung über die Gemarkung Glaserhau, einer deutschen Nachbargemeinde. In einer Waldlichtung bot sich ihnen ein grausiges Bild. Aus einer nicht ganz zugeschütteten Grube ragten menschliche Arme und Beine heraus. Manche Leichen waren gar nicht mit Erde bedeckt. Panik ergriff die Frauen, und sie flohen vor Entsetzen so schnell sie konnten, als ging's um ihr Leben. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über den Massenmord von Glaserhau, bei dem hundertneunzig Männer erschossen wurden. Auch sie mußten sich — wie in Oberstuben — alle von 15 bis 60 Jahren melden, wurden aber nicht zu Grabarbeiten abkommandiert, sondern ermordet.

In Oberstuben kroch jedem die Angst hoch bis zum Hals. Frauen, Kinder und alte Leute hielten sich nur noch in den Kellern auf. Erst abends wagte man sich auf die Straße, um Wasser und Lebensmittel zu holen.

Anfang Oktober befreiten deutsche Truppen die Volksdeutschen aus der schlimmsten Lage. Nach weiteren drei Wochen wurden die verschleppten deutschen Männer befreit und kamen auf Wehrmachtswagen zurück nach Oberstuben. Zum größten Teil waren sie so elend, daß sie bis zu einem Drittel des Körpergewichts verloren hatten.

Die allgemeine politische Lage sah für die Deutschen sehr düster aus. Der russische Vormarsch war nicht mehr zu stoppen. Die Verantwortlichen der Sprachinsel beschlossen daher, alle deutschen Gemeinden vor der sich nahenden russischen Front zu evakuieren. Transporte wurden zusammengestellt und alles Notwendige veranlaßt. Die mitgenommene Habe wurde in Güterwagen verladen und mit der Bevölkerung in das Sudetenland gebracht. Die slowakische Bevölkerung blieb in den Dörfern zurück. Es war ein kurzer, unfreiwilliger Abschied von der Heimat.

Die letzte Frist vor dem großen Auszug

Den Tag der Kapitulation, den 8. Mai 1945, erlebten die meisten Deutschen aus der Slowakei im Sudetenland, in Österreich oder Deutschland. Keiner dachte je daran, dort für immer zu bleiben. Jeder versuchte, sobald als möglich, wieder nach Hause zurückzukommen.

Es war im Juni 1945, als die ersten Deutschen wieder in ihre Gemeinden zurückkehrten. Für die Oberstübner war der Empfang in ihrem Dorf alles andere als freundlich. Jeder mußte mit seiner Habe ins Feuerwehrgerätehaus. Dort warteten Leute, die sich von den Deutschen nahmen, was ihnen paßte. Den Rest konnte man dann nach Hause nehmen. Aber die meisten durften gar nicht mehr in ihre eigenen Behausungen. Sie mußten sich mit mehreren Familien in alten Holzhäusern einrichten. Jeder half jedem, und die Zusammengehörigkeit war nie größer und stärker als damals. Zu sagen hatte man als Deutscher gar nichts mehr, denn auch die deutsche Sprache war verboten. Um wenigstens satt zu werden, arbeitete man kostenlos bei den Slowaken, denn derer gab es jetzt auf einmal viele im Dorf. Aus allen Himmelsrichtungen kamen sie daher und setzten sich in die Häuser der deutschen Bevölkerung.

So schutz- und rechtlos waren die Oberstübner niemals während ihrer jahrhundertalten Vergangenheit. Unter schwierigsten Bedingungen und Umständen ist es ihnen immer gelungen ihr Deutschtum zu bewahren. Während vieler Jahrhunderte lebten sie in Sorge, Not und Leid. Aber dennoch meisterten sie ihr Schicksal. Nur wenige im deutschen Mutterland wußten überhaupt von der Existenz ihrer deutschen Brüder, die einst das Land ihrer Väter verließen, um in der Fremde Fuß zu fassen.

Es ist als eine Herausforderung des Schicksals anzusehen, daß das Deutschtum in der Slowakei weder durch die Mongolen, Türken, Hussiten oder Kuruzzen, auch nicht durch Ungarn oder Slowaken beendet wurde, sondern durch einen von Deutschen begonnenen Krieg.

Das Finale des großen Aufbruchs aus der Heimat begann im Jahr 1946. Es stand zwar kein Engel mit dem flammenden Schwert, wie einst bei der Vertreibung aus dem Paradies am Tor, aber eine gewisse Ähnlichkeit ist unverkennbar. Es war wirklich kein Paradies, aber ein Ort, wo Eltern, Groß- und Urgroßeltern sowie deren Ahnen zu Hause waren, die diesen Fleck Erde trotz vieler Schicksalsschläge und Widrigkeiten nie verlassen, ihn lieb hatten und ihm überall die Treue hielten, wo keine Milch und auch kein Honig floß, sondern die Not und Entbehrung fast ständiger Gast waren. Wie viele Staaten der Erde gibt und gab es, die es billigten, daß man, nicht nur die Handvoll Oberstübner, sondern Millionen Menschen hinaustrieb in die Kälte, wo sie *keiner* haben wollte. Wo waren da die Menschenrechte, die so heiß diskutiert und propagiert werden?

Einem unbestimmten Ziel entgegen

Wieder in Güterwagen, aber diesmal „endgültig“, fuhr der Zug in Richtung West- und Ostdeutschland, beladen mit Heimatlosen, aber nicht hoffnungslosen Menschen, einem unbestimmten Ziel entgegen. Sie kamen in ein hungriges, ausgeblutetes, zerstörtes Land, ihre Urheimat — unwillkommen!

Die Einheimischen hatten ja selbst wenig Brot, und dieses mußten sie noch mit den „Flüchtlingen“ teilen. Wenn die Lage oft aussichtslos war, irgendwie hat sie doch jeder gemeistert. Gemeinsam mit den Alteingesessenen bauten sie eine neue Zukunft, getragen im festen Glauben an Gott und die Vorsehung.

Nach einigen Jahren in Deutschland hatten sich fast alle eingelebt und eine neue Existenzgrundlage geschaffen.

Zwei neue Generationen sind nun schon hier geboren, und die Jungen von damals haben heute Enkelkinder. Die Zeit heilt Wunden, heißt ein Sprichwort, und die Narben tun nicht mehr weh.

Heute nach fünfunddreißig Jahren, hat sich die Landschaft in Oberstuben nicht verändert, wenngleich vom Deutschtum nicht mehr viel übrig geblieben ist.

Im Frühjahr blühen die Sumpfdotterblumen, Vergißmeinnicht und Schlehenbüsche wie zu alten Zeiten. Die Vögel jubilieren voll Freude. Ihnen ist es gleich, welche Sprache die Menschen sprechen, wenn sie nur ihren Frieden nicht stören. Alles auf Erden ist vergänglich, nur die Natur in ihrer wunderbaren göttlichen Schöpfung überdauert Zeit und Raum . . .

Die Könige Ungarns

Stephan I., Heilige	997—1038	Andreas II.	1205—1235
Peter Orseolo	1038—1041	Béla IV.	1235—1270
Aba Samuel	1041—1044	Stephan V.	1270—1272
Peter Orseolo	1044—1046	Ladislaus IV., der Kumane	1272—1290
Andreas I.	1046—1060	Andreas III.	1290—1301
Béla I.	1060—1063	Wenzel III. (von Böhmen)	1301—1305
Salomon	1063—1074	Otto von Bayern	1305—1307
Géza I., Magnus	1074—1077	Karl I., Robert von Anjou	1308—1342
Ladislaus I., Heilige	1077—1095	Ludwig I., der Große . .	1342—1382
Koloman	1095—1116	Maria	1382—1385
Stephan II.	1116—1131	Karl II., der Kleine . . .	1385—1386
Béla II., der Blinde	1131—1141	Siegismund	1387—1437
Géza II.	1141—1161	Albert	1437—1439
Stephan III.	1161—1162	Wladislaw I.	1440—1444

Ladislaus II.	1162—1163	Ladislaus V., Posthumus	1440—1457
Stephan IV.	1163—1165	Matthias I., Corvinus . .	1458—1490
Stephan III. (2. Mal) . .	1165—1172	Wladislaw II.	1490—1516
Béla III.	1173—1196	Ludwig II.	1516—1526
Emmerich	1196—1204	Johann v. Zápolya . .	1526—1546
Ladislaus III.	1204—1205		

Haus Habsburg

Ferdinand I.	1526—1563	Joseph I.	1687—1711
Maximilian	1563—1572	Karl III.	1712—1740
Rudolf	1572—1608	Maria Theresia	1740—1780
Matthias II.	1608—1618	Joseph II.	1780—1790
Ferdinand II.	1618—1625	Leopold II.	1790—1792
Ferdinand III.	1625—1647	Franz	1792—1830
Ferdinand IV.	1647—1654	Ferdinand V.	1830—1848
Ferdinand III. (2. Mal) .	1654—1655	Franz Joseph	1849—1916
Leopold I.	1655—1687	Karl IV.	1916—1918

Staatspräsidenten der Tschechoslowakei bis 1939

Masaryk	1918—1935	Syrový	1938
Beneš	1935—1938	Hácha	1938—1939

Reichsprotektorat Böhmen und Mähren

Hácha	1939—1945
-----------------	-----------

Staatspräsident der Slowakei

Tiso	1939—1945
----------------	-----------

Der Dialekt

Die Dialekte in der deutschen Sprachinsel, dem Hauerland, sind von Ort zu Ort verschieden. Eine Verständigung ist aber durchaus möglich. Im Prinzip haben alle Orte eines gemeinsam. Man verwendet für den Konsonanten „W“ ein „B“. Auch in der Ostslowakei, der Zipser Sprachinsel, ist dies teilweise zu beobachten.

Hier wird nicht versucht die Rechtsschreibung, sondern *nur* die Aussprache der Oberstübener Mundart verständlich zu machen. So wird Wind „Bänd“, Wetter „Bäta“ gesprochen. Der Fragesatz: Wollen wir uns wiedersehen? „Bäll ba sich bideasieh?

Für das Wort uns wird „ons“ gesagt. Wenn es z.B. heißt uns fehlt nichts, „ons wéhlt nisch“. Beim Wort wiedersehen „bideasieh“, wird der Vokal „i“ nicht hell gesprochen, er hat vielmehr die Ähnlichkeit eines „e“.

Eine weitere Eigenart ist der Tausch der Konsonanten „F“ mit dem „W“. Das „W“ wird ganz weich gesprochen, z. B. fehlen „wéhln“. Das „W“ wird weich, das „E“ dunkler und lang gesprochen, dafür läßt man das „E“ nach dem Konsonanten „L“ weg. Einige Beispiele: Fliege „Wlieg“, Fenster „Wensta“, Fleisch Wlásch“, Fuhrmann „Wuamu“, fleißig „wlaißig“.

Der Konsonant „V“ wird ebenfalls als „W“ gesprochen, z. B. Vogel „Wógl“, Vieh „Wiech“.

Die Vorsilbe ver „vu“, die Vorsilbe vor „vjie“, z. B. verstehen „vustieh“, vorgestern „vjiegesta“. Für die Vorsilbe vor verwendet man auch „wia“, so z. B. beim Wort vorkommen „wiakomma“. Der Konsonant „P“ wird für den Konsonanten „B“ verwendet, z. B. Brot „Prút“, Braten „Prótn“.

Das „P“ wird hingegen übernommen beim Wort Pein „Pua“ und Plage „Plóg“. Der Vokal „A“ wird als „U“ gesprochen. Dabei hat das „U“ die Färbung eines „O“, z. B. Anzug „Üzeg“, Anfang „Üwang“. Auch hier wird das „U“ wie ein Doppelvokal gesprochen.

Für das Wort in oder im verwendet man entweder nur den Vokal „A“ (ganz kurz), oder „am“, z. B. in der Kirche „a die Kiach“, in der Schule „a die Schul“. Dagegen im Wald „am Bald“, im Garten „am Goatn“.

Der Vokal „U“ wird in Verbindung mit einem Wort fast immer als halbes „O“ und als Doppelvokal gesprochen, z. B. Mond „Múd“, Fisch „Wúsch“.

Das „EU“ wird als „AI“ oder „UA“ benutzt, z. B. Leute „Lait“, Zeugen „Zaign“, Scheune „Schua“.

Der Umlaut „Ü“ wird in der Mundart nicht verwendet. Dafür findet man ein

langes „IE“, das eher einem „E“ ähnelt, z. B. Sei nicht übermütig, „Sei net iebamietig“. Der Vokal „E“ wird überwiegend als „Ä“ gesprochen.

Die Endungen *chen* und *lein* werden zu „la“, z. B. ein bißchen „a mekala“, ein Kindchen „a Kändala“, ein Vöglein „a Wégala“. Die beiden Hauptwörter „Bach“ und „Zucker“ weichen im Geschlecht von denen der deutschen Schriftsprache ab. In der Mundart ist der Bach und der Zucker weiblichen Geschlechts „die Póch“, „die Zucka“.

Die Eltern, Tanten, Onkeln und Paten redete man nur mit „Ihr“ an. Der Vater hieß „Wóta“, die Mutter „Mutta“. Den Großvater nannte man „Grúßwotta“, die Großmutter „Grunta“.

Die Cousine war die Halbschwester und der Cousin der Halbbruder. Die „einfachen“ Tanten rief man „Mieml“, die „feineren“ „Néni“. Den „einfachen“ Onkel dementsprechend „Wetta“, den „feineren“ „Bacsi“. War die leibliche Tante gleichzeitig die Patin, nannte man sie nur „Totfara“ (Taufpatin).

Die Frau vom Cousin sprach man mit Schwägerin „Schbägaren“, den Mann von der Cousine mit Schwager „Schbóga“ an.

Von der Schwiegermutter sprach man von „unserer Mutter“ „onsa Mutta“, von der eigenen dagegen „meine Mutter“ „mua Mutta“. Die Eltern der Braut bzw. des Bräutigams nannten sich gegenseitig Vater und Mutter, obwohl sie meistens im gleichen Alter waren. Zur Taufpatin der Mutter sagten sowohl die Kinder als auch der Mann „Totfara“.

Paten und Firmpaten waren sehr angesehen und wurden oft um Rat gefragt. Gern sah man sie auch bei Familienfesten.

Es bestehen große Schwierigkeiten, das gesprochene Wort in der Mundart niederzuschreiben. Selbst wenn man sie von Kindheit an im Ohr hat, kommt sie einem auf dem Papier völlig fremd vor. Die halbnassalen Laute, sowie die Mischung verschiedener Vokale lassen sich nicht präzise wiedergeben. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich der Dialekt auch aus der ungarischen, wie auch aus der slowakischen Sprache Lehenwörter angeeignet. Manche Redewendung und manches Wort hat sich erhalten, in der Ausdrucksweise und der Form aber immer wieder verändert. Das kann man auch in alten Sagen und Überlieferungen feststellen. Man war oft überrascht, wenn alte Leute Wörter benutzten, die aus dem vergangenen Jahrhundert stammten und längst nicht mehr zum allgemeinen Sprachgebrauch gehörten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden häufiger Wörter aus der deutschen Schriftsprache übernommen. Während des Zweiten Weltkrieges hat sich dies noch verstärkt.

Heute, so kann man im allgemeinen feststellen, spricht niemand mehr den Dialekt, den man z. B. im Jahr 1945 sprach.

Auch die weiblichen und männlichen Vornamen wurden in der Mundart anders, als in der deutschen Schriftsprache ausgesprochen z. B.:

Maria „Mrischl“, Mriz, Mizzl, Mizzala.	Susanne „Suskl“, Susa, Suskala.
Anna „Antschl“, Annl, Annala.	Johann „Honnes“, Hansl, Hansala.
Elisabeth „Liesl“, Liesa, Liesala.	Josef „Joschkl“, Seppl, Josch.
Margarete „Margit“, Gitta, Gittala.	Adolf „Dolf“, Dofl, Dolfala.
Emilie „Milla“, Milka, Milkala.	Eduard „Eddo“, Eddala.
Andreas „Dries“, Elias „Lias“, Ignaz „Naaz“, Michael „Mechl“.	

Der Eintrittsgruß beim Betreten eines Hauses lautete:

„Galobt sai Jesus Christus“ Gelobt sei Jesus Christus.

Antwort: „ANebigkait Amen“ In Ewigkeit Amen.

Darauf die Hausfrau: „SGoot pukomm puons“ Schön willkommen bei uns.

Antwort: „DankIchGoot“ Dank Euch Gott.

Beim Essen: „Gootgasegn’sIch“ Gott segne es Euch.

Antwort: „Komm metes“ Komm mit uns.

Beim Trinken: „Helf Goot“ Helf Gott.

Antwort: „Seg’nGoot“ Gott segne es.

Zuruf bei Feldarbeiten: „Goot gäbIch guts Galeck“ Gott geb’ Euch gutes Glück.

Antwort: „Goot boll’s gäbn“ Gott wollt’s geben.

Abends beim Verabschieden: „Helf Goot, dorabed gut schlófn“ Helf Gott, daß Ihr gut schlafen werdet.

Antwort: „Helf Goot achAich“ Helf Gott auch Euch.

Bevor ein Besucher das Haus verließ, brachte die Hausfrau einen runden Brotlaib und ein Messer, sie sagte: „Oje, schnaitIchna oo vu onsem Prút“. Oje, schneidet Euch nur ab von unserem Brot. Der Besucher schnitt den Brotlaib an zwei Seiten an und wickelte die beiden Stückchen in ein Tüchlein (eine symbolische Handlung — Brot als Inbegriff des Lebens), welches er dann in den „Schubsock“ Schubsack (eingenähte Tasche im Rock) steckte und erst zu Hause davon aß.

Sitten und Bräuche im Jahresablauf

„Die Oberstübner“

Oberstuben war ein altes gewachsenes Dorf, dessen Bewohner eng mit den alten Sitten und Bräuchen verbunden waren. Da jeder von jedem fast alles wußte, gab es kaum Geheimnisse. Die Menschen waren gesellig, kontaktfreudig, freundlich, mitunter auch neugierig und vor allem sehr gastfreundlich. Ein Fremder oder eine Fremde, die durch Einheirat Oberstübener Bürger wurden, hatten es jedoch nicht leicht. Kam eine junge Frau aus Glaserhau, hieß sie ihr Leben lang die „Glaserhauerin“, oder aber entsprechend dem Ort, aus dem sie kam.

Begegnete man jemanden auf den Dorfwegen, fragte man stets, wohin man gehe bzw. woher man komme, was gleich beantwortet wurde. Oft ging man in die Nachbarschaft auf einen „Schwatz“, dies hieß „a die Zail“. Die Kinder kannten keine Scheu vor Fremden. Meist waren sie folgsam und mußten oft sehr hart während der Sommermonate auf den Feldern mitarbeiten.

Hin und wieder gab es in den Nachbarschaften Streit, der so laut ausgetragen wurde, daß Vorübergehende alles mitbekamen. Wenn man sehr laut war, hieß dies „kautzn“ (schreien). Nach dem alten Sprichwort: „Hunde, die bellen, beißen nicht“, wurde die Meinungsverschiedenheit meistens schnell wieder beigelegt. Die überlieferten Sitten und Bräuche waren ein Teil Oberstubens und wurden von den Bewohnern bis zur Vertreibung gepflegt.

Das „Neue Jahr“

Der erste Januar, das „Neue Jahr“, machte den Anfang. Es wurde durch das „Glückwünschen“ eingeleitet. Meistens waren es die Kinder, die den Nachbarn und Verwandten „Glück für's ganze Jahr“ ins Haus brachten.

Nach dem Eintrittsgruß wurde begonnen:

Em en Naia wiel Galeck,
Segn, wreschn Gasond,
Wried ond Uanigkait,
Onsa Hjarrgott sell aich a pesses puschean,
Bi dos vugangana.

Um (oder für) das Neue viel Glück,
Segen, frische Gesundheit,



Oberstübener Kirche

Frieden und Einigkeit,
Unser Herrgott soll euch ein besseres bescheren,
Wie das vergangene.

Die Kinder wurden mit kleinen Geldgeschenken und Süßigkeiten bedacht.

Erscheinungsfest — Heilige drei Könige

Schon ein paar Tage später, am 6. Januar, dem Erscheinungsfest, war den Kindern eine weitere Gelegenheit gegeben, als „Heilige drei Könige“ verkleidet in

die Häuser zu gehen und durch ihr Lied den Menschen Freude zu bereiten. Sie sangen:

Wir heilig'n drei König' mit uns'rem Stern
Wir loben Gott und preisen den Herrn,
Wir wünsch'n euch einen gedeckten Tisch
Und auf dem Tisch ein' gebratenen Fisch.
Und in der Mitt'n ein Glaserl Wein,
Den schenk'n die heilig'n drei Könige ein.

Die Kleinen freuten sich, wenn sie mit einem Geschenk belohnt wurden. Fast immer waren es ein paar Münzen, die man daheim schnell in den Sparstrumpf steckte.

Schlachttag

Der Winter war lang und bitterkalt. In keiner Familie fehlte ein Rodelschlitten. Mit blau gefronenen Nasen fuhren die Kinder begeistert die Abhänge hinunter und gingen erst wieder ins Haus, wenn Finger und Zehen klamm gefroren waren. Um diese Jahreszeit wurde beinahe überall im Dorf ein Schwein geschlachtet. Dies konnte nur in der kalten Jahreszeit geschehen, da man das Konservieren in Dosen nicht kannte. Am Schlachttag gab es viel zu tun. Zur Vormittagsvesper (Jause) wurde auf einem großen Holzteller ein Stück Wellfleisch und ein Stück Leber in Scheiben geschnitten serviert. Dies war mit Zwiebelscheiben garniert, gut gepfeffert und gesalzen. Dazu reichte man Schwarzbrot und Kümmelschnaps. Abends, wenn die Speckseiten und Schinkenstücke im Holztrog eingesalzen und die Dauerwürste fertig waren, wurden die Wurstringe auf eine lange Stange gehängt und zum Räuchern in ein altes Holzhaus getragen, bei dem der Rauch noch durch das Dach abzog. Das eingesalzene Schlachtgut im Trog wurde täglich, vier Wochen lang, mit Salzwasser übergossen und anschließend ebenfalls in den Rauch gehängt. So machte man alles für die Sommermonate haltbar.

Am Tag nach dem Schlachttag brachte man etliche „Schlachteteller“ den Nachbarn und Verwandten, die sich ihrerseits beim Schlachten in gleicher Weise revanchierten. Auf dem Teller war meist eine Fleisch- und eine Graupenwurst, sowie ein Stück Wellfleisch, Leber oder auch Fleisch. Arme Leute brachten ein Gefäß und baten um „Pétlagraup“ (Bettlergraupen). Das war eine Art Blutwurst mit Graupen. Man füllte das Gefäß und gab auch noch eine Wurst dazu.

Am 2. Februar, an Mariä Lichtmeß, ging man in die Kirche zum Halssegen. Man ließ auch Kerzen weihen, die im Haus aufbewahrt und bei schweren Gewittern

angezündet wurden. Damit sollte ein Blitzschlag am Wohnhaus und Stallungen abgewandt werden.

Fasching

In die Monate Februar/März fiel meist der Fasching. Junge Burschen, „Faschingsknechte“, zogen mit geschmückten Stöcken singend und musizierend durch das Dorf und besuchten jedes Haus. Kümmel- oder Honigschnaps wurde kredenzt, und einer der Faschingsknechte nahm die Geschenke entgegen.

Die Zigeuner, die am Rande des Dorfes wohnten, jedoch zur Gemeinde Unterstuben gehörten, kamen an Fasching — meistens in Begleitung mehrerer Zigeunerkinder — in das Dorf. Sie trugen eine lange Eisenstange, an der sie die Speckstücke aufspießten, die ihnen geschenkt wurden. War die Stange halbvoll, zogen sie den Speck herunter und eines der Kinder trug sie heim. Zu zweit oder dritt sangen sie beim Eintritt:

Fašiangy, Turíce, Velká Noc príde,
kto nemá kožužka, zima mu bude.
Ja nemám, ja nemám, len sa tak trasiem,
dajte mi slaninky, nech sa vypasiem.
Chodte hore na komore, sedí kocúr na slanine,
chodte že ho oddohnať a mne kúsok odrezať.
Hopsa chlapi do povaly,
aby ste vysoké konope mali.

Fasching, Pfingsten, Ostern wird kommen,
wer keinen Pelz hat, dem wird es kalt sein.
Ich habe keinen, ich habe keinen, es schüttelt mich
so, gebt mir Speck, daß ich mich dran ausweide.
Geht hinauf in die Kammer (Vorratskammer),
der Kater sitzt auf dem Speck, geht und jagt ihn
fort und schneidet mir ein Stückchen ab.
Springt ihr Burschen bis zum Dachboden,
damit ihr hohen Hanf haben werdet (erntet).

Das Federvieh

Kam der Monat März und die Sonne stand wieder höher, machten die Hausfrauen die Brutstätten für das Geflügel zurecht. In niedrige Weidenkörbe kam

Haferstroh, Heu und eine entsprechende Anzahl Eier. Die Bruthennen „Gluckhennen“ unterschieden sich in ihrem Verhalten, sodaß die Hausfrau keine Mühe hatte sie einzufangen und auf das Brutnest zu setzen. In den alten Holzhäusern standen die Brutkörbe unter der Ofenbank, im allgemeinen aber im warmen Kuhstall.

Eine Henne brütete zehn bis vierzehn Eier in 20 bis 22 Tagen aus. Die Hühnerküken, die im März geschlüpft waren, legten bereits im Herbst die ersten Eier.

Eine Ente brauchte eine Brutzeit von 28 bis 32 Tagen für zwölf bis fünfzehn Eier. Genau so lange saß eine Gans auf acht bis zwölf Eiern. Vielfach brüteten Hühner auch Enteneier aus. Die Brutzeit dauerte dann ebenfalls 28 bis 32 Tage. Immer wieder konnte man auf den Dorfwegen einer „Glucke“ mit kleinen Entchen „Katschala“ begegnen. Es war rührend, wenn die Kleinen — ihrem Instinkt folgend — dem Bach zustrebten und die Henne hilflos von Stein zu Stein hüpfte, um vermutlich die in Gefahr geratenen Entchen zu retten.

Die geschlüpften kleinen Hühnchen hießen „Hiedala“, kleine Gänseküken „Griesala“. Die Gänsemutter wachte eifersüchtig über ihren Nachwuchs. Sie ging auf jeden los, der dem Nest oder den Gänschen nahe kam. Gänse und Enten hielten sich das ganze Jahr im Bach auf. Nur bei ganz strengem Frost im Winter blieben sie im Stall. Vom Frühjahr bis zum Herbst kamen sie jedoch regelmäßig zu den „Mahlzeiten“ und machten entsetzlichen Lärm, bis sie gefüttert waren und watschelten dann wieder dem Bach zu. Abends, immer um die gleiche Zeit, kam die Gänse- und Entenschar hintereinander im „Gänsemarsch“ heim. Man hielt sie in erster Linie wegen der Daunen und Federn, und außerdem war ein Gänse- oder Entenbraten auch nicht zu verachten.

Das Federvieh lief überall frei umher, und manches Fuhrwerk mußte halten, um nicht eine Henne, Gans oder Ente zu überfahren. Das „Stopfen“ der Weihnachtsgans mit Mais „Kukuruz“ bedeutete für das Tier eine Qual. Diese „Tortur“ wird jedoch auch heute noch praktiziert.

Die Fastenzeit

Mit ihr kam auch die Vorfreude auf den Frühling. Aber zunächst war es noch sehr kalt. Vom Kirchturm läutete die Glocke zum „Engel des Herrn“. Es war Dämmerung. Hie und da brannten in den Häusern die ersten Lichter. Nun gingen sie aus, denn gemeinsam mit der ganzen Familie wurde der schmerzhafte Rosenkranz laut gebetet. Alle knieten am Boden. Zuweilen wurde das Ofentürchen aufgemacht, daß ein warmer, matter Lichtschein die Stube erhellte und lange Schatten an die Wände warf. Zu den Kreuzwegandachten begab man sich jeden Freitag in die Kirche. Die Menschen freuten sich auf das Osterfest.

„Josefi“, Josefstag, der 19. März, war ein Anlaß zu dieser Vorfreude. Der Sonntag vor Palmsonntag war der „schwarze Sonntag“. Als Zeichen der Trauer erschien Jung und Alt in schwarzer Kleidung zu den Gottesdiensten. Am Palmsonntag selbst wurde beim Hochamt „Das Leiden Christi“, der „Pass“ (Pass), gesungen.

Die Karwoche

Die Karwoche beging man mit Fasten und Beten. Einem alten Brauch zufolge durfte während dieser Woche keine Wäsche am Bach gewaschen werden. Dies hielt man so bis zum Jahr 1945. Am Gründonnerstag Morgen nach der Messe wurden die Glocken zusammengebunden, d. h. ab jetzt durfte keine Glocke mehr geläutet werden. Im Glockenturm der Kirche stand eine große Rätsche „Schnardä“: eine rechteckige Kiste, an deren rechter Schmalseite in der Mitte ein Hebelarm angebracht war, der beim Drehen des Arms ein großes Holzzahnrad mitnahm, welches wiederum die vielen, an der Oberseite der Rätsche angebrachten Latten hochhob und einen entsetzlichen Lärm verursachte, der weithin gehört wurde. Sie wurde von Gründonnerstag bis zum Karsamstag Morgen — während der Messen bei der Wandlung — mittags um zwölf Uhr, nachmittags um vier Uhr sowie abends zum Gebet des „Engel des Herrn“ betätigt. Die Buben zogen ebenfalls mit Klappern „Kloopen“ und „Schnarden“ in Kleinformat durchs Dorf. Am Karsamstag Morgen wurden die Glocken wieder „aufgebunden“, d. h. geläutet. Beim ersten Glockenschlag liefen die Menschen, so schnell sie konnten zum Bach, um sich das Gesicht zu waschen. Einem uralten Brauch zufolge verlieh dies Gesundheit für das ganze Jahr. Am Karsamstag — gegen Abend — sah man nur noch fröhliche, bunt gekleidete Menschen auf dem Weg zur Auferstehungsprozession. Die Trauerkleider der Fastenzeit waren abgelegt, und die Freude stand jedem im Gesicht. Die Kirche war so überfüllt, daß nicht einmal mehr alle im Glockenhaus Platz fanden. Nach der Auferstehungsfeier wurde nach dem langen Fasten wieder Fleisch gegessen. Vorwiegend aß man gekochten Schinken oder heiße Hausmacherwürste.

Ostern

Der Ostersonntag war ein Feiertag der Ruhe und der dörflichen Verwandtenbesuche. Beim Hochamt trugen die jungen verheirateten Frauen die Festtracht der Bräute (Keglprait).

In der Nacht zum Ostermontag wurde es ab zwölf Uhr lebendig im Dorf. Un-

zählige Gruppen junger Männer im heiratsfähigen Alter zogen mit Musik und Gesang durch den Ort und besuchten die Häuser, in denen junge Mädchen wohnten. Wohlweißlich hatten die Mütter bereits abends Getränke und Gebäck zur Bewirtung der Gäste bereitgestellt. Sobald man vor der Haustür die Musik einer Ziehharmonika hörte, ging im Haus das Licht an und die weiblichen Bewohner standen schon mit dem Willkommenstrunk parat. Danach fragten die jungen Burschen: „Ist's erlaubt zum Baden?“ Dabei zogen sie aus der Westentasche eine Flasche mit Rosenwasser und spritzten den Mädchen ein paar Tropfen auf die Köpfe. Dann wurde zum Tanz aufgespielt. Die Anwesenden drehten sich zur Musik. War unter den Burschen der Verehrer eines Mädchens, dehnte sich der Besuch länger aus.

Am Ostermontag Morgen gingen die Schulbuben in die Nachbarschaft, um die kleinen Mädchen zu „baden“. Genau wie die Burschen fragten sie, ob es zum „Baden“ erlaubt wäre. Auch sie hatten kleine Fläschchen mit Rosenwasser bei sich, um es auf die Köpfe der Mädchen zu spritzen. Arme Buben hatten Wasser, in dem tagelang Orangenschalen lagen. Dies verwendeten sie als Rosenwasser „Rúsnöl“ beim „Osterbaden“. Sie bekamen von der Hausfrau ein Geldgeschenk. Auf dem Weg zum Hochamt rühmten sich die Mädchen mit der Anzahl der Gruppen, die ihnen die Ehre gegeben hatten.

Der Weiße Sonntag, acht Tage nach Ostern, war ein ausgesprochener Tag für Hochzeiten. Während der Fastenzeit fanden keine Hochzeiten statt. Daher sammelten sich viele Paare auf den Weißen Sonntag an. Oft waren es zehn oder mehr Hochzeiten an diesem Tag. In langen Hochzeitszügen, mit Musikbegleitung, gingen alle zu Fuß zur Kirche.

Die Hochzeiten

Der Hochzeit war die Brautwerbung, sprich „Freierei“ „Wrajarai“, vorausgegangen. Dieses Fest fand nur in kleinem Kreis im Elternhaus der Braut statt.

Vor der Hochzeit, die immer sonntags gefeiert wurde, fuhr man am Freitag oder Samstag vor der Trauung die Brautaussteuer mit einem geschmückten Pferdewagen in das Haus des Bräutigams.

Dabei sangen die jungen Leute:

Hore Bogn, hore Bogn,
bu sel ba die Kláda úflón.
Pum Praitr be ba sa úflón.
pum Praitigam be ba sa ólón.
Wrai dich Knächtl, wrai dich,



Hochzeit 1930, Brautpaar Schmied-Lichtner

bia prenga da a nais Praitl,
bit's da net gawolln,
wia bes bida baita.

Auf den Wagen, auf den Wagen,
wo soll'n wir die Kleider aufladen.
Beim Bräutl werden wir sie aufladen,
beim Bräutigam werden wir sie abladen.
Freu dich Knecht, freu dich,
wir bringen dir ein neues Bräutl,
wird's dir nicht gefallen,
führ'n wir's wieder weiter.

Der Hochzeitsbitter „Druschba“ holte zuerst den Bräutigam von seinem Elternhaus ab. Hier hatten sich die vom Bräutigam geladenen Hochzeitsgäste eingefunden. Nun ging man mit Musik zum Haus der Braut. Nachdem der „Zukünftige“ nochmals die Eltern um die Herausgabe der Braut gebeten hatte, trat der „Druschba“ in Aktion.

Mit schwarzem geschmücktem Hut, einem geraden, verzierten Stock, der einen runden Knauf hatte, stellte er sich vor das Brautpaar und sprach: „Meine neu ein-



Zwei Mädchen als „Drauschken“ bei einer Hochzeit 1928

gehenden Eheleute! Was glaubt ihr, wo wir jetzt hingehen? In ein Tanzhaus oder ein Lusthaus? Nein, wir gehen in den Tempel Gottes!“

Die Rede setzte er noch weiter fort. Nachdem er die Ansprache beendet hatte, verabschiedete sich die Tochter, meistens unter Tränen, zuerst von der Mutter und dann vom Vater. Sie dankte beiden für die Liebe und Fürsorge, die sie ihr bisher angedeihen ließen. Der zukünftige Schwiegersohn bat die Schwiegereltern ihn als „leibeigenes Kind“ anzunehmen.

Den „Brautführer“ brachte der Bräutigam in seinem Gefolge. Die erste Brautjungfer „wédara Drauschka“, war von der Braut eingeladen und wartete in deren Haus. Die angehende junge Frau wurde vom „Brautführer“, der Bräutigam von der „ersten Brautjungfer“ zur Kirche geführt. Jungverheiratete eingeladene Frauen gingen in der Festtracht als „Kegelbräute“ zur Hochzeit. In der Kirche angekommen, kniete das Brautpaar auf den Stufen des Hochaltars nieder und leistete den Treueschwur in folgender Weise, indem sie dem Geistlichen nachsprechen mußten:

So soll mir Gott helfen
und alle Heiligen Gottes,
daß ich den gegenwärtigen (Namen des Bräutigams oder der Braut) liebe



*Junge Frau
in Festtracht 1935*

und ihn zum Ehegatten nehme
nach der Verordnung Gottes
und nach dem Brauch der katholischen Kirche,
daß ich ihn nie verlasse
solange ich und er lebt,
in keiner Not und Widerwärtigkeit,
so soll mir Gott helfen.

Nachdem der Priester die Ringe sowie das Brautpaar gesegnet hatte, gingen die Neuvermählten ins Pfarramt, um sich „einschreiben“ zu lassen. Vor dem Pfarr-



*Jungvermähltes
Ehepaar aus Oberstuben
im Jahr 1909*

amt warteten die Hochzeitsgäste, bis die Formalitäten erledigt waren. Der Hochzeitszug bewegte sich dann — mit Musikbegleitung — in das Haus des Bräutigams. Der Ehemann führte nun seine Frau selbst am Arm.

Die Eltern des Bräutigams warteten vor der Haustür. Die Schwiegermutter reichte der Schwiegertochter einen Teller mit Brot und Salz. Sie mußte ein Stückchen Brot abschneiden und essen. Dann kniete sie auf ein Schemelchen vor den Schwiegereltern hin und bat beide: „Nehmt mich auf als euer leibeigenes Kind“ — „Das sich Einbeten“. Dann wurde zum Essen und Trinken geladen. Die Stuben im Haus waren Tage vorher ausgeräumt und mit langen Tischen und Bänken für das Hochzeitsmahl gerichtet worden. In der Regel kamen zu einer Hochzeit 80

bis 120 Personen. Der Nachbarschaft, die nicht geladen war, brachte man große Teller mit Kuchen „Peltschn“. Auch den Kindern, die neugierig an der Haustür herumstanden, gab man Hochzeitskuchen.

War dann der Abend gekommen und die Gäste sich am Hochzeitsmahl gelabt hatten, spielten die Musikanten zum Tanz auf. Das jungvermählte Ehepaar eröffnete den Tanz. Um Mitternacht verschwand die Braut für kurze Zeit im Schlafgemach, gefolgt von den Brautjungfern „Drauschken“ und einigen Frauen. Dort wurde ihr der Myrtenkranz abgenommen. Die Frauen und Mädchen waren ihr beim Auskleiden des Brautkleides, bzw. der Brauttracht, behilflich. Danach reichte man ihr die Festtracht der Bräute (Keglprait), die sie anlegte. Dazu kam auch eine mit Goldfäden gestickte Tüllspitzenhaube mit buntem Band. (Die goldige Haub). Zur Vervollständigung zog sie schwarze, aus feinstem Leder gefertigte Schafstiefel an.

Beim Erscheinen der jungen Frau standen die Hochzeitsgäste auf und bildeten einen Kreis, derweilen spielten die Musikanten auf, und das jungvermählte Paar tanzte das „Prautjattl“, den Brauttanz, einen „Csárdás“. Dann stellte man zwei Teller auf. Während die junge Frau mit den männlichen Hochzeitsgästen tanzte, tat dies der jungvermählte Ehemann mit den weiblichen Gästen. Nach jedem Tanz warf dann der Tänzer oder die Tänzerin ein Geldstück in die aufgestellten Teller. Dieses gesammelte Geld bekamen die Musikanten.

Die Köchin, die das Hochzeitsmahl zubereitet hatte kam auch, mit verbundener Hand, so als ob sie sich verbrannt hätte und hielt in der anderen Hand einen Kochlöffel, in den die Hochzeitsgäste ebenfalls ein Geldstück hineinlegten. Dieses Geld war für die Frauen und Mädchen bestimmt, die beim Herrichten der Speisen geholfen hatten.

Vor dem Ersten Weltkrieg dauerte eine Hochzeit mehrere Tage. Von 1918 an blieb sie jedoch auf die Sonntage beschränkt. Nach der Hochzeit hatte sich die junge Frau so zu benehmen und zu kleiden, wie es sich für sie im „Neuen Stand“ ziemte. Die Zöpfe, die man als Mädchen hängen ließ, wurden nun am Hinterkopf zu einem Bund zusammengesteckt. Auch sollte sie fortan nicht ohne Kopftuch gehen. Da dies für die Frauen eine Selbstverständlichkeit war, fiel es den jungen Frauen nicht schwer, sich in ihrer neuen Rolle zurechtzufinden.

Die Geburt

Nach knapp einem Jahr wurde auch meistens die Hebamme in das Haus geholt, wenn es galt, einem neuen Erdenbürger an das Licht der Welt zu verhelfen. Denn eine Oberstübnerin brachte ihr Kind zu Hause zur Welt. Im Dorf waren zwei Hebammen.



Hochzeit in Oberstufen 1925

Hatte das Kind durch kräftige Schreie kundgetan, daß ein neuer Hausbewohner dazugekommen ist, wurde es gebadet, angezogen, in ein Kissen gewickelt und in die bereitgestellte Wiege gelegt. In den ersten Wochen wurden die Händchen beim Wickeln an den Körper gelegt und das Kissen mit einem Wickelband verschnürt. Man sagte, daß die Kinder dadurch gerade Gliedmaßen bekämen. Die Kinder wurden viel herumgetragen, da Kinderwagen zu kostspielig und auf den steinigen Dorfwegen unpraktisch waren. Zum Tragen eines Kindes benützte man ein rechteckiges Tuch, auch „Ketsch“ genannt. Sonntags verwendete man eine weiße aus Damast, während der Woche eine bunte aus derberem Stoff. Viele Frauen arbeiteten im Haushalt, während sie ihr Kind auf dem Rücken oder der Brust herumtrugen. Säuglinge trug man meistens vorne, etwas größere Kinder auf dem Rücken.

Das Schaukeln der Kleinkinder in der Wiege nannte man „hotschn“. Die Frauen nahmen die Kinder auch mit auf das Feld. An einem Gestell aus Haselnußstöcken befestigte man ein Leinen-Zipfeltuch zu einer Hängematte, einer „Hotsch“ und legte das Kind hinein. Gegen die Sonne und Fliegen spann man ein Tuch. So lag es in Reichweite der Mutter, luftig und gesund. Wenn es weinte, gab ihm die Mutter von der Brust zu trinken.

Die Taufe

Bei einer Kindstaufe kam die Frau Gevatterin „Totfara“ (Patin) am Sonntag Morgen mit einer Schüssel voll Mohnkrapfen und einer Flasche Honig- oder Kümmelschnaps, oder aber einer Flasche Wein. Sie nahm das Taufkind in Empfang, welches in einem weißen Kissen lag, das mit einem schönen Wickelband verschnürt war. Man legte eine gestickte und geschmückte Tülldecke über das Kind und die Patin trug es, ohne „Ketsch“ auf dem Arm, in die Kirche. Die Hebamme war auch dabei. Meistens wurden mehrere Kinder an einem Sonntag getauft. In früherer Zeit blieben die Frauen nach der Geburt sechs Wochen im Bett hinter einem Vorhang. In dieser Zeit durfte sie keiner sehen, damit sie nicht „puruft“, der „böse Blick“ trifft. Nach sechs Wochen war erst die Taufe. Acht Tage danach nahm die Frau ihr Kind auf den Arm und ging in die Kirche zum „Ualátn“, zur Reinigung.

In den letzten 50 Jahren wurden die Neugeborenen bereits nach zwei bis drei Tagen getauft, damit sie nicht von der „Tieden“ einer Hexe, vertauscht werden konnten. Der „Vottabua“, das Tauffest, in der Familie wurde überall gebührend gefeiert.

Waldaufforstung

Wenn der Schnee verschwunden, die Wiesen und Wege abgetrocknet waren, arbeiteten viele Männer und Frauen beim Abbrennen von Holzschlägen (Zaarichprie).

Das Nutz- und Brennholz hatte man im Winter mit Pferdeschlitten fortgefahren, während das Geäst liegenblieb. Bevor jedoch neuer Jungwald gepflanzt wurde, mußte der Kahlschlag aufgeräumt werden. Beim Aufforsten von Jungwald „Paaml stüßn“ (Bäumchen setzen) waren die Frauen und Mädchen sehr geschickt. Daher fanden sie dort Arbeit.

Die Stadt Kremnitz besaß viele Wälder. Sie beschäftigte eigene Förster, die ihre Wohnhäuser vielfach in den Wäldern hatten. Die Reviere waren sehr ausgedehnt. Die Förster sorgten für Ordnung und gesunden Wald- und Wildbestand. Es mangelte ihnen an nichts. Die Wälder waren reich an Rot- und Schwarzwild, Füchsen, Hasen, Rebhühnern, Fasanen und anderem Wild. Noch bis Mitte der zwanziger Jahre traf man in den Kremnitzer Wäldern Bären an. Das letzte Exemplar er-



Erlegter Bär 1926, v.l.n.r. H. Rakschani, 2 Beamte, H. Ries, H. Herchl

legten Kremnitzer Revierförster in der Nähe von Oberturz im Jahr 1926. Auch Luchse, lange Jahre vom Aussterben bedroht, konnten in den vierziger Jahren vermehrt beobachtet werden. Der reiche Wildbestand war für die Wilderer eine große Versuchung. Kein Dorf konnte sich rühmen, keinen zu beherbergen. Es kam auch vor, daß es zwischen Förster und Wilderer zum Schußwechsel kam und oft auch tragisch endete.

Das Dorf Oberstuben besaß auch Gemeindewald, der den Bewohnern gehörte. Man unterhielt einen Pflanzgarten und hatte auch einen eigenen Förster, den „Baldhitta“ (Waldhüter). Je nach Größe des Waldanteils mußten die Bewohner beim Pflanzen der Schößlinge und beim Abbrennen der Kahlschläge kostenlos mithelfen.

Außer dem Gemeindewald hatte das Dorf auch Gemeindewiesen. Das Heu wurde zum Füttern der öffentlichen Bullenhaltung verwendet. Jeder Haushalt, der eine Kuh hatte, half im Sommer einen oder zwei Tage kostenlos bei der Heuernte. Außerdem war man verpflichtet — je nach Viehbestand — eine entsprechende Menge Hafer für die Bullenhaltung abzuliefern.



Erlegter Keiler 1944, Revierförster der Stadt Kremnitz

Der Gemüse- und Obstgarten

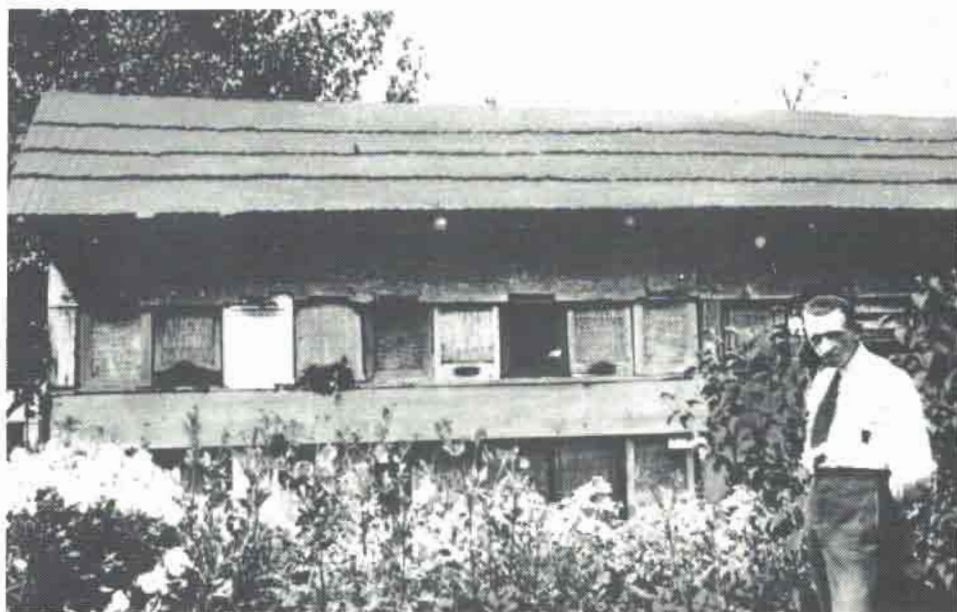
Bei den Wohnhäusern lagen die Gemüse- und Obstgärten, geschützt durch Stake-
tenzäune, auf denen die farbigen Milchtonkrüge zum Austrocknen aufgestülpt
waren.

Die Frühjahrsbestellung der Gärten begann, je nach Dauer des Winters, in den
Monaten April/Mai. In jedem Gemüsegarten fand man Gewürzkräuter: Peter-
silie „Pittasellig“, Schnittlauch „Wriesloch“, Sellerie „Seller“, Majoran „Majarú“,
Dill „Dell“ u. a.

An Gemüse gab es Mohrrüben „Meagen“, Busch- und Stangenbohnen „Fisaln“,
Erbsen „Oabes“, Wirsing „Kélkraut“, Bodenkohlrüben „Kbaken“, Blumenkohl
„Karfiol“ und Kartoffeln „Mearpl“.

Das Obst war, klimatisch bedingt, nicht von bester Qualität. Es fehlte an Aroma
und Süße. Auch mangelte es an entsprechender Pflege und Behandlung der Obst-
bäume. Die Blüten der Süßkirschen erfroren häufig während der „Eisheiligen“. Da-
für gediehen die weniger empfindlichen Sauerkirschen oder Weichseln „Baixln“.

An Äpfeln reiften im Frühsommer die Gerstenäpfel „Geaschnäppl“, im Herbst
die Boskop „Lädaäppl“ und andere Sorten. „Holzäppl“ Holzäpfel, nicht veredelt
„gafroppt“ zum Verzehr ungenießbar, nahm man gerne ins Krautfaß, wo sie
weich wurden und einen Weingeschmack annahmen.



Josef Dibak bei seinem Bienenhaus 1935

Pflaumen erntete man reichlich, sofern die Blüten vom Frost verschont blieben. Es gab „Ziegnflauma“, Ziegenpflaumen, Mirabellen „Schmitzfluaml“, „Roßflauma“ (große, fleischige Pflaumen mit kleinem Kern und bitterer Haut) und Zwetschgen „Langa Flauma“.

Den Birnen fehlte meist die Süße. Noch bevor sie reiften, waren dennoch die Bäume bereits leer...

In manchen Obstgärten standen kleinere oder größere Bienenhäuschen. Sie standen an sonnigen, windgeschützten Stellen. Wenn im Spätsommer die vollen Bienenwaben herausgenommen und der Honig geschleudert wurde, bemühte sich jede Hausfrau ein Glas voll zu erhalten, da er bei Erkältungskrankheiten im Winter unentbehrlich war. Die meisten Bienenvölker hatte Schmiedemeister Josef Dibak und Tischlermeister Franz Hammer.

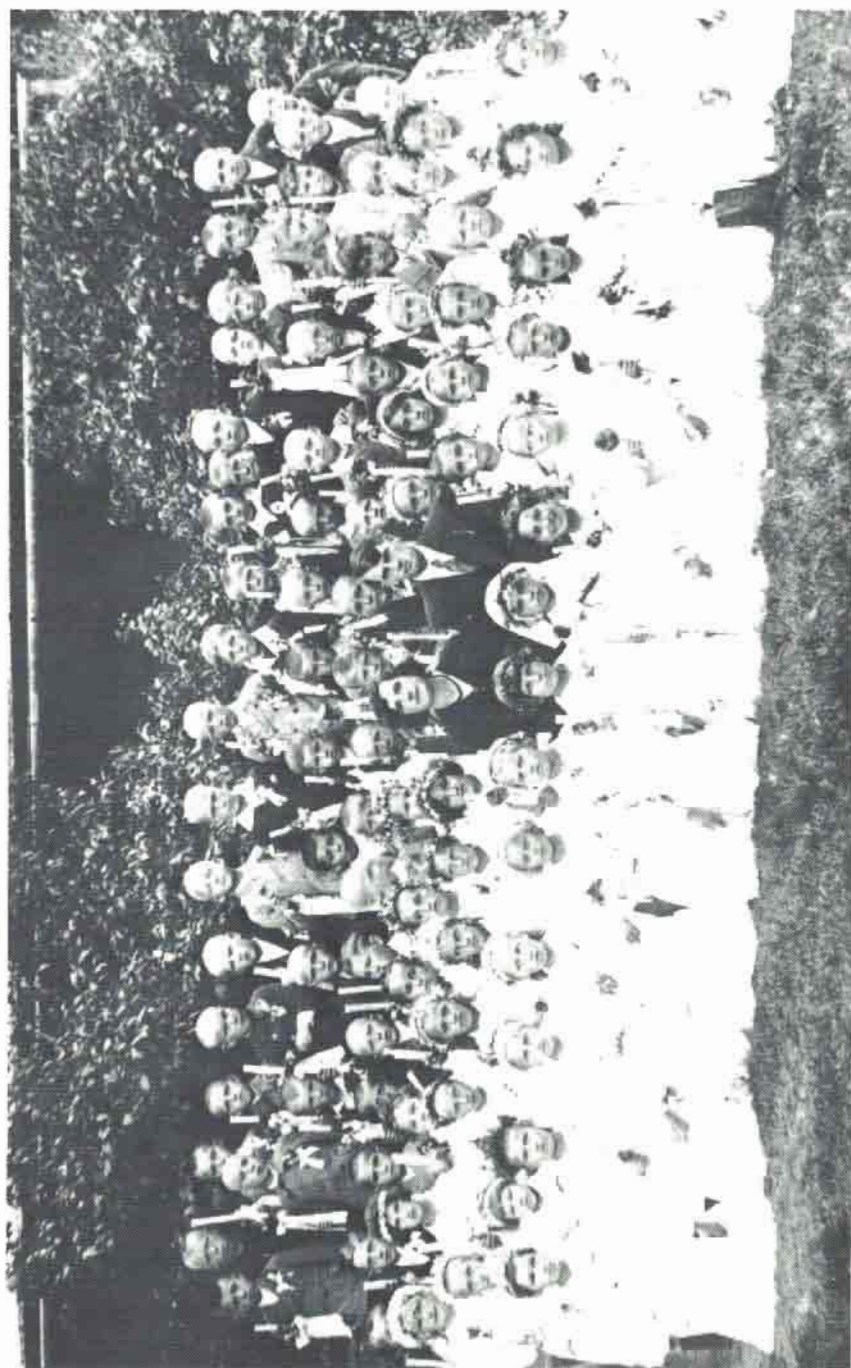
Der Maibaum

Am ersten Mai, bzw. in der Nacht zum ersten Mai, fanden die jungen Mädchen keinen Schlaf. Sie warteten voll Spannung, ob ihnen der Schatz einen Maibaum setzt.

Hinter den Gardinen sahen sie heimlich zu, wenn sich die Burschen vor dem Haus mit dem Aufstellen eines Maibaumes herumplagten. Die Baumkrone war mit bunten Bändern geschmückt. Am Morgen taten sie ungläubig und ganz erstaunt — aber mit einem gewissen Stolz — wenn sie „ihren“ Baum bewunderten. Nicht selten kam es vor, daß eine sitzengebliebene Jungfer (die nicht aufgeräumt, sprich nicht geheiratet wurde), einen kleinen, häßlichen, womöglich noch verkrüppelten Baum bekam. Dieser wurde schleunigst weggeräumt, während der Ärger noch sehr lange wurmte. Der erste Mai war auch der Tag, an dem man das Vieh zum ersten Mal wieder auf die Weide trieb. Die Felder waren zum größten Teil mit der Frühjahrsbestellung fertig. Nur die Kartoffeln mußten oft, sofern der Winter lang war, noch gesteckt werden. Die Frühjahrsarbeit in den Gemüsegärten, bei den Wohnhäusern, war meistens getan.

Christi Himmelfahrt — Die Erstkommunion

Am Fest „Christi Himmelfahrt“, zehn Tage vor Pfingsten, war in Oberstuben Erstkommunion. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg hatte sich ein schöner Brauch entwickelt, der besonders den Erstkommunikanten vortrefflich gefiel. Morgens zwischen neun und halb zehn Uhr versammelten sich die Kommunionkinder im Schulhaus. Jedes Jahr waren es etwa 120, davon je die Hälfte Buben



Kommunionkinder Kl. 3a und 3b 1934, Geburtsjahrgang 1925 mit Lehrerin Pratschko und Lehrer Sillay

und Mädchen. Von der Schule wurde man mit Fahnen zum Hochamt abgeholt. Es war feierlich, wenn die Kinder gemeinsam vor dem Altar ihr Taufgelöbnis wiederholten. Nach dem Hochamt begaben sie sich ins Pfarrhaus. Bei schönem Wetter ging man in den Pfarrgarten, wo lange Tische und Bänke aufgestellt waren. Hier gab es für die Erstkommunikanten Kuchen und Kaffee, soviel jeder wollte. Es war herrlich, unter den uralten Bäumen zu sitzen und sich von den Müttern verwöhnen zu lassen. Diese hatten die Kuchen gebacken und für die Bewirtung gesorgt. Hinter dem Zaun standen viele Menschen und freuten sich mit den Kindern. Am Nachmittag ging man noch einmal in die Kirche, um den Segen zu empfangen.

Dann kam das Pfingstfest. Auch an diesem hohen Festtag gaben sich viele Brautpaare das Jawort. Am Pfingstmontag wurden Verwandtenbesuche im Dorf gemacht.

Fronleichnamsfest

Der Fronleichnamstag, welcher dem Pfingstfest folgte, wurde mit einer feierlichen Prozession begangen.

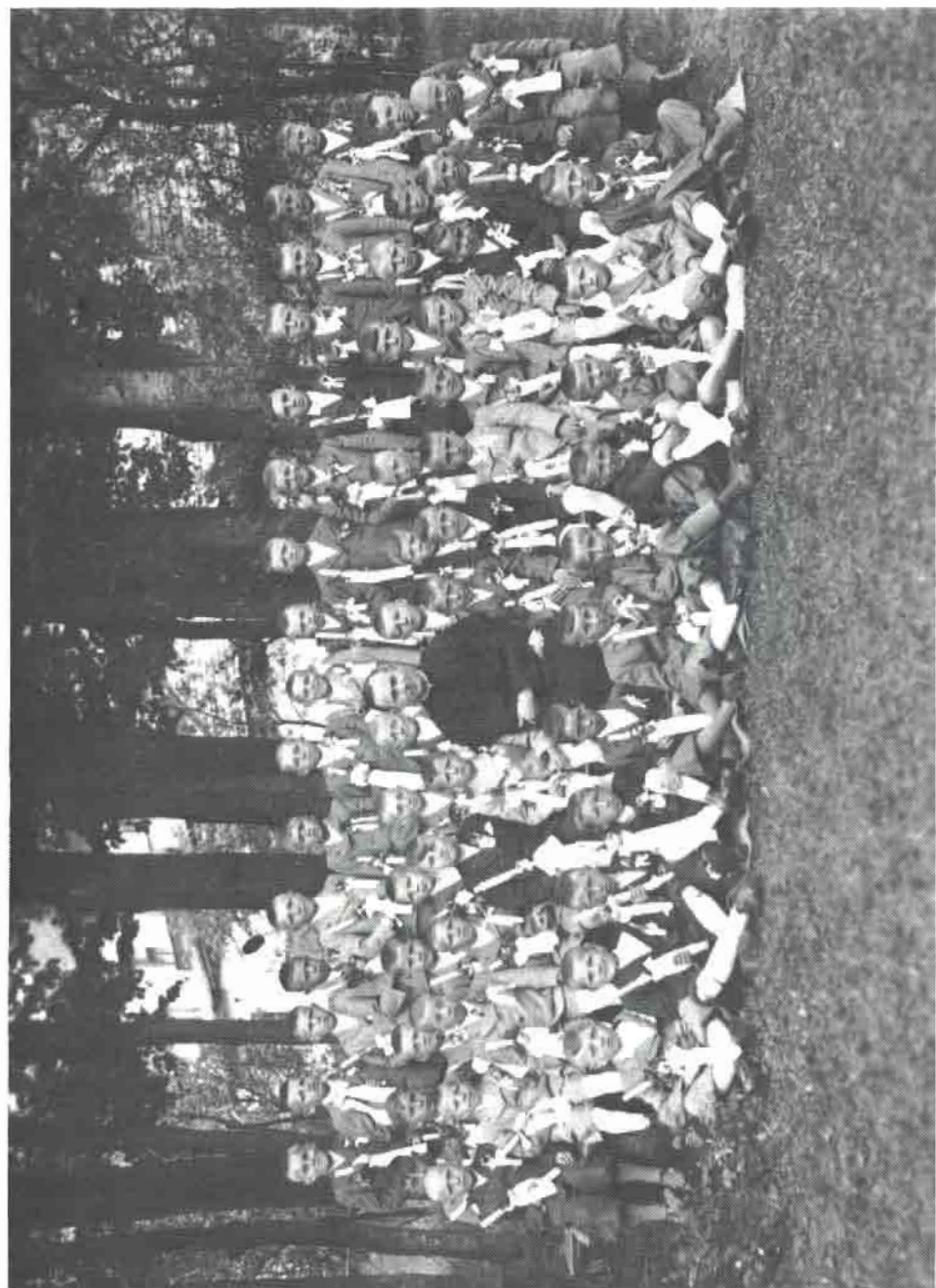
Vier Altäre, die mit Blumen und Teppichen, Bildern und frischgeschlagenen grünen Birken geschmückt waren, wurden aufgebaut. Kinder streuten Blumen auf den Weg. Mit Gesängen und Gebeten wurde Gott gedankt. An diesem Tag gab es fast immer ein Gewitter. Manchmal wurde man noch während der Prozession von einem „Bäta“ überrascht. Auf dem Heimweg nahm man von den Birken oder Linden der Altäre einen Zweig mit, der zu Hause in den Herrgottswinkel hinter das Kreuz gesteckt wurde. Bei schweren Gewittern zündete die Mutter eine geweihte Kerze an und verbrannte ein Zweiglein vom Altarlaub, in der Hoffnung, daß das Haus vom Blitzschlag bewahrt bleibt.

Wenn die Linden blühten, wurden überall deren Blüten gepflückt, getrocknet und dann im Winter als Tee verwendet. Ebenso Holunderblüten.

Vor der Heuernte sammelten Frauen auf den Wiesen Kümmelstauden. Man zog sie aus dem Wiesenboden und trocknete sie in der Sonne. Der getrocknete Kümmel wurde von den Stauden geschlagen, gab ihn in eine Schüssel, warf ihn etliche Male in die Luft und blies dabei die noch vorhandenen Stengel fort.

Die Heuernte

Das Jahr war soweit fortgeschritten, daß die Heuernte ins Haus stand. In der halben Nacht, gegen zwei oder drei Uhr morgens, hörte man das Dengeln der



Erstkommunion Knaben Kl. 3a 1943, Geburtsjahrgang 1934 mit Pfarrer Pöß

Sensen. Die Mäher brachen beizeiten auf, um bei Tagesanbruch mit der Arbeit fertig zu sein, denn solange noch der Tau auf den Gräsern liegt, mäht sich's besser. Frauen mit hellen Kopftüchern und geschulterten Rechen waren morgens unterwegs zu den Wiesen. Auf dem Rücken trugen sie einen Korb mit dem Essen. Sie gingen meist barfuß.

Die Lasten trugen die Frauen auf dem Rücken in einem Zipfeltuch „Zeppltuch“. Sei es das Heu von unwegsamen Wiesenhängen, frisches Gras zum Füttern der Kühe oder das Mehl von der Mühle, alles trugen sie auf dem Rücken. Auch dicke, lange Holzäste wurden so, in Bürden, von den Frauen aus dem Wald nach Hause getragen.

Das Johannisfeuer

Am Johannistag, dem 24. Juni, wurden Johannisfeuer angezündet. Die Unter-, Mittel- und Oberdörfler hatten „ihr“ Feuer. Das schönste und größte „Gahonneswaia“, immer auf einem Hügel beim Grundwasser „Grondbossa“, veranstalteten die „Kubatommen“. Schon Wochen vorher waren sie damit beschäftigt, trockene Wacholderbüsche zusammenzutragen. Aus Margariten wanden junge Mädchen kleine runde Kränze. Die Burschen holten eine schön gewachsene hohe Fichte aus dem Wald, deren Stamm bis unter die Krone geschält wurde. Die Krone selbst befreite man von den kleineren Ästen und hängte die Kränze auf. Der Baum wurde auf dem Hügel aufgestellt und befestigt. Dann trug man alle gesammelten trockenen Wacholderbüsche „Krúmlpjistraich“ herbei, bis ein riesiger, kegelförmiger Haufen aufgetürmt war. Etliche Schritte von diesem entfernt wurde ein weiterer, jedoch weitaus kleinerer Haufen Wacholderreisig zu einem Haufen aufgerichtet. Bei Dämmerung kamen von allen Seiten Menschen herbei. In Gruppen standen sie herum und warteten. Als die Glocke zum „Engel des Herrn“ läutete, fing eine alte Frau an zu beten und die Anwesenden beteten mit. Dann wurde das kleine Feuer „Wiawaia“ Vorfeuer entfacht. Man sang Volkslieder, und die älteren Frauen drehten dem Feuer den Rücken zu, um so das „Reißen“ (Rheuma) loszuwerden. Es ging laut und lustig zu. Dann nahm ein junger Mann vom großen Haufen einen trockenen Zweig und holte sich von der kleinen Brandstätte „Feuer“, um den großen Haufen anzuzünden. Das war ein imposanter Anblick, wenn die Flammen haushoch in den Nachthimmel züngelten und an dem Baum fraßen, bis er sich verkohlt nach einer Seite zu neigen begann. Plötzlich kam Unruhe in die Menge und jeder lief so schnell er konnte, um als erster an der Krone des fallenden Baumes zu sein. Wie wild rissen sie die Kränze an sich, mancher bekam nur ein Stück davon.

Einem alten Brauch zufolge soll man den Blumenkranz, oder wenigstens ein



Wallfahrtsort Mariazell

Stückchen davon, vor dem Schlafengehen unter das Kopfkissen legen. Was man in jener Nacht träumt, ginge in Erfüllung. Aber es blieb meistens nur bei den Träumen . . .

Altgebirg — Mariazell

Zu „Peter und Paul“, am 29. Juni, wallfahrten die Oberstübner nach Altgebirg (Staré Hory). Altgebirg liegt in östlicher Richtung von Oberstuben, nahe bei Neusohl. Nach der Frühmesse brach man auf. Voran der Träger mit dem blumengeschmückten Kreuz. Die meisten Teilnehmer liefen barfuß. In der Wallfahrtskirche angekommen, wohnte man der Messe bei und empfing die heilige Kommunion. In Privatunterkünften wurde übernachtet und am nächsten Morgen, nach dem Gottesdienst, pilgerte man wieder zurück nach Hause. Gegen Mittag gingen viele Dorfbewohner der Prozession entgegen. Bei jedem verweilte der Kreuzträger und neigte das Kreuz so tief, daß man es küssen konnte. Er hatte oft so viel zu tun, daß er ein ganzes Stück hinter den Wallfahrern zurückblieb. Die Pilger sagten zu den Entgegenkommenden: „Einen schönen Gruß von der Muttergottes“! Das war das Geschenk, das sie mitgebracht hatten. Meistens gab es auch für die Kinder Rosenkränze aus Lebkuchen.



*Wallfahrer vor dem Portal
der Wallfahrtskirche
Mariazell*

Bewohner vieler slowakischer Ortschaften pilgerten oft tagelang, bis sie nach Altgebirg kamen und unterwegs öfter übernachten mußten. So kamen sie auch durch Oberstuben und wurden von den Bewohnern gastfreundlich aufgenommen.

Als die Gemeinde Oberstuben noch zur Donaumonarchie gehörte, pilgerten die Bewohner zu Fuß nach Mariazell in der Steiermark in Österreich, was einem Marsch von Wochen und einer Entfernung von etwa 450 Kilometern einfacher Wegstrecke entspricht. Um das Schuhwerk zu schonen, liefen sie barfuß, die Stiefel im Rucksack oder geschultert. In Mariazell angekommen, rutschten sie zuerst auf den Knien um die Basilika, bevor sie das Gotteshaus der Gnadenmutter betraten.

Auch heute noch pilgern Menschen aus aller Welt zum „Nationalheiligtum“ Österreichs, zur Muttergottes von Mariazell. Zwar kommen sie jetzt überwie-



Votivbild in Mariazell

gend mit Bussen und Privatautos, aber hin und wieder ist auch ein Pilgerzug aus einem entlegenen Gebirgstal Österreichs dabei.

Seit dem Jahr 1157 der Mönch Magnus seine Marienstatue vom Kloster St. Lamprecht in das Ötcherland brachte, um hier einen religiösen Mittelpunkt für die Bevölkerung zu schaffen, sind 823 Jahre vergangen. Viele Wunder, die auch in unserer Zeit — wie von altersher — von den Pilgern der Fürsprache der Muttergottes von Mariazell zugeschrieben werden, haben sich zugetragen. Unzählige Votivgaben in der Schatzkammer, sowie unzählige andere, die die Kirche schmücken, sind ein Dank an die Gnadenmutter.

Eines dieser Votivgaben, ein Bild, das im Turmgeschoß hinter der Orgel an der Wand hängt, hat folgende Geschichte:

Es war um das Jahr 1899, als der zehnjährige Josef Hemrich aus Keskend in Ungarn, südlich von Pécs (chemals Fünfkirchen) so schwer erkrankt war, daß

ihm das Leben abgesprochen wurde. Er sah und hörte nicht und konnte nicht reden. Der Vater wendete alles an und suchte überall Hilfe, aber alles war vergebens. Die Ärzte wußten keinen Rat. In seiner Verzweiflung ergriff Vater Heinrich eines Tages den Knaben, hob ihn aus dem Bett, trug ihn hinaus vor das Haus und flehte unter freiem Himmel den allmächtigen Gott um die Genesung seines Sohnes an. Er gelobte, für die Genesung des kranken Kindes sein Marienbild zu spenden, das der Bub selbst von Lilienfeld bis Mariazell tragen sollte. Dieses vertrauensvolle Gebet erfolgte um 8 Uhr abends. Noch in derselben Nacht um 1 Uhr fing der Knabe zu reden an, verlangte zu essen und wurde in drei Tagen so gesund, daß er wieder in die Schule gehen konnte. Der kleine Mann erfüllte das Gelübde seines Vaters und trug das Bild, auf den Rücken geschnallt, von Lilienfeld zur Gnadenmutter nach Mariazell.

Der Anna-Ball

Am 26. Juli fand in der „Hurka“, einer Waldlichtung, der Anna-Ball statt. Eine willkommene Abwechslung für die Jugend von der Alltagsarbeit. Eine Musikkapelle spielte. Es wurde getanzt und gesungen. Bier, Wein, Schnaps und auch andere Getränke wurden ausgeschenkt. Manches Pärchen, das sich bisher nur verstohlen zugezwinkert hatte, fand sich hier beim Tanz. Durch die laue Sommernacht ging man nach Hause. Bei schlechtem Wetter tanzte die Jugend im Saal eines Dorfgasthauses.

Das Baden im Bach

Im Juli wurde das Grummet gemäht, der zweite Wiesenschnitt. Es war Hochsommer. Die Burschen errichteten in den Bächen, mit Rasenstücken und Steinen, einen Damm, der das Wasser staute. Man nannte dies „Tomp“ (Tümpel). Im Dorf sah man das nicht gerne, weil am unteren Bach „Pjillapächl“ dann fast kein Wasser floß. Abends machte man in den Damm ein Loch, damit das Wasser wieder seinen Lauf hatte, um es bei Bedarf zuzustopfen. Der obere Bach führte mehr Wasser, weil der Müller der mittleren Mühle es zum Mahlen des Getreides brauchte. An diesem Bach baute man keinen „Tomp“. Am schönsten waren die Staudämme im Grundwasser „Grondbossa“. Fast jedes Jahr waren es zwei. Hier konnten die Kinder nach Herzenslust baden und plantschen. Das Wasser war wärmer als im Dorfbach. Die Methode, das Schwimmen zu erlernen, war bei den Buben denkbar einfach. Ihre langen Leinenunterhosen tauchten sie ins Wasser und banden zwei Fußenden zu, um dann Luft hineinzublasen. Mit

einer Schnur wurden die beiden anderen Enden zugebunden und schon war ein Luftschlauch fertig, der sehr gut trug. Durch die nassen Leinenhosen entwich keine Luft.

Das Beerenpflücken und Pilzesuchen

Die großen Sommerferien begannen am 28. Juni und dauerten bis zum 31. August. Am 1. September war Schulbeginn. Die Eltern waren froh, daß die Kinder während der Getreideernte mithelfen konnten. Sie halfen nicht nur dort, sondern machten sich auch beim Beerenpflücken im Wald nützlich. In der näheren und weiteren Umgebung des Dorfes konnte man in den geschlagenen Wäldern, auf deren feuchtem Humusboden Himbeerstauden wuchsen, Unmengen von Himbeeren finden. Mit Kind und Kegel gingen ganze Gruppen „in die Heeg“ (Gehege), um Beeren zu suchen. Eine fleißige Pflückerin brachte es bis zu zwei Wassereimern voll an einem Tag. Man mußte feste Schuhe sowie lange Ärmel haben, da oft Kreuzottern auftauchten, die gern schnell zubissen. Auch gab es mannshohe Brennesseln, die einem die lästigen Blasen verursachten.

Die „Heeg“ in der man Heidelbeeren fand, war weit entfernt und hieß „Handiel“, eine Wegstrecke von drei Stunden. Man stand schon früh auf, um bei den Ersten zu sein. Zum Pflücken der Heidelbeeren benutzten manche einen breiten Holzkamm. Das Pflücken mit der Hand war mühselig, da die Beeren fest am Kraut hingen. Beim Essen bekam man einen blauen Mund. Das Schönste eines solchen Tages war der Heimweg. Man freute sich auf das Abendessen und das Bett. Vom Frühjahr bis zum Herbst, besonders nach warmen Regentagen, schossen die Pilze in den Wäldern buchstäblich aus dem Boden. Es gab Plätze, an denen Pfifferlinge wuchsen, an anderen Stellen fand man echte Reizker, Butterpilze, Steinpilze, Maronenpilze und Frauentäublinge „Plauken“. Morcheln und Champignons wuchsen auf Waldwiesen. In jedem Haus wurden im Sommer Pilze gegessen. Die man nicht zum Backen und Braten verwendete, wurden gereinigt, geschnitten und auf großen Papierbogen getrocknet. In luftdurchlässigen Säckchen wurden sie für den Winter zum Kochen und Würzen verwendet.

Die Getreideernte

Wie bei der Heuernte, dengelten die Schnitter ihre Sensen auch bei der Getreideernte. Diese Sensen hatten eine Raffe „Roff“, um die Getreidehalme aufzufangen. Hinter dem Schnitter ging eine Frau, nahm mit einer Sichel „Kosák“ das Getreide ab und legte es in eine Reihe. War wenig Unkraut darin, konnte man es



Jahrmarkt Oberstuben im Jahr 1934

schon am gleichen Nachmittag umdrehen und in Garben binden. Die gebundenen Garben stellte man locker, kreisförmig, je fünf bis sechs, stückweise zusammen. War das Stroh ausgetrocknet, lud man die Garben auf einen Leiter-Getreidewagen, welcher nach dem Laden mit einem langen Heubaum „Biegnspan“, der am vorderen und hinteren Wagenteil mit einer Kette festgemacht wurde, um so keine Garbe unterwegs zu verlieren. Das Getreide fuhr man in die Scheune, wo es bis zum Dreschen liegenblieb. Die Oberstübner bauten Winter- und Sommerweizen, Roggen, Gerste und Hafer an. Der Roggen wurde zum Teil mit Dreschflegeln gedroschen, da dieses Stroh zum Füllen der Strohsäcke verwendet wurde. Von weitem hörte man schon am Takt der Flegel, ob es zwei, vier, sechs, oder gar mehr Drescherinnen waren. Das Haferstroh nahm man als Viehfutter, welches mit Heu vermischt, als Häcksel gefüttert wurde. Im Winter bekamen die Kühe und Kälber auch noch Rüben und Hafer.

Jahrmarkt

Dreimal im Jahr fand in der Gemeinde ein Jahrmarkt statt. Es war ein Kram- und Viehmarkt, auf den die Bewohner schon immer warteten. Dort konnte man



Jahrmarkt Oberstuben im Jahr 1934

alles zum Leben Notwendige erwerben, ob Herrenanzüge oder Stiefel, Kindersachen, Kleiderstoffe oder Kurzwaren, Aussteuerwaren oder Wintertücher für die Frauen, Lebkuchenherzen und sonstiges Naschwerk für die Kinder.

Auf dem Viehmarkt wurde viel gefeilscht, um einen guten Preis für ein Rind, Pferd oder Schwein zu erhandeln. Ein Kauf wurde immer durch Handschlag beschlossen und anschließend mit einem „Oldomasch“ (Abschlußstrunk) in einem Dorfgasthaus besiegelt. Hin und wieder kamen auch Schausteller mit einem „Ringelspiel“ (Karussell) ins Dorf. Das war für die Kinder ein ganz besonderes Ereignis. Man bettelte so lange bei den Eltern und Verwandten um ein paar Heller, bis man das Nötige beisammen hatte, um auf ein Karussellpferdchen zu sitzen und mitzufahren.

Das Brotbacken

Das Brot wurde von den meisten Familien im Haus gebacken. Fast jedes Haus hatte in der Küche einen gemauerten Herd, der auch einen Brotbackofen — und eigens zum Einschließen des Brotteiges im Küchenboden eine quadratische Grube hatte. Der Holzbackofen wurde mit großen Buchenholzscheitern geheizt.

Am Abend bevor man das Brot buk, wurde das Mehl mit einem runden, hohen Mehlsieb „Raita“ in einen ovalen geschnitzten Holzbacktrog gesiebt. Der Teig wurde mit Hefe (bei vielen mit Sauerteig) angelassen. Ungefähr ein Pfund Kartoffeln wurden durch eine feine Presse gedrückt und dem Backgut beigegeben. Morgens gegen drei Uhr wurde das restliche Mehl mit dem Anlaßteig, unter Beigabe von lauwarmem Wasser und Salz zu einem Teig verarbeitet und gut durchgeknetet. Um sechs Uhr morgens formte man den Teig in Brotlaibe, die in geflochtene Strohkörbchen gelegt wurden, welche mit einem gemehlten Tuch ausgelegt waren. So ein Körbchen nannte man „Prútkeadl“ (Brotkörbl). Ein wenig Teig wurde weggelassen, den man auswellte, mit Topfen oder auch nur mit Butterstückchen und Kümmel belegte. Diesen Brotkuchen nannte man „Ráfweleckn“. Beim Backen dieser „Ráfweleckn“ beobachtete man, ob der Backofen genügend Hitze hatte. Gegen acht Uhr wurde der Brotteig aus den Körbchen auf einen Schießler „Üwnschessl“ gestülpt und, entweder trocken oder mit Wasser benetzt, in den Backofen geschoben. Nach einer bis eineinhalb Stunden, je nach Größe der Brotlaibe, holte man das gebackene Brot mit dem Schießler aus dem Ofen. In der Regel wurde alle acht bis zehn Tage gebacken.

Bis in die Mitte der zwanziger Jahre hatte Oberstuben keinen Bäcker. In den dreißiger- und vierziger Jahren trugen viele Hausfrauen den fertigen Brotteig zum Bäcker, wo dann das Brot gebacken wurde. Jeder hatte seine Brotkörbchen und den Teig gekennzeichnet, um eine Verwechslung zu vermeiden.

Das Buttern „Stiadln“

Die frische Milch bewahrte man in bunten Tonkrügen auf, bis sie sauer war. Der Rahm, mit einem Löffel abgeschöpft, kam in einen Rahmkrug. War er voll — ein bis zweimal in der Woche — holte man das Butterfaß „Puttawässl“, leerte den Rahm hinein, nahm den „Stießl“ einen 1 Meter langen Stock, der am unteren Ende eine runde Scheibe mit 6—8 kleinen Löchern hatte. Das Faß war zweiteilig und etwa 80 Zentimeter hoch. Der untere Teil, am Boden mit einem Durchmesser von ungefähr 25 Zentimetern, verjüngte sich nach oben. Nachdem der „Stießl“ im Rahm war, nahm man den oberen, kleineren Teil des Butterfasses und steckte ihn in den unteren Teil. Der Rahm durfte auf keinen Fall zu kalt sein, da sonst die Butter nicht „klumpte“.

Das Butterschlagen nannte man „Puttastiadln“. Der „Stießl“ mußte immer hochgezogen und dann in den Rahm gedrückt werden. Ging das Herunterdrücken bzw. Hochziehen ganz schwer, war die Butter fertig. Den oberen Teil des Butterfasses und den Stießl nahm man heraus und schüttete die Buttermilch ab. Der Butterklumpen kam in eine Schüssel mit kaltem Brunnenwasser, wo er mit einem



Kartoffelernte, Frauen beim Mittagessen 1937

Holzlöffel geknetet und so oft mit frischem Wasser behandelt wurde, bis es klar ablief. Durch Hochwerfen der Butter in der Schüssel spritzte das restliche Wasser weg, wobei sie eine ovale Form erhielt. Mit einem Holzlöffel drückte man Verzierungen ein und stellte sie dann in einen kühlen Raum (Speisekammer oder Keller).

Aus der Sauermilch gewann man Topfen „Käs“. Die Milch wurde in einem Gefäß auf dem Herd erhitzt (nicht gekocht) und dann in ein großes, feinmaschiges Sieb geleert. Wenn die Molke abgetropft war, kam der fertige Topfen in eine Schüssel, die ebenfalls in einem kühlen Raum aufbewahrt wurde. Man verwendete ihn gern zum Kochen und Backen im Haushalt.

Mariä Himmelfahrt

Am 15. August, an Mariä Himmelfahrt „Pazunkala“, zog alljährlich eine Wallfahrtprozession von Oberstuben in die Schloßkirche nach Kremnitz. Auf dem Fußweg nach Kremnitz trugen die Pilger das Kreuz und auch Fahnen mit. Unterwegs wurde gebetet und gesungen, vor allem Marienlieder. In der Schloßkirche

wohnten alle dem feierlichen Hochamt bei. Schon am Nachmittag pilgerten die Wallfahrer zurück nach Hause.

Des Pfarrers Birnen

Wenn das Obst in den Gärten reifte, schlich mancher Lausbub durch ein Loch im Zaun in Nachbars Garten. Der Pfarrgarten war ein großer, herrlicher Obstgarten. Er hatte auch einen Baum mit kleinen saftigen Birnen, die innen rot waren. Jedes Kind hätte sie gerne einmal versucht. Während der Schulpause schlüpfte ein Bub durch ein Loch in den Pfarrgarten und füllte sein Hemd mit den kleinen Birnen. Ein Riemen hielt alles am Bauch zusammen. Nach der Pause war Religionstunde. Der Herr Pfarrer war schon im Klassenzimmer, als der „Birnenholer“ hereinkam. Als der Geistliche das prallgefüllte Hemd des Buben sah, wußte er gleich, wo dieser sich während der Pause aufgehalten hatte. Auf Geheiß des Pfarrers löste der Bub den Lederriemen und schon kullerten die saftigen Birnen vor die Füße des Pfarrers. Aber er schimpfte nicht. Vielleicht dachte er darüber nach, daß er auch einmal ein Bub gewesen ist, der gern durch ein Loch im Lattenzaun in Nachbars Garten geschlüpft war.

Viehhüten

Das Vieh wurde meist von den Kindern gehütet. Es war schön, wenn man nicht allein sein mußte. Sehr kurzweilig konnte das Hüten sein, wenn mehrere Kinder dies zusammen taten. Dann mußte man nicht immer selbst laufen, um „seine“ Kuh aus dem „Schaden“ „Schón“ zurückzuholen. Wurde es kalt, machte man ein Feuer, über dem Speck, Wurst oder gar Pilze am Spieß gebraten werden konnten. Lieder singen und Geschichten erzählen gehörte auch dazu.

Die Kartoffelernte

Wurde das Kartoffelkraut auf den Feldern verbrannt und dicke Rauchschwaden mit dem Wind zogen, wußte man, daß die schönen Tage am längsten gedauert haben und die naßkalte Jahreszeit beginnt. Die Kartoffelsäcke standen wie braune Männchen auf den Feldern. Viele gebückte Rücken streckten sich von Zeit zu Zeit in die Höhe. Es waren Frauen, die die Kartoffeln der Größe nach in verschiedene Körbe warfen und dann in die Säcke leerten. Pferde-, Ochsen- und Kuhgespanne zogen abends die vollen Wagen heimwärts. Die Pferde-

fuhrwerke fuhren schneller, die anderen langsam, so, als ob sie von der vielen Arbeit während des ganzen Jahres müde wären.

Das Krauthobeln

Nun kam die Zeit, das Kraut zu hobeln und als Wintervorrat in die Fässer zu stampfen. Mit einem Hobel wurde es geschnitten und in bauchige Holzfässer „Krautständl“ getan. Kinder, die vorher die Füße gründlich gewaschen hatten, stampften es ein. Neben Salz und Wachholderbeeren, wurden auch einige Äpfel mit hineingelegt. Zum Schluß deckte man auf das fertige Kraut ein weißes Leinentuch, beschwerte es mit einem Holzdeckel und einem schweren, glatten Bachstein.

Während der Wintermonate wurde ein- oder zweimal wöchentlich Kraut gekocht. Dabei mußten Tuch, Holzdeckel und Stein peinlich sauber gemacht werden. Es war bis zur letzten Portion appetitlich und haltbar.

Haselnüsse — Hagebutten

In manchem Jahr, wenn die Haselnußsträucher reichlich Nüsse trugen, hieß es im Volksmund, daß in diesem Jahr viele ledige Kinder zur Welt kämen. Nachgeprüft wurde es allerdings niemals. Sobald beim Schütteln der Äste die Nüsse zu Boden fielen, war es an der Zeit, sie zu sammeln. Mit Spazierstöcken oder selbst gebastelten Haken und Körben waren Kinder und Erwachsene dabei. Mit der Stockkrümmung holte man den sonst unerreichbaren Ast herunter und konnte so die Nüsse mühelos pflücken.

Auch Hagebutten und Schlehen wurden gesammelt. Die Schalen der Hagebutten wurden als Mark zur Herstellung von Marmelade „Leckwar“ verwendet, während die Kerne als Tee bei Nierenleiden geschätzt waren. Die Schlehen setzte man, nachdem sie der Reif gedrückt hatte, als Schnaps zu.

Oberstübner Küchenzettel

Die Speisen, die auf den Tisch kamen, waren fast in der gesamten deutschen Sprachinsel gleich. Sie unterschieden sich lediglich in der Benennung von Ort zu Ort.

Das Frühstück bestand vorwiegend aus gekochter Milch, dazu trockenes Brot, oder selbstgeröstetem Malzkaffee mit viel Milch. Beim Kaffeekochen wurde Zi-

chorie als Zusatz benutzt. Beliebt war „Melichgamengts“, Milchsuppe mit Kartoffeln und „Drobkalen“ (kleine Teigstückchen). Kräutertee und Schmalzbrot aßen einige, wenn keine Milch im Hause war.

Zur Jause (Vesper) um 10 Uhr nahmen die einen Speck und Brot, andere Hausmacherwurst, oder auch nur ein „Leckwarbrot“ Marmeladebrot zu sich.

Das Mittagessen im Winter bestand aus Sauerkraut, Kartoffeln und Schweinefleisch, „Fisolnsuppn“ Bohneneintopf mit Speckgrieben, „Graupnsuppn“ Graupeneintopf mit Hammel- oder Rindfleisch. Am Mittwoch und Freitag gab es immer Mehlspeisen: „Palazinkn“ Palatschinken mit „Leckwar“ oder „Topfen“, „Käsnudeln“ Topfennudeln oder „Kneetl“ mit brauner Butter und Topfen.

Im Frühjahr kochte man „griena Fisolnsuppn“ Brech- oder Schnittbohneeneintopf, „Salot“ Salat als Gemüse mit Specktunke, „Karfiol“ Blumenkohl mit brauner Butter und Semmelbröseln oder „Kélkraut Wirsingintopf“.

Sonntags kam auch in den ärmsten Familien ein großes Stück Fleisch auf den Tisch. Vorher eine Nudelsuppe mit selbstgemachten Nudeln, in der das Fleisch gekocht war. Zum Fleisch gab es „Tonk“ Tunke, je nach Geschmack, gesalzen oder süßsauer und Brot. „Faschiats“ Fleischküchle und Kartoffelsalat war ebenfalls ein Sonntagessen, wie „Nockala Paprikásch“, kleingeschnittenes Kalbfleisch mit einer gewürzten Rahmsauce, dazu Nockerln vom Brettchen eingeschabt.

Im Sommer bereicherten „Flaumakneetl“ Pflaumenknödel die Speisekarte. Sie werden folgendermaßen hergestellt:

Aus gekochten Kartoffeln, durch eine feine Presse gedrückt, Mehl, Ei, Butter (walnußgroß) und Salz stellt man einen Teig her, der in kleine Quadrate geschnitten wird. Auf jedes Teigstückchen legt man eine entsteinte Pflaume und formt daraus runde Knödel. In kochendem Salzwasser aufgewellt, mit einem Schaumlöffel abgenommen, werden sie in einer Schüssel mit viel Mohn bestreut, brauner, mit Wasser abgelöschter Butter begossen, gut vermischt, serviert.

Auch „Leckwartaschkln“ Teigstückchen aus gleichem Teig wie Pflaumenknödel, gefüllt mit „Pflaumenleckwar“ Zwetschgenmuß geschwenkt mit brauner, abgelöschter Butter, Mohn oder gerösteten Bröseln, war eine begehrte „Mehlspeis“.

Zum Abendessen kochten viele Familien „zukniata Mearpl“ zerdrückte Kartoffeln. Von den gekochten Salzkartoffeln wird das Wasser abgeschüttet, die Kartoffeln mit einem „Mearplkniara“ Kartoffeldrucker gestampft und mit zerlasenem Speck und braunen Zwiebeln übergossen. Gut umgerührt trank man dazu „saura Melich“ saure Milch (Dickmilch).

Vielfach aß man „Gamengts“ eine Einbrennsuppe mit „Drobkala“ und Kartoffeleinlage, gewürzt mit getrockneten Pilzen.

Eine Spezialität nicht nur in Oberstuben, sondern im ganzen Hauerland, waren „Kneetl“ Spätzle, die aus rohen geriebenen Kartoffeln, Mehl und Salz zuberei-

tet werden, bei Deutschen und Slowaken gleichermaßen begehrt. Die Slowaken nannten sie „Haluški“. Die Zubereitung ist folgende:

Der feste, gesalzene Kartoffelteig wird auf einem Brettchen in kochendes Salzwasser geschabt. Nach kurzem Aufkochen mit einem Schaumlöffel abgenommen, werden die „Kneetl“ mit kaltem Wasser abgeschreckt. Inzwischen schneidet man ein Stück Speck in kleine Würfel und gibt eine halbe feingehackte Zwiebel hinzu, läßt sie bräunen und gießt, je nach Bedarf $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Liter Sauermilch auf. Mit dieser „Gieß“ Sauce übergießt man die Kneetl und rührt sie gut durch.

In früherer Zeit wurde eine große Schüssel Kneetl in die Mitte des Tisches gestellt und dazu für jeden Familienangehörigen einen Löffel. In Oberstuben war es Brauch, am Sonntag Morgen Kneetl zu kochen.

Eine weitere Spezialität war „Granatiamarsch“, der so zubereitet wird: Geschälte rohe Kartoffeln werden in Scheiben geschnitten. und in Salzwasser gekocht. Sind sie gar, nimmt man sie mit einem Schaumlöffel ab und legt sie in eine Schüssel, die abgedeckt wird. Inzwischen stellt man einen festen gesalzenen Teig her, den man in kleine Stückchen „Platzken“ reißt und diese in dem Kartoffelwasser zum Kochen bringt. Mit einem Sieb abgenommen, kommen sie in die zugedeckte Schüssel zu den Kartoffelscheiben. Aus magerem, gerauchtem Speck, der in kleine Würfel geschnitten wird und feingehackten Zwiebeln bereitet man eine „Gieß“ Sauce, die man mit einem achtel Liter Wasser ablöscht, mit Salz, Pfeffer und Paprika würzt und über den „Granatiamarsch“ gießt. Gut umgerührt, kann man die Speise servieren.

Eine leichte Suppe für Magenkranke war die „Saifl“, die aus Sauermilch hergestellt und meistens abends gegessen wurde. Die Zubereitung ist folgende: In einen Topf mit dreiviertel Liter heißem Wasser gießt man zwei Liter Sauermilch „saura Melich“ und läßt den Inhalt auf dem Herd ziehen (nicht kochen), bis sich von der Milch Flocken bilden. Diese nimmt man mit einem Schaumlöffel ab und füllt sie in eine Schüssel. Dann verrührt man einen achtel Liter Frischmilch mit Mehl „Uaklopp“ und bindet damit die Flüssigkeit aus Wasser und Sauermilch, bringt sie zum Kochen, würzt mit Salz und gibt die abgeschöpften MilCHFlocken wieder hinzu.

Das Wäschewaschen am Dorfbach

In Oberstuben wurde die Wäsche noch am Bach gewaschen. Man wusch sie im Haus auf dem Waschbrett vor, nachdem sie vorher im Waschkessel gekocht wurde. Dann trugen sie die Frauen zum Bach. Dort hatte man vorher eine kleine Bank so hingestellt, daß ein Teil im Wasser, der andere auf dem Trockenen stand. Auf diese schräge Bank wurde stückweise das Waschgut gelegt und kräftig mit

einem „Plail“ Bleuel geschlagen. Das Wäschestück mußte anschließend so lange im fließenden Bachwasser geschwenkt werden, bis das Wasser von der Wäsche klar ablief. Ausgewrungen wurde mit der Hand. Meistens montags, aber auch an jedem anderen Wochentag konnte man im Dorf, längst des Baches, die fleißigen Waschfrauen sehen. Das Schlagen mit dem „Plail“ und die laute Unterhaltung der Wäscherinnen beim Austauschen der Dorfneuigkeiten waren ein fester Bestandteil des Dorfgeschehens.

Außer der Wäsche wuschen die Frauen auch noch die langen „Kotzn“ (handgewobene Flickerlläufer), die zu jeder Brautaussteuer gehörten. Mit einer Bürste „Keffa“ auf einer Bank mit Lauge geschrubbt, anschließend im Bachwasser geschwenkt, hängte man sie tropfnaß über einen Holzstaketenzaun zum Trocknen. Die Wäscherinnen holten immer wieder Sachen aus dem Wasser, die mutwillig hineingeworfen und sich zwischen den Steinen festgeklemmt hatten. Manche „Paputsch“ Schuh, „lächarigs Kräkstl“ bodenloser Korb, „Popp“ Blechnapf oder verrosteten Faßreif entfernten sie beim Waschen aus dem Bach.

Allerheiligen

Das Jahr ging langsam zur Neige, es war Allerheiligen. Der erste November war auch Anlaß, daß Verwandte von weither kamen, um die Gräber der Eltern und Verwandten zu besuchen. Daher säuberten die Angehörigen in der Woche vor Allerheiligen die Gräber von Gras und Unkraut. Mit Kränzen, die man selbst wand, wurden sie geschmückt. An Allerheiligen brannten auf den Gräbern unzählige kleine Kerzen, als ob sich jeder bei den Entschlafenen entschuldigen wollte, daß er sie das ganze Jahr nicht besuchte.

Erst in der Dämmerung ging man auf den Friedhof. Durch die vielen Kerzen auf den Gräbern sah er aus, als wäre er in Licht getaucht. Vom Friedhof aus über sah man das weite Turztal. Oft lag im Dorf schon Schnee, während die Talebene noch frei war. An diesem Abend sah man überall helle Lichtinseln, Friedhöfe slowakischer Gemeinden.

An Allerheiligen wurden auch die Knechte, Mägde und Hirten ausgezahlt, die während des ganzen Jahres keinen Lohn bekamen.

Das Kirchweihfest

Am ersten Sonntag nach Allerheiligen feierte Oberstuben sein Kirchweihfest. Früher hielten es die Ahnen in der vierten Juliwoche (Hl. Mutter Anna). Infolge



Frau und Mädchen beim Wäschewaschen am oberen Dorfbach 1934



*Eine Frau
und zwei Mädchen
in Sonntagstracht
aus dem Jahr 1910*



*Verheiratete Frauen
in Festtracht 1934*

der Erntearbeiten verlegten sie es dann auf den Sonntag nach Allerheiligen. Zum Kirchweihfest wurden in jedem Haus Kuchen „Peltschn“ gebacken. Er war aus Hefeteig, gefüllt mit Mohn, Topfen oder Nüssen. Wenn man ihn auch noch nach Tagen im Backofen aufwärmte, schmeckte er wie frisch gebacken. An diesem Sonntag fanden im Dorf auch viele Hochzeiten statt.

Die Frauentracht

Bis gegen Ende der dreißiger Jahre wurde die Frauentracht werktags und sonntags, sowohl von jungen als auch von alten Frauen, getragen. Zum Brautgut gehörte außer der Tisch- und Bettwäsche, Federbetten und schwarzen Schaftstiefeln aus feinem Leder, eine Anzahl von Trachten.

Die schönste Tracht war die Festtagstracht. Die Trachten nannten die Oberstübner „Üzeg“ Anzug. Außer der Festtracht gehörte noch ein hellblauer, ein dunkelblauer, ein grüner, weinroter, schwarzer und weißer „Üzeg“ zur Brautaussteuer. Die weiße Tracht war die Hochzeitstracht. Sie wurde von den Frauen so oft an hohen Festtagen getragen, bis die erste Tochter zur Erstkommunion

ging. Aus dem Rock der Tracht wurde dann ein Kommunionkleidchen für das Kind genäht.

Zu jeder Tracht gehörte das passende Kopftuch mit einer Seidenborte. Die Sonntagstracht war aus feinem Wollstoff. Hatte der Priester beim Hochamt z. B. ein grünes Gewand an, kamen die Frauen in ihren grünen Trachten. Die Farben waren immer abgestimmt auf das Meßgewand des Geistlichen.

Die Wochentracht bestand aus einfachem Baumwollstoff und wurde Anfang der vierziger Jahre nur noch von den alten Frauen getragen. Die Jüngeren hatten fast alle modische Kleider, die Tracht legten sie nur sonntags zum Kirchengang an. Die Männer hatten keine eigene Tracht. Da sie oft und gerne schwarze Schaftstiefel trugen, gingen sie meistens in Stiefelhosen (Breeches). Der schwarze Hochzeitsanzug hielt ein Leben lang. Im Winter hatte jeder hohe Filzstiefel und einen kurzen, zweireihigen Winterrock.

Die Haartracht der Frauen war einfach. Das langgewachsene Haar (oft bis zur Kniekehle) war zu einem Zopf geflochten und als Bund am Hinterkopf zusammengesteckt. Sie trugen immer ein Kopftuch. Kurzgeschnittenes Haar bei Frauen war bis Anfang 1940 die Ausnahme.

Die Sitzordnung in der Kirche

An Sonn- und Feiertagen während des Hochamtes herrschte seit jeher eine bestimmte Sitz- und Stehordnung.

Auf den beiden Emporen der Kirche saßen nur Männer. In einigen Reihen der unteren Empore nahmen nur ledige Burschen Platz. Die „Gerichtsbank“ am Haupteingang war für den Bürgermeister „Richter“ und seine Gemeinderäte vorgesehen.

Die unverheirateten Mädchen nahmen vor den ersten Bänken, in der Nähe des Altars, ihre Stehplätze ein, die vom Unterort links, die vom Oberort rechts. Die Kinder standen direkt vor dem Hochaltar. Die Lehrerinnen saßen in der rechten Bank neben dem Altar, der Kirchenvater (Mesner) in der linken. Die jung verheirateten Frauen standen im Mittelgang. Immer wenn eine junge „Neue“ dazu kam, rückten sie um einen Platz zurück. Die vom Unterort bis Mitteldorf standen auf der linken, die vom Mitteldorf bis Oberort auf der rechten Seite des Mittelganges. Wenn so viele junge Frauen nachgekommen waren, daß der Platz im Mittelgang nicht mehr ausreichte, hatten die Frauen auch schon das Alter erreicht, um in einer Bank Platz zu nehmen. Sogar die „Verschlafenen“, dies waren Mädchen mit unehelichen Kindern, hatten einen Platz in der Nähe des Seitenaltars. Der Kirchenvater sorgte immer für Ordnung und gesittetes Verhalten während der Gottesdienste.



Steinkreuz mit Ebenholzeinlage auf ehemaligem Friedhof 1980

Das Sterben

Wenn der Glöckner das Totenglöckchen läutete, wußte man, daß ein Bewohner des Dorfes in die Ewigkeit abberufen wurde.

Nach ein paar Minuten hielt die Glocke inne, denn anschließend wurde durch einige Glockenschläge kundgetan, welchen Geschlechts der Verblichene war. Schlug das Totenglöckchen noch einmal an, wußte man, daß es ein Kind war, welches die heilige Kommunion noch nicht empfangen hatte.

Schlug die mittlere Glocke an, war jedem bekannt, daß eine Frau, oder ein Mädchen, welches bereits bei der Kommunion war, gegangen ist.

Hörte man aber ein paar Schläge lang die große Glocke, handelte es sich um einen Mann, oder einen Bub, der schon die heilige Kommunion empfangen hatte. Danach wurden alle Glocken geläutet, man nannte es das Ausläuten „Auslaitn“.

Schon nach ganz kurzer Zeit war es im Rundspredchverfahren bekannt, wer der Verstorbene war und woran er starb. Der Tote wurde im Haus aufgebahrt. Im Sterbezimmer wurden alle Spiegel und Bilder mit dunklen Tüchern verhangen. Dem Toten zog man die Kleider an, die er am liebsten trug. Vormittags um zehn



Mädchen in Festtracht 1980

Uhr und nachmittags um vier Uhr läuteten die Glocken zum Gebet. Nachbarn, Freunde, Bekannte und Verwandte versammelten sich an der Bahre zum Gebet. Jeder brachte ein kleines Heiligenbild mit und legte es auf den Entschlafenen. Die Frauen wehklagten laut, besonders bei Kindern.

Zur Beerdigung fanden sich viele Menschen ein. Der Pfarrer mit dem Organist und den Ministranten kamen zum Haus, wo der Sarg bereits im Hof stand. Nach Gebeten und Gesängen, dem „Aussingen“, brachte man die Bahre mit dem Toten in die Kirche. Bis zum Jahr 1942 war es Brauch, daß der Sarg während des Requiems vor dem Hochaltar abgestellt wurde. Nach 1942 stellte man die Bahre im Glockenhaus ab. Anschließend bewegte sich der Trauerzug zum Friedhof. Auch hier wurde unterwegs gebetet. Am offenen Grab wehklagten die Frauen laut, bis die Trauerfeier zu Ende ging und der Sarg der Erde übergeben wurde. Während des Zweiten Weltkrieges hörte der alte Brauch des Wehklagens ganz auf.

Seit dem Jahr 1890 wurden die Toten auf dem jetzigen Friedhof beigesetzt. Vorher beerdigten die Bewohner ihre Verstorbenen auf dem Friedhof unweit der Kirche im Mitteldorf. Ende der dreißiger Jahre wurde dieser von der Kirchenverwaltung an zwei Bürger von Oberstuben verkauft. Später bauten die Besitzer, Frau Karschay und Herr Pranke (Pratschko), je ein Wohnhaus auf das erworbene Grundstück.

Nur ein Steinkreuz mit einer Ebenholzeinlage als zweites Kreuzzeichen — welche der Baumeister Gustav Uram aus Háj aus dem Ersten Weltkrieg mitgebracht hatte — steht heute noch dort als Erinnerung an die Toten in der einstmals geweihten Erde.

Im Jahr 1942, vor der letzten Firmung in Oberstuben, wurden die restlichen Gräber des ältesten Friedhofs, rings um die Kirche, eingeebnet, neue Gehwege und Rasenflächen angelegt und auch ein Rundturm in der Wehrmauer entfernt. Keiner dieser Türme hatte ein Fenster oder eine Tür. Als die dicke Mauer zum Teil aufgebrochen war, packte die Arbeiter Entsetzen, denn der Mauerturm war mit Totenschädeln und Gebeinen gefüllt. Da man keinerlei Hinweis hinsichtlich des Fundes hatte, wurde angenommen, daß sich vielleicht schon vor dem Bau der Kirche an dieser Stelle ein Friedhof befunden hatte. Um den Platz weiterhin als Beisetzungsstätte benützen zu können, sind wahrscheinlich die alten Gräber ausgegraben und die Gebeine in einem Rundturm eingemauert worden. Pfarrer Dr. Bitterer ließ auf der Ostseite der Kirche, unmittelbar neben der Kirchenmauer, eine große Grube ausheben, wo die Gebeine der geweihten Erde zurückgegeben wurden. Heute ruhen sie wieder dort, während die Jahre und Jahrzehnte ins Land gehen und ihnen schon seit Jahrhunderten nichts mehr sagen.

Das Schindelmachen

Sobald der Winter begann, machten sich die älteren Männer des Dorfes an das „Schindelmachen“.

Holzschindeln aus Fichten- und Tannenholz benötigte man vorwiegend zur Dachausbesserung der alten Holzhäuser sowie zum Neudecken von Ställen und Scheunen. Zur Herstellung verwendete der Schindelmacher nur trockenes Holz, welches bereits im Sommer vorbereitet war. Die Arbeit erfolgte ausschließlich von Hand und vorwiegend in den warmen Stuben der alten Holzhäuser.

Es war interessant zu sehen, wenn die Schindeln mit dem Messer „Ziehmesser“ abgezogen wurden und die Späne, die ganz frisch nach Harz und Wald rochen, sich zu kleinen Haufen türmten. Die Kinder wälzten sich in den Spänehaufen und bewarfen sich gegenseitig mit dem Holzabfall. Der Schindelmacher jagte sie dann auseinander. Das Ziehmesser war sehr scharf, es war gerade und hatte zwei Holzgriffe. Damit konnte man eine Fläche glatt abziehen. Die Länge einer Schindel maß etwa 40 Zentimeter, die Breite 10 bis 12 Zentimeter. An der Breitseite hatte sie eine Rille (Nut), während sie sich nach der anderen Seite verjüngte und eine scharfe Kante bildete. Die Vorrichtung des Schindelmachers zur Herstellung der Rillen war eine andere als die, mit der die Schindel gemacht wurde. Das Messer für die Schindelnut hatte an der Spitze ein kleines, sehr scharfes, fast kreisrundes halboffenes Messer. Dieses hielt man mit beiden Händen, setzte an der Rillenseite der Schindel an und zog das Messer zu sich. Dabei entstand die Nut und ein dicker Holzspan fiel zu Boden. Diese Nutseite paßte in die nächste Schmalseite der Schindel. In runden Paketen zu fünfzig und hundert Stück verschnürt, wurden sie meist an Händler verkauft. Slowaken aus dem Turztal schätzten die in Oberstuben gefertigten Holzschindeln hoch ein.

Das Federnschleifen

Während der Wintermonate wurden auch Federn geschlissen und Flachs gesponnen. Beim Federnschleifen war es immer lustig, denn dabei erfuhr man die Neuigkeiten des Dorfes. Beim Schleifen der Federn durfte man weder husten noch mit den Händen fuchteln, denn sonst flogen die Federn in der Stube umher und es gab Schelte.

Waren die Federn geschlissen, holte die Hausfrau aus der Truhe die Aussteuerwäsche „s Baißzaig“ das Weißzeug, Bett- und Tischwäsche, die bestickt „ausgenäht“ werden mußte. Jeder beteiligte sich fleißig an der Arbeit. Die fertigen Teile kamen gefaltet, gebündelt und mit einem Seidenband verschnürt, wieder in den Schrank zurück. Dann stellte die Hausfrau eine Flasche mit Honigschnaps



Frauen in Festtracht 1980



Mädchen und Frauen in Festtracht 1980

und Stamperl auf den Tisch. Während die Mädchen nur an ihrem Gläschen nipp-ten, prosteten sich die Männer und Burschen, die an der Arbeit nicht beteiligt waren, eifrig zu.

Holz für den Winter

Bei Frosteinbruch wurden die Häuser und Ställe gegen die strenge Kälte isoliert. An den Wohnhäusern brachte man Vorfenster an, zur Wärmeisolierung kamen Strohkissen zwischen Fenster und Vorfenster.

Das Vieh in den Ställen schützte man gegen die Kälte, indem die Türen mit Stroh und Leinensäcken winterfest gemacht wurden. Das Nutz- und Brennholz in den Wäldern, welches bereits im Sommer vorbereitet worden war, mußte mit Pferdeschlitten abgeholt werden. Das in ein Meter lange Stücke gesägte Buchenholz luden die Fuhrleute auf große Pferdeschlitten, die vier bis fünf Kubikmeter Holz transportieren konnten. Handgenähte Filzhandschuhe „Gabandhändschich“ leisteten den Männern beim Auf- und Abladen gute Dienste. Der Pferdeschlitten, „Schlepp“ genannt, hatte die Länge eines Heuwagens, vorne mit halbrunden Kufen, die flach ausliefen und einem Breitenabstand von über einem Meter.

Ein Handschlitten hatte ebenfalls gebogene Holzkufen, war einen Meter breit und eineinhalb Meter lang. Auf diesen Schlitten luden sie im allgemeinen einen Festmeter Holz auf. Beim Transport war es gut, wenn ein zweiter Mann als Bremser mitfuhr, da an steilen, abschüssigen Strecken das Gewicht allein kaum gehalten werden konnte. In den Höfen türmten sich die Holzstöße, bis dann beim Nachlassen des Frostes mit dem Sägen und Spalten begonnen wurde. Holz als Brennmaterial bevorzugten alle Haushalte vor der Kohle, da es sauberer zum Heizen war.

Bei strengem Frost kamen Füchse, Iltisse, Marder und Wiesel bis ins Dorf. Viele Hühner und Enten fielen ihnen zum Opfer. Fast alle Bewohner stellten Fallen. Wenn ein Winter sehr lange dauerte, konnten viele Marder- und Iltisfelle gesammelt werden.

Advent

Die Adventszeit war gekommen. Man freute sich auf Weihnachten. In aller Herrgottsfrühe standen die alten Frauen auf, um zur Rorate-Messe zu gehen. Die Wege waren oft mannshoch zugeschnit und verweht. In ein Wintertuch gehüllt, Filzstiefel an den Füßen, die Laterne in der Hand, machten sie sich auf den Weg zur Kirche. Diese war nicht geheizt. Ohne warmes Schuhwerk hätten sie gefro-

ren. Hohe Filztiefel waren für die eiskalten, schneereichen Winter lebensnotwendig. Am vierten Dezember, am Barbaratag, schnitt man Baumzweige, legte sie ins Wasser und stellte diese in die warme Stube, damit sie zu Weihnachten blühten. Am Abend des 5. Dezember putzten die Kinder ihre Schuhe auf Hochglanz und stellten einen vor dem Schlafengehen neben das Bett, denn in der Nacht legte der Nikolaus „vielleicht“ einen Apfel oder etwas zum Naschen hinein. Morgens war die Freude groß, wenn tatsächlich aus dem Schuh ein rotbackiger Apfel herauschaute.

Am 6. Dezember gegen Abend kam in der Schule der Nikolaus. Als Bischof mit Stab und langem, weißem, wallendem Bart, in seiner Begleitung der „Krampus“ mit Teufelsmaske und Kette. Der Nikolaus fragte die Lehrerin, ob die Kinder das ganze Jahr brav und fleißig waren. Die Antwort fiel durchweg positiv aus, worauf zum Klassenzimmer große Tüten mit Erdnüssen, Feigen und Bonbons zum Verteilen hereingebracht wurden. Jeder Schüler bekam die gleiche Anzahl Süßigkeiten, so daß kein „Futterneid“ entstand. Einige vertilgten sie im Handumdrehen, andere nahmen sie ihren kleineren Geschwistern mit nach Hause.

Am 13. Dezember, zu Luzia, machten sich die Burschen daran, einen Luziaschemel „a Luziastilla“ zu basteln. Dies mußte ohne Zuhilfenahme von Nägeln oder Klebstoffen geschehen. Jeden Tag, bis zum 24. Dezember, mußte ein Handstreich daran getan werden. So wurde es Jahr für Jahr nach alter Überlieferung gemacht. Den Schemel nahmen die Burschen in die Christmette mit, und einer stellte sich darauf. Angeblich sollte man dann die Weiber gesehen haben, die Hexen waren. Es kam jedoch niemals zu Gehör, daß eine gesichtet wurde.

Weihnachten

Am 24. Dezember, am Heiligen Abend, stand in jedem Haus ein mit bunten Kugeln, Äpfeln, Walnüssen, Salonzuckerln, vergoldeten und versilberten Ketten geschmückter Christbaum. In den alten Holzhäusern hing der Baum auch über dem Tisch in der Ecke im Herrgottswinkel von der Decke. Er war dort besonders schön anzusehen.

Da der 24. Dezember ein Fasttag war, durfte kein Fleisch auf den Tisch kommen.

Das traditionelle Weihnachtessen in Oberstuben war:

1. Handgemachte Nudeln, gesalzen mit Topfen und brauner Butter.
2. „Pokanzln“, eine lange, von Hand gewellte dünne Rolle süßen Hefeteiges wurde in kleine Stückchen in Walnußgröße geschnitten, diese nochmals gegangen und im Backofen goldgelb gebacken. Das geschah bereits am Nachmittag. Am Abend, vor dem Anrichten, wurden die Pokanzln mit kochendem

Wasser überbrüht, damit sie aufgingen und mit viel Mohn, Zucker und mit Wasser abgelöschter brauner Butter geschwenkt.

Es schmeckte köstlich!

Der Vater oder die Mutter betete bei Kerzenlicht laut das Tischgebet, und die Familie betete mit. Nach dem Essen gab es Honigoblaten, Äpfel und Hefekuchen. Beim Kerzenausblasen achtete man darauf, daß der Rauch senkrecht in die Höhe ging. Zog er in Richtung eines Familienangehörigen, hieß es, daß er im kommenden Jahr sterben würde.

Beim Äpfelteilen mit dem Messer wurde achtgegeben, daß kein Kern durchschnitten wurde. War das der Fall, sagte man, daß einer aus der Familie das nächste Jahr nicht überleben würde. Junge Mädchen holten aus dem Holzschuppen einen Arm voll Brennholz. Ergab sich beim Nachzählen der Scheiter eine gerade Zahl, hatte sie Hoffnung, im kommenden Jahr unter die Haube zu kommen. Hatte sie eine ungerade Zahl erwischt, mußte sie mit dem Heiraten noch warten. Das Bleigießen wurde auch gepflegt. Wenn das Christkind „Jesala“ kam, mußten die Kinder vorher aus dem Zimmer. Man wartete in der Küche, bis die Eltern die Geschenke unter den Christbaum gelegt hatten. Man staunte nicht schlecht, was das Christkind alles mitgebracht hatte. Holzspielzeug war das häufigste Geschenk. Kleine Pferdegespanne mit Leiterwagen für die Buben, Puppen „Bäben“ für die Mädchen.

Jungen und Mädchen im Schulalter gingen am Heiligen Abend vor die Häuser der Nachbarn, Verwandten und Bekannten, um Weihnachtslieder zu singen. Bei sternklarer Winternacht, wenn der Schnee unter den Füßen knirschte und jeder die warme Stube suchte, standen die Kinder draußen vor der Tür und sangen und sangen . . . Nach dem Singen bekamen die Kleinen ein paar Münzen geschenkt. Es war wunderschön, das Singen von allen Seiten zu hören, das Frieren war aber weniger angenehm.

Wenn die Kinder längst den Traum der Seeligen träumten, gingen die Erwachsenen zur Christmette, die nachts um zwölf Uhr gefeiert wurde. Die Kirche war brechend voll Menschen.

Nach der Mette wurden daheim Hausmacherwürste heiß gemacht und jeder langte herzlich zu.

Der erste Weihnachtsfeiertag, der „Heilige Tag“, war der Familie vorbehalten. Am zweiten Weihnachtstag, dem „Stefani“, machten die Bewohner Verwandtenbesuche im Dorf. Die Zeit bis Sylvester ging geruhsam dahin. Die Träume der „Zwölf heiligen Nächte“, von Weihnachten bis zum Erscheinungsfest, waren sehr bedeutsam, aus ihnen konnte man die Geschehnisse der kommenden zwölf Monate deuten. Der 31. Dezember, Sylvester, der das Jahr beschließt, wurde mit einem Dankgottesdienst begangen. Damit hatte sich der Kreis eines Jahres geschlossen. Jeder hatte die Hoffnung, das kommende Jahr gesund zu erleben.

Verschiedenes

Die Brücken

Am oberen Bach „Miehlgröm“ Mühlgraben waren zwei Steinbrücken die in Bogenform — wie Römerbrücken — aus Quadern zusammengefügt waren. Bei der Schmiedewerkstatt Dibak die eine, einen Steinwurf weiter, beim Kindergarten (Ovoda), die andere. Unter den Brücken waren die Steine bemoost, hie und da hatte ein Farnkraut Wurzel gefaßt. Zwischen beiden Brücken lag eine Senke. Während der Sommermonate kam dorthin das Vieh zur Tränke, Frauen wuschen Wäsche, Kinder schöpften mit Eimern und Kannen Wasser aus dem Bach. Eine romantische Idylle!

Oft saßen hier Maler vor der Staffelei und zauberten in bunten Farben das schöne Motiv auf die Leinwand.

Die dritte Steinbrücke war am unteren Bach „Pjillapächl“, beim Konsum. Alle drei Brücken hatten keine seitliche Befestigung. Während die zwei oberen bis zum Jahr 1945 noch in sehr gutem Zustand waren, mußte die untere, am meisten befahrene, bereits im Jahr 1940 wegen Baufälligkeit abgebrochen und durch eine neue Betonbrücke ersetzt werden. Die Romantik wich der Nüchternheit.

Andere Brücken und Stege aus Holz gab es sehr viele im Dorf. Bei großen Gewittern wurden sie immer wieder von den Wassermassen mitgerissen. Die vollen Heu- und Erntewagen überquerten an einigen Stellen die Bäche, um so früher in der Scheune zu sein. Wer barfuß war, durchwatete den Bach.

Wasserquellen und Brunnen

Quellen und Brunnen gab es in und um das Dorf reichlich. Das Wasser war überall sehr gut. Die Modernisierung, Bau einer Wasserleitung, war bis zum Jahr 1945 noch nicht erfolgt.

Stieg man den Spitzenberg in nordöstlicher Richtung hinauf, erreichte man in etwa einer halben Stunde das „Hámaprennl“ Hammerbrünnl. Jeder Wanderer hielt hier an, um sich an dem klaren, kühlen Wasser zu erfrischen. Auch hatte man von hier aus einen herrlichen Blick auf den fernen „Nósnta“ Nasenstein und den „Hápjak“ Heuberg bei Glaserhau. Vom Spitzenberg in südöstlicher Richtung erreichte man den „Rieglspron“ Riegelsbrunnen. Diese Quelle entsprang am Waldrand. Die Tiere des Waldes kamen hierher zur Tränke. Während der Heuernte wurde dort Trinkwasser geholt. Von dieser Stelle gelangte man ins „Wrietschtal“, welches sich von Osten nach Westen hinzog. Am Ende des



Quelle bei der oberen Mühle 1977

Tales murmelte das „Wrietschn-Rennala“ Wrietschn-Rinnlein. Dieser Quelle wurde nachgesagt, daß ihr Wasser eine heilsame Wirkung habe. Holzfäller, die auf dem Heimweg waren, nahmen gerne eine Flasche dieses Wassers mit heim. Hatte man von hieraus den „Schlégalapjag“ Schlegalaberg bestiegen und war in südlicher Richtung weitergegangen, kam man nach einer knappen Stunde zum „Bólichhaisl“ Hirtenhäusl. Neben diesem Häusl war der „Poan“ Born. Dies war eine kräftige Quelle mitten im Hochwald. Unweit jener Quelle stand der „Pecklsta“ Peckelstein. Von hieraus in westlicher Richtung war der „Maiabenkl“ Maienwinkel, wo das „Maiabenklprennl“ Maienwinkelbrünnl rieselte. Der Maienwinkel war für jung und alt ein beliebtes Ausflugsziel. Schulklassen unternahmen dorthin ihre Ausflüge. Neben der Quelle stand ein Jägerhaus. Vom Maienwinkel gelangte man in das „Holmiggrondtal“ und von dort auf das freie Feld. Überquerte der Wanderer die Straße nach Kremnitz, befand er sich in den „Wéden Hjen“. Gleich unten im Tal, unweit der Bahnlinie Vrutky—Altsohl, erreichte er das „Grépl-Prennl“ Grepl-Brünnl. Sein Wasser kalt und kristallklar, war eine Labsal für Mensch und Tier. Westlich vom Grépl-Brünnl lag das „Schlógweld“ Schlagfeld. Der rechte Hang Heide und Wachholderbüsche, links Wiesen



*Dorfbach
bei der oberen Mühle 1977*

und Felder. Zwischen den Wachholderbüschen sprudelte eine Quelle, das „Jägaprennl“ Jägerbrünnl mit seinem klaren und kühlen Wasser; für Hirten und Wanderer im Sommer ein gesuchter Ort. Nordwestlich von Oberstuben lag der große Meierhof, umgeben von fruchtbaren Feldern. Hier befand sich nur eine Quelle, der „Stókpronn“ Steckbrunnen. Dieses Wasser hielten die Bewohner von minderer Qualität. Während der Heuernte freute man sich dennoch, daraus trinken zu können.

Der Bach

Die Gemeinde hatte einen großen Dorfbach, der etwa sieben Kilometer südöstlich des Dorfes im „Peangrendl“ Bäregründl entsprang. In kleinen Abständen sprudelten hier mehrere Quellen aus dem Berg, die sich zu einem Bach vereinigten. Dieser floß etwa fünf Kilometer aus südöstlicher in nordwestlicher Richtung



Pumpbrunnen „beim Pittner“ 1979



Kettenradbrunnen beim „Ródmacha“ 1979

durch den Wald dem Dorf Oberstuben zu. Das Tal entlang des Bachbettes wurde „am Bossa dúm“ am Wasser droben genannt. Dort stand auch ein sagenumwobener Felsen, die „Miesikfra“ die Moosfrau.

Nachdem der Bach den Wald verlassen hatte, war neben diesem ein künstlicher Seitenarm entstanden, der eine Getreidemühle „die ébara Miehl“ die obere Mühle antrieb und sich unterhalb dieser gleich wieder mit dem Bach vereinte. Jener Seitenarm war etwa fünfhundert Meter lang und hieß „Miehlpächl“ Mühlbächl. Dann floß der Bach durch ein Wiesental weiter nach Norden, wo er nach einem halben Kilometer das Dorf erreichte. An verschiedenen Stellen des Baches waren



Schöpfbrunnen „am Rennl“ 1979

„Bossaschäppn“ Wasserschöpfstellen, die mit Hilfe von runden Holzbalken zu Wasserfällen umfunktioniert waren. Mühelos schöpfte man so das Wasser in Kannen und Eimern.

Im Oberort teilte sich der Bach abermals in zwei Arme und vereinte sich wieder unterhalb der Getreidemühle im Mitteldorf. Der obere Arm des geteilten Baches hieß „Miehlgröm“ Mühlgraben, der untere „Pjillapächl“.

Außer dem großen Dorfbach hatte das Dorf noch weitere, kleinere Bäche, die auf der Gemarkung der Gemeinde lagen, so das Grundwasser „Grondbossa“ und der Mutnikbach „Mutningbossa“.

Die Dorfbrunnen

An Brunnen fehlte es in der Gemeinde nicht. Es gab Schöpf-, Kettenrad-Eimer- und Pumpbrunnen. Die Schöpfbrunnen waren nicht tief. Zum Schöpfen kniete man an den Brunnenrand und holte mit Eimern und Kannen das Wasser herauf. Die Kettenrad-Eimerbrunnen waren in der Regel zwischen zehn und fünfzehn Meter tief. Die Pumpbrunnen maßen eine Tiefe von etwa vier bis acht Metern. Alle Brunnen hatten durchweg gutes, bis sehr gutes Wasser. Es wurde in den

Haushalten zum Kochen und Trinken verwendet. Als besonders gutes Brunnenwasser galt das vom „Naßaprennl“ Neußerbrünnl im Oberort.

Im Mitteldorf war das vom „Rennl“ Rinnlein das Beste und im Unterort das Wasser vom „Kukapronn“ Kuka-Brunnen. Im Winter bei Glatteis und starkem Frost bedeutete es kein Vergnügen, das Wasser aus den Brunnen zu schöpfen.

Einer der beliebtesten Schöpfbrunnen war der „Hogh-Binder-Brunnen“ mit dem angeblich besten Wasser. Abends gingen die jungen Mädchen zum Wasserholen. Es war die beste Gelegenheit, die Dorfneuigkeiten zu erfahren und auszutauschen. Im Sommer kam es vor, daß am Abend die Brunnen nahezu ausgeschöpft waren.

Im Unterort befanden sich zwei große Wassertümpel, die man „Sott“ nannte. Die eine hieß „s' Parsnákn“, die andere „s' Melnatomes Sott“. Dieses Wasser wurde zur Viehtränke benutzt. Der Wasserstand dieser kleinen Weiher hing vom Steigen und Sinken des Grundwassers ab. Im Sommer, während der Trockenzeit, sank der Wasserspiegel, und das Wasser bekam einen schalen, üblen Geruch. In früherer Zeit soll es vorgekommen sein, daß die „Sottn“ ganz ausgetrocknet waren. Dann, so sagten die Alten, stünde eine Hungersnot bevor. Da diese Weiher nicht durch einen Zaun abgesichert waren, mußte man auf der Hut sein, daß Kinder beim Spielen nicht hineinfelen, da sie sonst ertrunken wären.

Die Fluren

Die Bodenbeschaffenheit, d. h. die Qualität der Äcker, Wiesen und Felder in der Gemarkung Oberstuben waren verschieden. Während der nordwestliche, westliche und südwestliche Teil der Wiesen und Felder fruchtbar war, wurde die Landschaft im Nordosten, Osten Südosten und Süden hügeliger und steiniger. Im Südosten erreichte sie mit dem Spitzenberg eine Höhe von 968 m ü. M.

Die Flurstücke hatten alle Namen, die zum Teil auch auf die Bodenbeschaffenheit Rückschlüsse ziehen ließen.

An Stecken:	Fruchtbarer Ackerboden
Baiskríega:	Hutweide, Leiten
Bógnhaidl:	Steilhang, Äcker und Leiten mit Dornbüschen, Schlehen und Hagebuttensträuchern
Bentalaitn:	Steilhang, Äcker mit Rainen und Hecken
Easchts Hiadl:	Talwiesen, vereinzelt Tannen (gepachtet von der Stadt Kremnitz)
Ébara Hjen:	Flacher Hang mit Heuwiesen, Tannen und Haselsträuchern
Ébara Wiebig:	Hutweide (Gemeindewiese)
Endara Wíebig:	Fußballplatz (Gemeindeplatz)

Gasíeda:	Feuchte, flache Wiesen
Grépl:	Sumpfige Wiesen mit moorigen Stellen
Grond:	Äcker und Talwiesen am Fuß des Spitzenberges
Of die Grúb:	Sandige Äcker mit schmalen Rainen
Hóla:	Steilhang, schmale Äcker mit steinigen, breiten Rainen
Hégl:	Äcker, Wiesen und Leiten
Hiadl:	Sandige Äcker, Raine und Dornbüsche
Hiadrand:	Südlicher Hang bewaldet, nördlicher Heuwiesen und Sträucher
Hiatngatn:	Äcker und Wiesen
Holmbald:	Flacher Hang mit Tannen und Haselsträuchern
Hua:	Steilhang, Heuwiesen mit Haselsträuchern
Húbbad:	Äcker und Wiesen
Húb:	Äcker und Leiten am Spitzenberg
Hindem Híebl:	Äcker und Wiesen mit Rainen und Haselsträuchern
Híebl:	Großer Hügel im Unterort, Heide
Hiatngreppl:	Flache Äcker und Heuwiesen (Pachtfeld von der Stadt Kremnitz)
Hindaweld:	Weideland mit Wachholdersträuchern
Hurka:	Weideland mit Wachholdersträuchern
Kiachntallig:	Fruchtbare Äcker (Kirchenfeld)
Kráizbeg:	Flache Äcker und Wiesen
Matabis:	Heuwiese (Gemeindewiese) „Marterwiese“
Miehlrand:	Steilhang mit Wiesen am Fuße des Spitzenberges
Mutning:	Äcker und Wiesen
Rand:	Hügel, Weideland mit Wachholdersträuchern
Rúts Gabend:	Äcker mit Rainen
Om Garuamtn:	Steinige Äcker mit Rainen
Om Gretznrand:	Steilhang mit Heuwiesen und Haselsträuchern
Om Sandgrum:	Sandige Äcker und Wiesen mit Rainen
Om Wédaweld:	Äcker mit breiten, steinigen Rainen
S Patres Eab:	Pfarrwiese hinter dem Feuerwehrrgerätehaus
Peanala:	Äcker und feuchte Wiesen (bei der Gemarkung Glaserhau)
Pecklsta-Bies:	Große Waldwiese (gepachtet von der Stadt Kremnitz)
Puara:	Flache Äcker und Wiesen
Riéglspromn:	Heuwiesen
Ríemara Hua:	Flacher Wiesenhang mit Tannen und Haselsträuchern
Roa:	Sumpfige Wiesen
Sandrendl:	Steilhang mit sandigen Äckern und Rainen
Schlechta Wiebig:	Flacher Hang mit steinigen Äckern



„Bartoschka“ 1977

Schlóg:	Äcker und Talwiesen, Hutweide und Wachholdersträucher
Stáhiadl:	Steinige Äcker mit breiten Rainen
Stießl:	Flacher Hang mit Heuwiesen, Tannen und Haselsträuchern
Stillamännlrand:	Heuwiesen mit Haselsträuchern
Trieb:	Äcker und Leiten
Túmahonnesäcka:	Hutweide und Leiten
Wédara Hjen:	Flacher Hang mit Heuwiesen und Haselsträuchern
Wóglhiebl:	Äcker und Heuwiesen mit Haselsträuchern
Wrietsch:	Äcker und Leiten mit Sträuchern

Die Wälder

In ost-südöstlicher Richtung hatte das Dorf keine unmittelbaren Nachbarn. Ausgedehnte Wälder, die zum größten Teil der Stadt Kremnitz gehörten, erstreckten sich kilometerweit bis zur nächsten Ortschaft.

Die Gemeinde selbst hatte genügend Waldbestand, der durch Pflege und ständige



„Bartoschka“ 1977

Neubepflanzung in der Struktur erhalten blieb. Privatwald einzelner Bewohner gab es nicht. Viele Familien hatten Anteile „Parzellen“ im Gemeindewald: ein Achtel, zwei oder mehrere Achtel Wald. Man war verpflichtet, im Frühjahr einen oder mehrere Tage kostenlos bei der Neuaufforstung des Jungwaldes mitzuhelfen.

Die verschiedenen Wälder hatten eigene Namen, wie:

Bartesch:	Tannen und Fichtenbestand
Búpeschl:	Tannen, Fichten und Kiefern
Ebara Läga:	Alter Tannenwald und Fichten
Ebara Bald:	Fichten und Buchen (viele Pilze)
Glóset:	Tannen, Fichten und Lärchen
Hápjag:	Eichen, Buchen und Tannen
Hurka:	Tannen und Fichten
Kosenz:	Tannen, Fichten, Kiefern, Lärchen, Buchen
Krpez:	Fichten, Tannen und Lärchen

Maiabenkl:	Tannen, Fichten und Lärchen
Montsch:	Tannen und Fichten
Loftkolling:	Überwiegend Fichten
Peangrendl:	Tannen, Fichten und Buchen
Praiaholzbal:	Eichen, Buchen, Eschen, Fichten
Sóhlagrond:	Buchen und Tannen
Spetznpeag:	Ein Drittel mit Tannen und Fichten bewaldet
Schbazzbossa:	Tannen und Fichten
Stahiadl:	Tannen, Kiefern und Lärchen
Stußbossa:	Tannen, Fichten und Buchen
Wrietsch:	Tannen und Fichten

Die Handwerker

Was wäre Oberstuben ohne die tüchtigen Handwerker und Geschäftsleute gewesen? Sie alle trugen ihren Teil dazu bei, das Dorfgeschehen mitzugestalten.

Da waren die Schuhmachermeister, die es verstuden, sowohl die schönsten „Brautstiefel“ aus feinstem schwarzem Leder als auch derbes Schuhwerk, welches den schlecht geschotterten Dorfwegen gerecht wurde, anzufertigen. Auch ein Schuhgeschäft war vorhanden, wo man Herren-, Damen- und Kinderschuhe kaufen konnte. Schuhmachermeister waren:

Hammer Paul	Haus-Nr. 403
Predatsch Franz	43
Reichl Stefan und Johann	224
Rismann Georg	119
Stritz Paul	462
Turzer Johann (oberer)	229
Turzer Johann (unterer)	273
Weiß-Fudisch Alois	401
Weiß Josef	241
Schulgeschäft Bata	252

Alle Hände voll zu tun hatten die Werkstätten des Schneiderhandwerks. Von der „Stange“ kaufte fast niemand. Ihr Ruf war so gut, daß viele zufriedene Kunden — nicht nur im Dorf — sondern auch aus der näheren und weiteren Umgebung für eine gute Auslastung sorgten. Im Winter bzw. im Spätherbst war Hochsaison für „Gabandhändschich“ Industriefilzhandschuhe die speziell die Holzfacharbeiter im Wald und auf den Sägewerken brauchten. Die Handschuhe hatten

nur einen Daumen und wurden mit starkem Zwirn von Hand angefertigt. Oberstuben hatte folgende Schneiderhandwerksbetriebe:

Ertl Ludwig	Haus-Nr.	28
Ferentschik Johann		270
Greschner Johann		
Straka Josef		269
Tomahogh Julius		421

Außer den Herrensneiderwerkstätten übten sehr viele Frauen und Mädchen den Beruf einer Damenschneiderin „Nähtaren“ aus. Das Nähen der Frauentrachten in den früheren Jahren bedurfte eines großen Zeitaufwandes, da noch jeder Stich von Hand erfolgte. Die segensreiche Erfindung der Nähmaschine erleichterte und verkürzte die Näharbeiten sehr wesentlich. Durch das Tragen der modernen Damenbekleidung, das sich in den dreißiger und vierziger Jahren besonders bei der Jugend durchsetzte, erlernten auch immer mehr Mädchen den Beruf einer Damenschneiderin. Tüchtige Schneiderinnen bildeten Lehrlinge ein- oder zwei Jahre aus, die sich bald danach selbständig machten und für sich angingen. So war es zu erklären, daß viele Frauen ihre Kleider und die ihrer Familie selbst anfertigten.

Dem Beruf einer Haubenstickerin „Haubnausnähtaren“ gingen auch einige Frauen nach. Sie stickten nicht nur die Tüllhauben für die Mädchen und Frauen des Dorfes, sondern auch für viele Orte im Hauerland. Besonders aus Blaufuß, Ober- und Unterturzh, Johannsberg und Glaserhau hatten sie viele Aufträge. Die Kundinnen brachten die Motive für die Haubenstickerei gleich mit. Auf quadratische oder rechteckige Holzrahmen spannte die Stickerin den feinen Tüll, auf den sie die Motive zuerst aufzeichnete. Sogar die Hausnamen gaben Aufschluß, wo eine Haubenstickerin wohnte, es hieß dann „zur Haubnausnähtaren“.

Die Tischler (Schreiner) waren nicht nur Möbelschreiner, sie fertigten auch Fenster und Türen an und waren als Bauschreiner daher sehr gesucht. Dies waren die Meister:

Ertl Adolf	Haus-Nr.	373
Ertl Elemir		101
Fobel Johann		258
Hammer Franz		403
Kostka Johann		240
Reisinger Ludwig		

Vor den Werkstätten der Hufschmieden standen das ganze Jahr die Bauern mit Pferden, Ochsen und Kühen, um sie beschlagen zu lassen. Die Schmiedemeister

fertigten und reparierten aber auch landwirtschaftliche Geräte. Es waren zwei Schmieden, in denen jeweils der Senior und der Junior arbeiteten:

Dibak Johann sen.	Haus-Nr.
Dibak Josef	
Gašpar Josef sen.	254
Gašpar Josef jun.	254

Bis Ende des Ersten Weltkrieges war im Dorf auch eine Wagnerei, welche Reparaturen an Wagenrädern sowie Neuanfertigungen vornahm. Obwohl der Betrieb nicht mehr bestand, hatte sich der Hausname „zum Ródmacha“ zum Radmacher erhalten. Die Wagnerei hieß:

Weiß-Brummer	Haus-Nr. 281
--------------	--------------

Die Binder- oder Böttchermeister waren große Könner ihres Fachs. Man sah ihnen gerne zu, wenn sie im Freien die Holzdauben für ein großes bauchiges Faß richteten. Sie fertigten Holzfässer, Tröge, Kannen, Butten und andere Holzgefäße an. Es waren die „Binder“:

Daubner Josef	Haus-Nr. 22
Hogh-Binder Josef	178

Die beiden Hutmacher des Dorfes machten Hüte und Mützen für die männliche Bevölkerung. Es waren die Brüder:

Očkay Ludwig	Haus-Nr. 248
Očkay Robert	304

Der Malermeister Ergang hatte nie über Langeweile zu klagen, da er der einzige Tüncher in Oberstuben war. Sehr viele Hausbesitzer, besonders die der Holzhäuser, weißelten ihre Stuben meistens selbst, und zwar mit gelöschtem Kalk. Der Maler war aber trotzdem das ganze Jahr mit seinem „Malerkübel“ unterwegs und hätte noch einen Mitarbeiter brauchen können. Es war der Malermeister:

Ergang Julius	Haus-Nr. 404
---------------	--------------

Da ein Großteil der männlichen Bevölkerung des Dorfes in der Holzbranche ihr Auskommen fand, war man froh, einen eigenen Sägenscharfmeister zu haben.

In seinem Haus roch es immer nach Eisenspänen. Wenn er die Sägen schärfte, ging es einem durch Mark und Bein. Er war ein freundlicher Mann, den jeder schätzte. Sein Name war:

Schubert Rudolf

Haus-Nr. 246

Der einzige Herrenfriseur im Dorf hätte am Hungertuch genagt, wären die Honoratioren des Dorfes, wie Lehrer, Pfarrer, Arzt, Notar und die Geschäftsleute, nicht gewesen. Die meisten Männer ließen sich vom Nachbar oder Freund die Haare schneiden. Der Friseur war ein kleiner, zierlicher, immer liebenswürdiger Herr und hieß:

Lazovski Rudolf

Haus-Nr. 252

Die einzige Bäckerei bestand seit Mitte der zwanziger Jahre. Damals wurde noch in jedem Haus Brot gebacken. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren arbeitete das Geschäft auch mit Gesellen. Täglich, auch an Sonn- und Feiertagen, brachten die Kinder oder auch Verwandte des Bäckers, Körbe mit Feinbackwerk in die Gasthäuser. Abnehmer von Backwaren waren auch die Lehrerschaft und Geschäftsleute. Die Hausfrauen trugen, in der Zeit während des Krieges, den fertigen Brotteig zum Bäcker, um dann das gebackene Brot abzuholen. Die Bäckerei gehörte dem Bäckermeister:

Čupec Mathias

Haus-Nr. 254

In den Fleischerläden konnte man täglich, auch am Sonntag Vormittag bis zum Hochamt, Frischfleisch kaufen. Rind-, Kalb-, Schweine- und Schafffleisch wurde angeboten.

Verunglückte einem Landwirt ein Rind und mußte notgeschlachtet werden, meldete dies der Betroffene in der „Kanzlei“ beim „Richter“ Bürgermeister an, welcher daraufhin veranlaßte, daß der „Kleinrichter“ Gemeindediener durch Austrommeln den Vorfall der Gemeinde öffentlich kundtat. Ein Fleischer zerlegte das Rind. Nachdem der amtliche Fleischbeschauer den Stempel zur Freigabe auf einige untersuchte Fleischstücke gemacht hatte, durfte der Landwirt das Fleisch in seinem Haus verkaufen. Diese soziale Einrichtung hat sich über Jahrhunderte gut bewährt und manchem Landwirt aus der schlimmsten Not geholfen.

Das Angebot an Wurstwaren in den Fleischerläden war gering. Außer zwei oder drei Wurstsorten, die sie selbst herstellten, konnte man auch ungarische Salami kaufen. Die Geschäfte gehörten den Fleischermeistern:

Frindt-Zacharias Johann	Haus-Nr.
Schmidt Franz	363
Straka Franz	269
Struch Josef	253
Kaliwoda Johann	146

Obst- und Gemüsegeschäfte waren keine vorhanden. Dafür kamen vom Frühjahr bis zum Herbst allwöchentlich Gemüsehändler ins Dorf und luden am Marktplatz, zwischen der Hauptstraße und dem Kirchplatz, große Mengen verschiedenen Gemüses ab. Sie reisten Mitte der Woche an und hatten bis zum Samstag Nachmittag alles verkauft. Man nannte sie Bulgaren.

Lediglich in den Jahren 1935—38 betrieben die Gebrüder Bernath im Haus-Nr. 253, neben der Fleischerei Struch, ein Gemüsegeschäft.

An Sonn- und Feiertagen kamen auch Obsthändler aus der näheren und weiteren Umgebung und verkauften, je nach Jahreszeit, auf dem Platz unweit der Kirche, ihr Obst. Kleineres Obst, wie Kirschen, Pflaumen und kleine Birnen wurde nicht gewogen, sondern in blechernen Liter- und Halbliterbechern gemessen. Noch nach dem Ersten Weltkrieg hielten die Männer ihre Hüte auf, um so das Obst in Empfang zu nehmen, die Frauen ihre Schürzen.

Die Lebensmittelgeschäfte waren Gemischtwarenhandlungen und führten zum Teil auch Stoffe, Kurzwaren, Geschirr, sowie Petroleum für die Zylinderlampen der Holzhäuser, die noch kein elektrisches Licht hatten. Die meisten Lebensmittel, so Mehl, Zucker, Salz, Reis, Graupen und andere Waren wurden in Jutesäcken angeliefert, in große Holzschubladen bzw. -behälter geleert und den Kunden in Papiertüten ausgewogen. Die Lebensmittelgeschäfte waren ganztags, auch am Sonntag Vormittag bis zum Hochamt geöffnet.

Ein Lebensmittelgeschäft oder Gemischtwarenhandlung nannten noch unsere Großeltern „Gabälb“, was Gewölbe bedeutet. Ging die Großmutter zum Einkaufen sagte sie: „Ich gieh as Gabälb!“ (Ich gehe ins Gewölbe). Geht man dem Sinn dieses Wortes nach, fällt auf, daß es sich hierbei um einen Gewölbekeller handelt. Die Brandgefahr — bedingt durch die Holzbauweise — war stets groß, daher wird angenommen, daß die zum Verkauf angebotenen Waren in Gewölbekellern erfolgte. Außerdem bleiben die Lebensmittel bei Kellertemperatur länger haltbar. Eine Eisentür, der einzige Zugang zum Gewölbe, bot gleichzeitig Schutz gegen Einbruch und Diebstahl.

Die Geschäftsleute mit Kolonialwarenhandlung waren:

Hogh-Binder Ludwig	Haus-Nr. 177
Konsumgenossenschaft	

Leiter: Hammer Alois	Haus-Nr. 364
Polizer David	41
Prostredni Josef	227
Rurik Paul	223
Schmidt-Tudl Paul	306
Spezinger Josef	232

Im Mitteldorf, unweit der Kirche, steht ein großes Gebäude, welches früher dem Kolonialwarenhändler Tiroler gehörte. Als dieser die Gemeinde verließ, verkaufte er die südliche Hälfte dem Fleischermeister Josef Struch. Die nördliche erwarb Josef Schmidt-Rußnak (Schlemml-Sepp), der weiterhin ein Kolonialwarengeschäft unterhielt. Der Laden ging schlecht, so daß er sich nach einiger Zeit entschloß, die Haushälfte mit dem Geschäft dem Oberstübner Ignáz Hogh-Kreml zu verkaufen. Dieser versuchte das Beste daraus zu machen, scheiterte jedoch ebenfalls. Er vermietete daher den Laden an eine Lebensmittelkette die „Budúcnosť“ (Zukunft) hieß. Aber noch bevor neu eröffnet wurde, war die Pleite schon vorprogrammiert. Bereits nach kurzer Zeit schlossen sich die Türen des Geschäftes, diesmal endgültig. Kaum eine handvoll Menschen hatten diesen Laden betreten. Während des Zweiten Weltkrieges verkaufte Ignaz Hogh-Kreml seine Haushälfte der Gemeinde Oberstuben, die das große, geräumige Gebäude der Schule zu Unterrichtszwecken zur Verfügung stellte.

Die Gasthäuser „Laithaisa“ wurden fast nur von Männern besucht. Eine Frau ging nur hin, um ihren Mann „heimzuholen“. Dabei ging es nicht immer leise zu, denn statt nach der Arbeit heimzukommen, ging mancher zuerst ins „Laithaus“, um sich ein „Stamperl auszutrinken“. Da es meistens nicht bei einem Gläschen blieb, gab es anschließend daheim Ärger.

Unter den Gasthäusern gab es auch ein bekanntes Speiselokal mit gepflegter Küche. Die „Wirte“ waren folgende:

Hammer Adolf (mit Saal)	Haus-Nr. 252
Hammer Julius (Speiselokal)	255
Harko Anna	69
Hogh Ignaz (Parsnák)	329
Kaliwoda Johann	146
Konsum (Saal)	364
Miko Franz	227
Reichl (großer Bahhof)	
Spezinger Josef (Kinosaal)	232

Die beiden Getreidemühlen hatten das ganze Jahr zu tun. Während die „Obere Mühle“ noch mit Steinen mahlte und ganz dunkles Mehl herstellte, konnten in

der „Mittleren Mühle“ alle Mehlsorten, vom feinsten Weizenmehl bis zur dunkelsten Kleie, gemahlen werden. Die obere Mühle, idyllisch am Waldrand gelegen, gehörte der Familie

Weiß-Schuster

Haus-Nr. 133

Besitzer der mittleren Mühle war die Familie

Králik

Haus-Nr. 361

Im Dorf war auch ein Sägewerk, das jedoch nicht viele Beschäftigte zählte. Sehr viele Oberstübner arbeiteten auf dem großen Sägewerk in Diviaky, einer benachbarten slowakischen Gemeinde.

Wer den Beruf eines Zimmermannes „Zemmamu“ ausübte, brauchte keine Angst zu haben, arbeitslos zu werden. Unsere „Zemmalait“ Zimmerleute waren wegen ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in der ganzen Umgebung gesucht und gefragt.

Auf dem Sektor des Güternahverkehrs hatte die Gemeinde einen Nachholbedarf. Die meisten Güter beförderte die Eisenbahn, welche dann vom Verladebahnhof (großer Bahnhof) Oberstuben von örtlichen Pferdefuhrwerken den Kolonialwaren- und Baumaterialienhändlern zugestellt wurden.

Die Brüder Ludwig und Gabriel Ertl sahen hier eine Möglichkeit, durch schnelleren und preisgünstigeren Transport, diese Marktlücke zu füllen. Sie erwarben im Jahr 1930/31 einen neuen 7,5-t-Lastwagen der Marke Chevrolet. Ludwig, der einen Schneidereibetrieb hatte, betätigte sich als Manager im Speditionsgeschäft, und Gabriel transportierte die Waren direkt vom Großhändler zu den einzelnen Geschäften. Schnell verderbliche Lebensmittel erreichten nun rascher den Verbraucher. Auch Trafik, Baumaterial und Kunstdüngersäcke wurden befördert. Sand, von der eigenen Sandgrube, konnte in größeren Mengen — zum Häuser- und Straßenbau — auch in weiter entlegene Orte gefahren werden. Oft brachte der Lastwagen die Oberstubener Fußballmannschaft zu ihren Auswärtsspielen.

Anfangs ging das Geschäft so gut, daß sich zwei Vettern der Brüder Ertl — Adolf und Elemir Ertl — auch einen Lastwagen, der Marke Opel, kauften. Dieser erfreute sich nur eines kurzen Daseins. Eines Tages verbrannte die Scheune, in der der Wagen abgestellt war.

Als in den Jahren 1932/33 die Arbeitslosigkeit ihrem Höhepunkt zutrieb, flossen auch die Speditionsaufträge immer spärlicher, so daß im Jahr 1934 das Geschäft eingestellt werden mußte. Im Jahr 1942 wurde der Lastwagen verkauft.

Flaschner (Klempner, Spengler) gab es in Oberstuben keine. Diese Arbeiten führten die Handwerker vom benachbarten Stubenbad aus.

Die Werkstätten der Schuhmacher, aber insbesondere die der Schneider, waren Kommunikationszentren, bei denen alle Informationen zusammenliefen. Nicht nur die internen Geschehnisse des Dorfes, auch jene, die sich außerhalb der Landesgrenzen ereigneten, wurden diskutiert.

Der einfache Bürger war im Umgang mit den Behörden oft rat- und hilflos. Daher ging mancher z. B. zu einem Schneidermeister, der ihn beriet und in den meisten Fällen den „Schriftsatz“ an die Behörden erstellte. Auch die Korrespondenz, die oft um Erbschaften aus Amerika ging, kam auf diese Weise zustande. Oft bürgte man sogar mit dem gesamten Vermögen für einen Freund, der unverschuldet in Not geraten war und dessen Anwesen sonst zur „Lizitation“ Versteigerung gekommen wäre. Durch die selbstlose Hilfe genossen sie großes Ansehen bei der Bevölkerung.

In den früheren Jahren nannte man den Meister nicht bei seinem Familiennamen, sondern nur „Hjarr Maasta“, Herr Meister, und zu seiner Frau „Fra Maastaren“ Frau Meisterin.

Nicht zu vergessen sind auch die wandernden Handwerker, die von Zeit zu Zeit durch das Dorf zogen und durch lautes Rufen ihre Anwesenheit kundtaten.

In erster Linie waren es die Glaser, die zu zweit oder zu dritt mit schweren Kränen voll Fensterglas zu Fuß von Dorf zu Dorf gingen. Sie riefen: „Dajte Schicibi robit“, was soviel wie „Fensterscheiben machen“ hieß. Sie gebrauchten das deutsche Wort „Scheiben“, um sich verständlich zu machen. Ging daher eine Fensterscheibe zu Bruch oder waren gar alle Fenster eines Neubaus einzuglasen, wartete man ein paar Wochen, bis die Glaser ins Dorf kamen. Nach der Arbeit wurden sie entlohnt und erhielten auch eine Mahlzeit oder eine Jause.

Ähnlich war es mit dem Töpfeflicker, dem „Drotár“. Lautstark rief er: „Drotovat, plechovat“. (Anfertigen von Drahtgeflecht bei zu Bruch gegangenen Tontöpfen und Krügen, sowie Flickern von Kochtöpfen und Kannen aus Email.) Man rief den Drotár ins Haus, wo er die ledierten Gegenstände reparierte. Auch er erhielt nach dem Entlohnern ein Mittagessen oder eine Jause.

Immer um die Frühlingszeit kreuzten Veterinärhelfer „Mischkari“ im Dorf auf, um an jungen männlichen Nutztieren, besonders Ferkeln, die nicht zu Zuchtzwecken gehalten wurden, kleine Operationen vorzunehmen. Hin und wieder verendete auch ein Tier nach der Operation oder mußte notgeschlachtet werden. Ein Tierarzt wurde nur in den seltensten Fällen herbeigerufen.

Das Wunder von Oberstuben

Viele Landsleute werden sich noch an die große Brandkatastrophe des Jahres 1927 erinnern, als das Dorf schwer heimgesucht wurde.

Der 1. Juli war ein sonniger Tag. Die meisten Bewohner waren auf den Feldern, als gegen 11 Uhr vormittags Flammen aus dem Dachstuhl eines Hauses züngelten. Bald standen auch Stall und Scheune in hellen Flammen. Ein starker Südwind wirbelte Funken auf das Schindeldach der nahe gelegenen Kirche. Es dauerte nicht lange, und auch das Dach der Kirche fing Feuer. Die Menschen riefen: „Es brennt, es brennt, rettet euch!“ Schwarze Rauchwolken stiegen zum Himmel, und das Feuer setzte sein Vernichtungswerk mit ungeheurer Schnelligkeit fort. Es dauerte nur eine Weile, bis das ganze Kirchendach brannte.

Im Unterort vernichtete das Feuer ein Anwesen nach dem anderen. Der Haupteingang der Kirche führte durch das Erdgeschoß des Turmes, Glockenhaus genannt. Auf der linken Seite des Glockenhauses hing ein schwarzes Holzkreuz, an der rechten die Stricke der Glocken. Die Decken der fünf Turmgeschosse sowie der Glockenstuhl — aus Eichenholz gezimmert — brannten. Von den Flammen und der Hitze des Kirchendaches fingen auch die Fensterläden des Glockenturms Feuer. Bald brannte das gesamte Turmdach.

Während der Mittagsstunden bewölkte sich der Himmel, die Menschen warteten auf Regen. Plötzlich hörte man einen Donner, daß die Fenster zitterten. Alles schaute zum Himmel. Jeder glaubte, der Donner käme aus den Wolken. Doch diejenigen, die in der Nähe der Kirche standen, wußten was geschehen war. Die Glocken stürzten vom brennenden Glockenstuhl aus achtunddreißig Meter Höhe auf den steinernen Boden des Glockenhauses. Sie rissen brennende Bretter und Balken mit sich in die Tiefe, die sich mehrere Meter hoch in den Mauern türmten. Über dem ganzen Unterort lagen blauschwarze Rauchschwaden. Immer wieder stießen neue Flammen hoch. Der starke Südwind trug die Funken bis zu den letzten Häusern des Unterorts.

Das Turmdach neigte sich plötzlich nach Westen und verharnte so, schräg brennend, bis es vor den Haupteingang der Kirche auf den Boden aufschlug. Das brennende Dachgerüst vereinigte sich mit dem Feuer im Glockenhaus. Die Feuerwehr war machtlos, da niemand an den Dorfbach herankommen konnte.

Am nächsten Morgen trugen Feuerwehrleute und Männer des Dorfes verkohlte und zum Teil noch glühende Balken aus dem Glockenhaus. Sie ließen sich immer wieder mit Wasser begießen, da die Mauern der niedergebrannten Kirche noch eine große Hitze ausstrahlten. Als das Glockenhaus geräumt war, suchte man die Glocken, konnte sie aber nicht alle finden. Unter der großen Hitze waren sie teilweise geschmolzen. Das verglühte Metall lag verhärtet am Boden des Glockenhauses.

Während der Aufräumarbeiten ging es sehr laut zu. Plötzlich wurde es im Glockenhaus ganz still. Jemand rief: „Holt den Herrn Pfarrer!“ Nach einer Weile kam der damalige Seelsorger Ludwig Holbay mit einigen Begleitern. Er trat ins Glockenhaus und viele folgten ihm. Manche blieben am Eingang neugierig stehen und schauten hinein. Nach geraumer Zeit kam Pfarrer Holbay heraus und rief den Anwesenden zu: „Die Kirche ist niedergebrannt, wir stehen vor einer Ruine, aber mit Gotteshilfe wollen wir sie wieder aufbauen. Heute ist ein Wunder geschehen! Das ganze Holz der Turmgeschosse verbrannte im Glockenhaus, die Hitze war so groß, daß sogar die Glocken schmolzen, jedoch das schwarze Holzkreuz hängt ganz unversehrt an der Wand.“

Noch am gleichen Abend wurde unter diesem Kreuz eine Andacht gehalten. In den folgenden Tagen und Wochen kamen Menschen aus der ganzen Umgebung, aus deutschen und slowakischen Ortschaften, in das niedergebrannte Oberstuben, um das Wunder am Kreuz zu sehen. Tag und Nacht beteten und weinten die Heimgesuchten unter dem Kreuz, um sich Trost und Hoffnung zu holen. Elfhundert Menschen waren in ein paar Stunden obdachlos geworden. Als die Kirche wieder aufgebaut und renoviert war, wurde das Kreuz in jenem Zustand am gleichen Platz angebracht, in welchem es die Feuersbrunst überstanden hatte. Die Oberfläche des Holzes war matt und rau, die Figur des gekreuzigten Heilands leicht gebräunt. So hing es dort die ganzen Jahre.

Auch heute leben noch einige Oberstübner im Dorf, die unter diesem Kreuz geweint, gebetet und gedankt haben. Es soll auch in Zukunft allen, die unter ihm beten und bitten, Trost und Hoffnung geben und auch Zeugnis von dem, was einst dort geschah . . .

Schreckenstage (Ein Erlebnisbericht)

Schon in den ersten Augusttagen des Jahres 1944 hörte man von umherschleichenden und bewaffneten Personen. Es lag etwas in der Luft, die Ungewißheit wuchs, man sprach von Partisanen und in Steinbrüchen oder an anderen Orten fand man die verstümmelten Leichen von ermordeten Deutschen: einfache Landwirte, Arbeiter oder Angestellte. Oberstuben geriet in Aufregung: die Garnison von St. Martin war geschlossen zu den Partisanen übergegangen, der Sender Neusohl war besetzt worden und galt nun als Rundfunkstation der neuen „Regierung“.

Die Bevölkerung wurde verschiedentlich durch Schüsse eingeschüchtert und am 18. September beobachteten wir, daß sich die Zahl der Partisanen um die Ortschaft vervielfacht hatte. Unser Widerstand mit Waffen schien jetzt zwecklos und so ergaben wir uns dem Schicksal. Die Partisanen rückten in Oberstuben ein,

durchsuchten die Häuser, plünderten sie und nahmen fast alle Intellektuellen sowie die führenden Personen fest und transportierten sie ab. Am nächsten Tag befahl man, daß sich alle Männer zwischen 15 und 60 Jahren am Marktplatz einzufinden haben. Gegen Abend wurden wir — es mögen über 500 Personen gewesen sein, auch aus anderen Ortschaften, vor allem aus Glaserhau, — in den Hammerschen Saal gesperrt. An allen Ecken und Enden standen bis an die Zähne bewaffnete Halbuniformierte; Frauen, die auf den Knien flehten, ihre Männer und Söhne wieder freizulassen, wurden derb zur Seite geschoben oder mit der Waffe bedroht. Am nächsten Tag wurden wir unter dem Brüllen der Kommissare, die zur Einschüchterung aus den Maschinenpistolen kreuz und quer schossen, nach Kremnitz in Marsch gesetzt. In einem Saal mußte sich alles hinlegen, obwohl fast kein Platz zum Stehen war. Maschinengewehre in den Türen sorgten für die schnellste Ausführung der Befehle. Nach kaum einer Stunde Rast drückte man uns Schaufel, Spaten und Krampen in die Hände und fort ging es in die dunkle Nacht. Über Johannisberg, Unterturz bis fast zum großen Bahnhof von Oberstuben ging der Marsch, wo wir dann auf den Wald- und Wiesenhängen Schützengräben und MG-Nester ausheben mußten. Slowakisches Militär stellte man uns nun als Bewachung und man sah es diesen Männern in Uniform an, daß sie lieber mit diesem Auftrag nichts zu tun gehabt hätten. Sie ließen uns graben, wie wir wollten, gaben uns auch von ihren Rationen zu essen, teilten Zigaretten aus und gaben uns deutlich zu wissen, daß sie mit alldem nicht einverstanden sind.

Von diesem Berghang oberhalb des Bahnhofes genoß man einen schönen Blick ins Turztal und zum „Ebenen Wald“, der Oberstubener und Glaserhauer Flur voneinander trennt. Es mag gegen zwei Uhr nachmittags gewesen sein, da sahen wir einen Güterzug, der von Glaserhau kommend in Richtung Oberstuben fuhr. Wir achteten weiter nicht darauf, daß er plötzlich hielt und ihm viele Männer entstiegen. Wir nahmen an, daß es eben auch solche seien, wie wir, die irgendwo dieselben Arbeiten verrichten müssen. Als aber das Geknatter von Maschinengewehren zu vernehmen war, bemerkten wir, daß die Männer hin und her liefen. Wohl ahnten wir nichts Gutes, aber damals hatte ein jeder in seinen Gedanken mit sich selbst zu tun, lebte ja jeder von uns in Todesangst. Erst als wir gegen Abend wieder nach Kremnitz marschierten, erfuhren wir von anderen Leidensgenossen vom Mord an den Glaserhauern, bei dem fast 190 Männer ihr Leben lassen mußten.

In die Kremnitzer Kaserne waren inzwischen mehrere Hunderte von Männern und Jünglingen, auch Greise, aus der Umgebung eingeliefert worden. Neue Posten kamen und eröffneten uns, daß wir wegen „Verbrechen, die wir am tschechoslowakischen Volke begangen haben, erschossen werden“. Es gab viele Hiebe und fast kein Essen. Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Kremnitz wurden

wir zum Bahnhof gebracht und in Viehwagen verladen. 90 bis 120 Männer preßte man in einen Wagen. Der Zug fuhr nach Hronská Breznica, wo wir ausgeladen und zur Arbeit eingesetzt wurden. Um den Vormarsch der deutschen Verbände gegen die Partisanen aufzuhalten, mußten zwei Meter tiefe und vier Meter breite Gräben ausgehoben werden. Etwa eine Woche schufteten wir in Regen, Wind und Sonne. Abends jagte man uns in die Waggons. Sitzend oder quer übereinanderliegend verbrachte man todmüde die Nacht. Wer krank wurde, war sich selbst überlassen. Als die Panzergräben fertig waren, fuhr man uns über Altsohl nach dem Süden des Landes, der ungarischen Grenze entgegen. Sechs Tage ging es hin und her. Tagelang gab es überhaupt kein Essen, nur alle zwei bis drei Tage ließ man uns aus den Wagen aussteigen: da galt es schnell die verrichteten Notdürfte aus den Wagen zu fegen. Als sich beim Öffnen der Tür die Männer in einer plötzlichen Panik wie wahnsinnig aus dem Wagen stürzen wollten, stachen die Posten mit aufgepflanzten Bajonetten blindlings auf die Unglücklichen ein. Als man ein anderes Mal nach zwei Tagen bei großer Hitze wieder öffnete, stürzten sich die meisten auf das Gras und leckten gierig den Tau ab: mit Kolbenhieben jagte man sie zurück. Dann ging es wieder zurück über Altsohl nach Vlkánová. Auch hier wieder schwerste Arbeit, ohne ausreichende Verpflegung. Nach Tagen setzte sich der Zug abermals in Bewegung und brachte uns granaufwärts nach Hrohozná in der Nähe von Tisovec. Sobald wir an einen anderen Arbeitsplatz kamen, gab es neue Bewachung, die sich anfangs wie die Bestien benahm. Man hielt uns für schlimmste Mörder am slowakischen Volke. Als wir ihnen aber nach und nach erzählten, wie und woher wir kommen und sie bald unseren guten Willen zur Arbeit sahen, änderte sich ihre Meinung, oft auch ihr Handeln. Am schlimmsten trieb man es mit uns auf einer Arbeitsstelle zwischen Tisovec und Podbrezová. Hier empfing uns ein Oberleutnant mit der Hundedeitsche. Einige Zigeuner assistierten ihm. Er ließ uns armselige, ausgemergelte, nur noch in Lumpen gekleidete Menschen antreten und hielt eine Ansprache, die aus lauter Drohungen bestand. In unserer Bretterbude regnete es herein und man konnte kaum schlafen. Weil einige deshalb in der Bude hin- und hergingen, mußten am nächsten Tage alle Männer spießrutenlaufen. 10 bis 12 Partisanen schlugen mit Latten, Gewehrkolben oder Stöcken auf uns ein. Wehe, wer nicht schnell laufen konnte! Tagsüber schleppten wir schwere Schienenschwellen vom Bahnhof zu einer etwa einen Kilometer entfernten Wiese, die zu einem Feldflugplatz ausgebaut werden sollte. Der Oberleutnant hatte es besonders auf Intellekte abgesehen und befahl ihnen die schwerste Arbeit wie Eisenschienentragen, Ausladen der Schwellen aus den Waggons usw. Einmal gab es ein Festessen: Schweinefleisch eines verendeten Tieres.

Nicht zu vergessen seien hier all die mitleidigen slowakischen Bauern der dortigen Umgebung, die ebenfalls mit ihren Gespannen zur Arbeit herangezogen wor-

den waren. Sie brachten uns manches Stück Brot und steckten es uns heimlich zu. Auch munterten sie uns auf und berichteten regelmäßig über den Verlauf der Frontlinie. So erfuhren wir auch von ihnen, daß Oberstuben sich schon seit dem 4. Oktober in deutschen Händen befand — und wir schrieben bereits den 20. Oktober! Als der Kanonendonner immer näher zu hören war, verlud man uns eiligst in den bereitstehenden Güterzug und fuhr mit uns nach Neusohl. Wieder verbrachten wir mehrere Tage in den überfüllten stinkigen Waggons. Die Eingesperrten schrien nach Wasser und Nahrung. In einem Wagen starb ein Oberstübner. Als endlich die Türen geöffnet wurden, befanden wir uns auf freier Strecke zwischen Alt- und Neusohl. Ein Offizier eröffnete uns plötzlich, daß wir nun gehen könnten, wohin wir wollten. Überall sah man versprengte, nervös daherjagende Partisanen, Militärs und Zivilpersonen. Auf Nebenwegen, über Hänge, Felsen, Gebüsch, aber immer die Gran als Richtungsweiser ging es bis Altsohl. Es wurde Nacht. Bei Dubrava mußten wir über die Gran. Aber die Brücke war gesprengt. Die eisernen Bogen ragten aus der tosenden Flut heraus. Auf diese Brückenbogen wurden Balken und Bretter gelegt, über die ein jeder unter größter Gefahr hinüber zu balancieren versuchte. Hunger, Durst waren plötzlich vergessen, die Freiheit leuchtete in dieser Nacht vom 25. zum 26. Oktober 1944. Weiter ging der Marsch durch leere Dörfer. Die Gärten wurden nach Gemüse abgesucht. Ein Kürbis wurde gefunden. Kaum hatte man einige Brocken heruntergeschluckt, übergab man sich und spie sie wieder heraus.

Endlich fanden wir die Eisenbahnlinie, die nach Kremnitz und Oberstuben führte. Nach Mitternacht stießen wir auf einen Spähtrupp deutscher Soldaten. Ein Feldwebel wollte die ersten sogleich umlegen, da er sie für Banditen hielt. Erst als immer mehr kamen und die Lage geklärt wurde, schickte er uns mit einer Bewachung in das nächste Dorf. Der dortige Offizier wußte bereits von den verschleppten Männern der Kremnitzer Sprachinsel. Bald war auch ein Lastauto voll Brot zur Stelle. Über dieses Kommißbrot und den heißen Kaffee stürzten wir uns wie Raubtiere. Auf Lastwagen brachte man uns — jetzt schon als freie Männer — nach Kremnitz. Von dort wurde Oberstuben telefonisch verständigt. Als wir uns unserem Heimatort näherten, kamen uns schon beim großen Bahnhof die ersten Mütter, Frauen und Kinder entgegen. Nach fast sechs Wochen sahen wir sie wieder und sie uns. Kaum wurden wir in unseren Lumpenkleidern, den Bärten und hohlen Wangen erkannt. Es gab viele Tränen der Freude und des Leids. Unser Heimatort hatte während der Kampfhandlungen Opfer an Menschenleben und großen Schaden an Gebäuden zu beklagen.

Nicht lange konnten wir uns der Heimat erfreuen. Im Zuge der Frontnähe mußten wir uns wieder von Heimat, von Frauen und Müttern trennen. Ein halbes Jahr später trafen sich viele der Männer, die schon einmal die Hölle der Partisanen erlebten, in russischen Lagern.

Eine wahre Begebenheit

Es war um das Jahr 1910, als sich diese tragische Geschichte zutrug.

An einem Sommertag machten sich einige Schulbuben aus dem Unterort auf, „Gaaßlsteckn“ Peitschenstöcke im Wald zu holen. Einen Fünfjährigen nahmen sie auch mit. Die Haselnußbüsche waren weit verstreut und jeder von ihnen wollte die schönsten und längsten „Steckn“ haben. So entfernten sich die Knaben ungewollt immer weiter voneinander, riefen sich aber von Zeit zu Zeit ihren Standort zu. Am späten Nachmittag hatten sich alle auf einer Waldlichtung eingefunden. Aber es waren doch nicht alle, der Kleinste fehlte. Sie riefen seinen Namen so laut sie konnten, jedoch er meldete sich nicht. Die Nacht brach herein, und die Kinder traten verstört und verängstigt den Heimweg ins Dorf an, wo die Eltern voll Sorge auf sie warteten. Die Mutter des Kleinsten hielt vergeblich nach ihm Ausschau. Statt des Kindes kamen die Eltern der anderen, um das Unglück zu vermelden. Noch in der gleichen Nacht, und in den nächsten Tagen, suchten Männer und Frauen des Dorfes das ganze Waldgebiet ab, aber das Kind blieb verschollen. Einige Jahre waren ins Land gegangen, die tragische Geschichte über das verschwundene Kind wurde an langen Winterabenden immer wieder erzählt. Eines Tages fing man an, ein großes Waldstück zu fällen. Das Holz wurde gesägt, und wie üblich, im Winter mit den Pferdeschlitten heimgefahren. Im darauffolgenden Frühjahr waren Männer und Frauen dabei, das liegengebliebene Reisig im Wald zu verbrennen „Zaarichprie“, damit der Kahlschlag mit jungen Schößlingen wieder bepflanzt werden konnte. Eine Frau nahm von einem Reisighaufen einen Arm voll weg und entdeckte auf dem Waldboden ein Paar verwitterte Kinderstiefelchen. Sie schrie die anderen herbei, und alle standen herum und starrten auf den Fund. In den hohen Lederstiefelchen steckte noch ein Skelett von Kinderbeinen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Dorf. Es waren nachweisbar die Schuhe des vermißten Kindes. Von nun an erzählte man die Geschichte so weiter:

Nachdem sich das Kind von den anderen Buben entfernt hatte, geriet es immer tiefer in den Wald. Das Rufen der Freunde hat es nicht mehr gehört, weil es vermutlich in die falsche Richtung gelaufen war. Entweder hielt es ein Jäger oder Wilderer in der Dunkelheit der Nacht für ein Wild, schoß, und stellte nachher entsetzt fest, daß er ein Kind tödlich getroffen hatte. Aus Angst vor den Folgen wurde der Kleine im Dickicht des Waldes unter viel Reisig versteckt.

Was damals tatsächlich geschah, konnte nur vermutet werden. Viele glaubten zu wissen, wer der Todesschütze gewesen sein soll.

Tiefes Leid herrschte nicht nur im Elternhaus, die gesamte Gemeinde trauerte noch lange um das junge Menschengeschöpf.

Hochzeit in Turz

Wetta Hansl: Lenkl, sag' mir nur, was für eine Unterhaltung hattest du denn gestern Abend mit unseres Nachbarn Plapper-Antscha? Ich habe beim Fenster zugehört, aber nichts verstanden.

Miml Lenka: Was, du hast das auch gehört? Wir haben gar nicht laut erzählt und haben auch nichts Schlechtes gesagt.

Hansl: Das ist mir ganz egal, ob ihr laut oder leise, Gutes oder Schlechtes erzählt, ich will wissen, was ihr erzählt habt.

Lenka: Wenn du zugehört hast, dann mußt du auch gemerkt haben, daß wir von Hoghns Paula erzählt haben.

Hansl: Da hab' ich gar nicht viel gemerkt, weil unseres Nachbarn Lopa-Antscha der Mund wie's Wetterleuchten geht. Die verschluckt alle Wörter.

Lenka: Die Antscha hat mir gesagt, daß es sich der Paula jetzt doch schickt, sich zu verheiraten.

Hansl: Lenkl, jetzt sag' mir wenigstens, um was für eine Paula es hier geht. In Neustuben haben wir viele Hoghn. Ich will wissen, ist sie vom Niederort, Oberort oder Mitteldorf? Wenn auch Neustuben groß ist, ich kenne jede Maid.

Huchzet am Tuaz

Lenkl, sóg ma na, an bitt'n Dischkurs hot's denn du gesta zomt met onses Laitn Plopa-Antscha? Ich ho pum Wensta zugaheat, oda nischt vustana.

Bós, du host dos ách gaheat? Bia hon ju goa net wresch darzählt, ond hon ách nischt Schlechts gasógt.

Dós ist ma oldes ás, uls ia wresch oda vustehling, Guts oda Schlechts darzählt hot, ich bill bessn, bos ia darzählt hot.

Ben du zugaheat host, offa muß ach gameakt hú, dos bia vu s' Hoghns Paula darzählt hon.

Dó ho ich goa nischt gameakt, beil a onses Laitn Lopa-Antscha die Gosch bie s Bétalaichtn gieht. Dieseba vuschleckt ol die Beata.

Die Antscha hot ma gasógt, doß sich a die Paula etza doch scheckt zum wrenden.

Lenkl, etza sóg ma benigstns, emara bitta Paula s' dó gieht. Am Nuastúm hon ba wiel Hoghn. Ich bill bessn, ist sa vum Niedaroat, Ebaroat, oda vum Mettldjaff?

Benn ach s Nuastúm grúß ist, ich kenn' ieda Maad.

Lenka: Du redest hier, wie ein junger Knecht. Wenn du jede Maid so gut kennst, mußt du auch s Hoghn Paula kennen, die im Mitteldorf wohnt.

Hansl: Im Mitteldorf gibt es mehr Hoghn, ich möchte gerne wissen, in welchem Haus sie wohnt. Ich kenne alle Häuser in Neustuben.

Lenka: Die wohnen unten neben dem Bach, ihr Großvater hat einen krummen Fuß.

Hansl: Na alsdann, jetzt weiß ich wer das ist. Das ist ja ein angebalgtes Trampelfaß, die ist ja sehr liederlich, dieser graut es ja zum Atmen. Kein Knecht in Neustuben will die heiraten.

Lenka: Hansl mein herziger, wie kannst du über diese Maid so reden? Du kennst sie ja gar nicht richtig.

Hansl: Lenkl meins, da irrst du dich sehr, die kenne ich besser als du denkst. Vor ein paar Jahren war sie bei uns Köchin in Otschat, aber bloß eine Woche. Dann haben wir sie davongejagt, weil sie ein Stück Schweinefleisch in der Saifl (eine Art Milchsuppe) gekocht hat.

Lenka: Von dem weiß ich nichts, davon habe ich nie etwas gehört. Es war auch keiner Leut' Gerede im Dorf.

Hansl: Ich weiß, daß du dich auf so etwas nicht erinnern kannst. Ihr Weiber haltet halt zusammen. Auf eines bin ich doch neugierig, welcher Knecht diese

Du redst dó, bie a jonga Knécht. Benn du ieda Maad asu gut kennst, offa mußt ach s Hoghn Paula kenna, bos am Mettldjaffl búht.

Am Mettldjaffl gait miara Hoghn, ich boll gean bessn, a béchm Haus sa búht. Ich kenn oll die Haisa am Nuastúm.

Diesem bonn danien, neba die Póch, ia Grúßwotta hot an kromma Wúß.

Na asú, etza bás ich, bea dós ist. Dós ist ju a úgapolgets Tromplwoß, dieseba ist ju sea liedalich, a dega grauts ju zum éden. Ká Knécht am Nuastúm bill sa zum Wrenden.

Hansl muana hjiaziga, bie kust du iba déga Maad asu rédn. Du kennst sa ju goa net richtig.

Lenkl muas, dó irrst du dich oda sea, dieseba kenn ich pessa bie du denkst. Vjie a poa Joa boa sa pu ons Kächen of Otschat, oda njia a Boch. Offa ho ba sa dawúgajógt, bail sa a Steck schbuanes Wlášch a die Saifl gakocht hot.

Vu jim bás ich nischt, dawu horich no nie bó gaheat. S boa ach ka Lait-Réd am Doaf.

Ich bás, doß du dich of settes bós net darinnen kust. Ia Baiba halt' holt zuháf. Of ás pie ich doch naigiarig, bécha Knécht dega Maad úfruama bill. Dós

Maid aufräumen will. Das ist ja eine Puchbrick (vergleichbar mit einem Baumstamm), wenn er die umdrehen will, braucht er ja einen Zapin (Werkzeug der Holzfäller).

Lenka: Soviel unseres Leuten (Nachbarn) Antscha sagen konnte, kriegt sie noch einen ordentlichen Knecht.

Hansl: Das muß ein dummer Teufel sein, wenn er diese Putjerassa (kein Kosenamen) heiraten will. Außerdem ist sie doch schon eine alte Maid, sie ist ja über 20 Jahre alt.

Lenka: Mir macht es nichts aus wie alt sie ist. Die Hauptsache, wir können auf die Hochzeit gehen.

Hansl: Aber ohne mich! Zuerst will ich wissen, wer diese grindige Maid heiraten geht. Alle Männer haben gesagt: die wird nicht vergehen, die bleibt auf Samen. Und jetzt soll sie sich auf einmal verheiraten.

Lenka: Siehst es, und alle habt ihr euch geirrt, sie kann sich doch verheiraten mit einem ordentlichen Knecht.

Hansl: Zum Donnerwetter, jetzt sag mir doch, wer diese Maid heiratet?

Lenka: Ich kenn ihn auch nicht, aber wie die Leute erzählen, soll es ein Turzer sein.

Hansl: Ach so ist das, dann will ich nichts sagen. Ins Turz darf sie sich schon

ist ju a Púchbrick, benn ma dieseba emdrie bill, praucht ma ju an Zapin.

Asuwiel onses Laitn Antscha hot sógn kinna, kriegt sa doch nóch an oahlichn Knécht.

Dós mu a tumma Taiwl sua, benn hea déga Pútjerassa wrenden bill. Ond offa is sa doch schu a alda Maad, sie ist ju schu iba zbanzig Joa alt.

Mia machts nischt aus bie alt sa ist. Die Hauptsach', bia kinna of die Huchzet gieh.

Oda onna mia! Vunea bill ich bessn, bea déga praschita Maad wrenden gieht. Oll die Monna hon gasógt: déga bit net vugieh, déga plait of Súma. Ond etza sell sa sich of ámol wrenden.

Sixtes, ond olla hot ia aich gairrt, sie kú sich doch wrenden, met arem oahlichn Knécht.

Zum Dúnabetta, etza sóg ma doch, bea gieht déga Maad wrenden?

Ich kenn na ách net, oda bie die Lait darzahl'n sell's a Tiaza sua.

Ach asú ist dós, offa bill ich nischt sógn. As Tuaz tea sa sich schu wrenden, dut

verheiraten, da paßt sie hin. Was ist das für ein Turzer-Knecht, kenn ich den auch?

Lenka: Ich habe gehört, sie schreiben sich Medwed. Mit dem anderen Namen soll er Jakl heißen.

Hansl: In Turz gibt es viele Medwed, dort heißt auch jeder zweite Mann Jakl. Die Turzer sagen meistens Jaka. Wie sieht er denn aus, ist er groß, oder ein kleiner Stumpf (Stutz)?

Lenka: Wie man erzählen hört, soll es ein ordentlicher Knecht sein, nur eine krumme Nase hat er.

Hansl: Meiner Treu Lenkl, den kenn ich. Mit dem hab' ich schon im Wald gearbeitet. Der konnte so gut schnateln, daß ich mit dem Putzen nicht nachgekommen bin. Und der kommt nach Neustuben, diese grindige Paula aufzuräumen?

Lenka: So geht es halt bei uns. Unsere Knechte gehen nach Turz, die bei uns keine Maid kriegen. Und die Turzerknechte kommen nach Neustuben die Maiden holen, die hier keinen Junker (Freund) finden.

Hansl: Wie kommt diese Paula dazu, uns auf ihre Hochzeit einzuladen? Ich kann mir nicht denken, daß wir mit denen verwandt (freund) sind.

Lenka: Mecker (koketz) doch nicht wieder so dumm daher. Weißt du nicht,

poßt sa doa. Bos ist jis fjira Tiaza-knecht, kenn iech jinn ách?

Ich ho gaheat, dos sa sich Medwed schreim. Mem anden Núma sell a Jakl háßn.

Am Tuaz gait's wiel Medwedn, dut haßt ach ieda zbaita Mú Jakl. Die Tiaza sógn meist'ns Jaká. Bie sieht hea denn aus, ist hea grúß oda is' a klána Stutz?

Bie ma darzähl'n heat, sell hea a oahli-cha Knécht sua, nja a kromma Nós hot hea.

Na mua uama Trai Lenkl, jinn kenn iech. Met jim ho iech schu am Bald gaobet. Jinna hot asu gut schnátln kinna, doß ich mem Putzn net pie anóchkomma. Ond dea kámmt as Nuastúm, dega praschita Paula zum úfruama?

Asu giehts holt pu ons. Onsa Knécht gieh as Tuaz, bos pu ons ka Maad kriegn. Ond die Tiaza komma as Nuastúm diesem Maan hóln, bos pu ons kann Jonka wenna.

Bie kámmt dega Paula dazu, ons of iara Huchzet zum ualón? Ich kú mias net denk'n, do bia met jinn wruad sua.

Koketz doch net bida asu tumm dohea, bast du net, doß bia zunarananda Tot-

daß wir zueinander Totfara (Patin) sagen?

Hansl: Ich habe zu dieser Mistkrext (keine Kosenamen) noch nie Totfara gesagt. Und jetzt muß ich wieder dumm fragen, wie kommt denn ihr dazu Totfara zu sagen?

Lenka: Hör her, jetzt werde ich es dir genau erklären. Der Paula ihre Grunta (Großmutter) war meiner Mieml (Tante) ihre Firmtotfara (Firmpatin).

Hansl: Da kenn ich mich immer noch nicht aus. Das ist für mich eine zu hohe Wissenschaft. Erkläre mir das noch einmal langsam.

Lenka: Der Paula ihre Grunta — von Vaters Seite — war der Schwester meiner gottseeligen Mutter Firmtotfara.

Hansl: Lenkl, jetzt bin ich im Kopf ganz verwirrt. Muß auch ich zur Paula Totfara sagen?

Lenka: Ja freilich, wir beide sind ja miteinander verheiratet.

Hansl: Wenn jetzt die Paula verheiratet sein wird, muß ich dann zu diesem Turzer auch Tota (Pate) sagen?

Lenka: So gebührt es sich dann!

Hansl: Hat dich die Paula nur deswegen als Kegelbraut (verheiratete Frauen in Festtracht) gerufen, weil ihr zueinander Totfara sagt?

fara sóg'n?

Ich ho zu déga Miestkrext no nie Totfara gasógt. Ond etza mu iech bidatumm wreg'n, bie kommt ia dazu Totfara zum sóg'n?

Etza hea na hea, iech be dias genau darklään. Die Paula ia Grunta, boa muas Miemln Firmtotfara.

Do kenn iech mich nóch inda net aus. Dós ist fjie mia a húcha Bessnschoft. Tu mes doch noch amol pumählich darklään.

Die Paula ia Grunta — vu s' Wóten Sait — boa a die Schbesta vu muana gottseeliga Mutta Firmtotfara.

Lenkl, etza pie iech a muam Háp ganz vubirgt. Mu ach iech zu die Paula Totfara sóg'n?

Na frailich, bia zba sua ju medananda gawrendet.

Benn etza die Paula bit sua gawrendet, mu iech offa ách zu diem Tiaza Tota sóg'n?

Asu gapiat sich's offa!

Hot dich die Paula nja wegn jiss ols Keglpraut gariff't, bail ia zunarananda Totfara sógt?

Lenka: Ja freilich, das ist ja eine Ehre, auch für dich!

Hansl: Auf diese Hochzeit als Kegelbraut mußt auch deine Brautstiefel anschauen (anziehen). Weißt du überhaupt wie die aussehen?

Lenka: Ich werde sie mir schön wixen.

Hansl: Voriges Jahr im Herbst habe ich deine Brautstiefel betrachtet, da waren die Spitzen so abgenutzt, als wenn du damit Fußball gespielt hättest. Damals habe ich sie zum Schuster getragen. Der hat dann zwei Koppala (Spitzen-Kappen) hingemacht. Gestern hatte ich sie wieder in der Hand und habe gesehen, daß beide Absätze zerlatscht sind. Mit diesen Brautstiefeln könntest in die größte Schande hineingeraten.

Lenka: So genau habe ich sie noch nicht betrachtet.

Hansl: Du hast mir noch nicht gesagt, wo die Hochzeit sein soll. Ist sie beim Knecht, oder bei der Maid?

Lenka: Wie du weißt, ist die Hochzeit meistens beim Knecht. Die Antscha hat gesagt, die Hochzeit soll in Turz sein.

Hansl: Wenn die Hochzeit in Turz sein soll, dann kannst du deine Brautstiefel so anschauen wie sie sind. Dort schaut niemand auf die Absätze.

Lenka: Freust du dich nicht, wenn wir dorthin auf die Hochzeit gehen?

Na frailich, jiss ist ju a Ea, ach fjie dia.

Of dieseba Huchzet ols Keglpraut mußt ach dua Prautstiebl úschuhn. Baßt du iebahaupt bie sa aussieh?

Ich be ma sa schie bexn.

Zu Joa am Heabest ho iech dua Prautstiebl putracht, dut bann die Spetzn asu óganetzt, bie benn du damet hättst Fodball gaspielt. Selt ho iech sa zum Schústa gatróg'n. Jinna hot offa zba Koppala doagamacht.

Gesta hot ich sa bieda a die Hand ga-hot ond ho gasieh, doß oll die zbie Obsätz zutschägt sua. Met jinn Prautstiebln kindest a die gräßta Schand nua-garótn.

Asu ganau ho iech sa noch net putracht.

Du host mia noch net gasógt, bu die Huchzet sell sua. Ist sa pum Knécht, oda pu die Maad?

Bie du baßt, ist die Huchzet pall inda pum Knécht. Die Antscha hot gasógt, doß die Huchzet am Tuaz sell sua.

Benn die Huchzet sell am Tuaz sua, offa kust du dua Prautstiebl asu úschuhn, bie sa sua. Dut sieht niemet of die Obsätz.

Wrást du dich net, ben bia dut doa of die Huchzet gieh?

Hansl: Na freilich freue ich mich. Wenn die Turzer sonst nichts können, aber guten Schnaps können sie abmachen (mischen). Da kannst dir die Lippen (Wlonsn) lecken.

Na fraulich wra iech mich. Benn die Tiaza siest nischt kinna, oda gutn Schnops kinna sa ómach'n. Do kust da die Wlonsn lecken.

Lenka: Und ich freue mich auf die Peltschn (Hefekuchen), die diese Turzer backen, die schmecken auch sehr gut.

Ond iech wrá mich of die Peltschn, bos diesem Tiaza pachn, sa schmeckn ách seagút.

Hansl: Und wenn man eine Weile mit ihnen sitzt, kann man sie auch verstehen.

Ond benn ma a Báila met en setzt, kú ma sa ach vustieh.

Lenka und Hansl legen sich gegenseitig die Arme auf die Schulter und rufen:

Wir gehen nach Turz auf die Hochzeit! Bia giehn as Tuaz of die Huchzet!

Erläuterung zum Mundart-Text:

In der Mundart werden die Vokale mancher Wörter sehr gedehnt gesprochen. Zum besseren Verständnis wurden diese Vokale mit einem Akzent-aigu versehen.



Darsteller des Kurzspiels

Der Postmeister und sein Pferd

Diese Geschichte erzählte der Lehrer Schicktanz an der Theke des Gasthauses zum Waldhüter „Baldhitta“ — bei einem Stamperl — im Jahr 1940, als er gerade von der Jagd kam. Die Begebenheit, so meinte er, hätte sich im Jahr 1923 oder 1924 zugetragen.

In der neuen Tschechoslowakischen Republik hatten sich einige Staatsbeamte, aus dem oberen Turztal ihre alten traditionellen Gewohnheiten, die sie bereits vor dem Ersten Weltkrieg pflegten, beibehalten. Dazu zählten vor allem gesellige Abende, zu denen sie sich alljährlich drei- bis viermal in Stubenbad, trafen. Sie richteten es stets so ein, daß diese Empfänge mit einem kirchlichen Fest zusammenfielen. Das hatte seinen triftigen Grund. An solchen Tagen war das „einfache Volk“ zu Hause. So konnte man unter sich sein, ohne daß jemand merkte, daß auch Staatsbeamte lustig und ausgelassen sein können.

Zu einem solchen Tag gehörte auch der Ostersonntag. Dazu waren viele Beamte in das exklusive Hotel Elisabeth nach Stubenbad eingeladen. Auch Postmeister Höhenrieder aus Oberstuben erhielt, wie immer, eine Einladung. Der Empfang war für 20 Uhr vorgesehen.

Nach altem Brauch fand in Oberstuben am Karfreitag um 18 Uhr eine feierliche Auferstehungsprozession statt. Dabei durften die Honoratioren des Dorfes nicht fehlen. So mußten die Lehrer, der Notar und der Postmeister auch dabei sein. Darüber wachte der Pfarrer mit Argusaugen. Die Jugend war festlich gekleidet. Die Mädchen in ihrer bunten Tracht, die Burschen in schmunken weißen Hosen trugen Kerzen und Fahnen. Ihnen folgten die Ministranten. Die Geschworenen trugen den „Himmel“, unter dem der Pfarrer einherschritt und die Monstranz mit dem „Allerheiligsten“ trug. Gleich nach den Geschworenen folgten der Prozession die Beamten, die Handwerker und erst danach das übrige Volk. Während der Gesänge hörte man immer wieder Böllerschüsse von der nahen Pfarrwiese. Nach Beendigung der Feierlichkeiten brach bereits die Dämmerung über das Dorf herein.

Die Straße war menschenleer, als der Postmeister sein Pferd sattelte und in das vier Kilometer entfernte Stubenbad ritt. Am Hotel Elisabeth angekommen, band er sein Roß an einen Ring im Mauersockel, legte ihm den Hafersack um und bedeckte seinen Rücken mit einer Decke. Vom ersten Stock her hörte er schon das Lachen der bereits eingetroffenen Gäste. Rasch schritt er die teppichbelegte Treppe empor und wurde von den Kollegen und ihren Damen herzlich begrüßt. Er war durch seine gesellige und humorvolle Art bei den Damen besonders beliebt. Obwohl er selbst auch verheiratet war, kam er zu diesen Empfängen meistens allein. Dieser Abend war besonders lustig. Es wurde viel gesungen und gelacht. Die Stimmung war ausgezeichnet, und der Wein tat ein übriges. Er löste die Zungen.

Gegen Mitternacht war der Postmeister in sehr guter Stimmung. Er lobte sein Pferd, und die Damen hörten ihm lachend zu. Sein Gaul wäre ein so treues Tier, sagte er, daß es für ihn durchs Feuer ginge. Daraufhin fragte ihn eine Dame, ob es wohl auch in den ersten Stock des Hotels herauf käme, worauf der Postmeister erwiderte, sein Pferd ginge mit ihm auch durch die Hölle. Da erfaßte die ganze Gesellschaft eine Neugier, ob der Postmeister wohl dieses Bravourstück fertigbringen würde. Dieser ließ sich nicht zweimal bitten. Er begab sich in den Hotelhof, band sein Pferd los und führte es in die Hotelhalle. Das Tier folgte treu und brav seinem Herrn die teppichbelegte Treppe in den ersten Stock. Oben angekommen, ertete der Postmeister einen riesigen Beifall. Die Damen und Herren tätschelten und streichelten das Pferd und fütterten es mit Zucker. Nachdem es allseits bewundert und gestreichelt war, wollte der Postmeister sein „Wunderpferd“ wieder auf den Hof hinunter führen. Dieses rührte sich jedoch nicht vom Fleck und weigerte sich die Treppe abwärts zu gehen. Das war eine Situation, in der keiner der Gäste einen Rat wußte. Die Herren waren auf den Gang herausgekommen und jeder wollte helfen. Je mehr Menschen um das Tier standen, desto nervöser wurde es. Es schlug mit den Hinterläufen gegen die Mauer, sodaß der Verputz wegspritzte. Die fröhliche Stimmung war verflogen, und Sorge stand in den Gesichtern. Es war längst Mitternacht vorbei, als einem Gast ein rettender Gedanke kam.

Es besteht die Möglichkeit, sagte dieser, aus Brettern eine Rutschbahn zu machen, an der man das Pferd gefesselt hinuntergleiten lassen könnte. Aber woher die Bretter nehmen zu dieser nachtschlafenden Zeit? Außerdem durfte die Bevölkerung ja nichts von diesem „Unternehmen“ erfahren.

Inzwischen hatten sich zwei Herren auf den Weg gemacht, einen Tischlermeister im Ort zu wecken und ihm ihr Anliegen vorzutragen. Nachdem sie ihm eine reichliche Belohnung zugesagt hatten, kam er mit einem Handwagen voll gehobelter Bodenbretter angefahren. Im Nu fertigte er eine Rutschbahn an, und das Pferd wurde auf Decken — an Vorder- und Hinterläufen gebunden — heruntergelassen.

Noch bevor der Morgen graute, waren alle Spuren des „Pferdespaziergangs“ beseitigt. Müde und abgekämpft trabte der Postmeister wieder heim nach Oberstuben.

Die Sage vom Langen Stein „Langa Staa“

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein schönes und großes Schloß mit herrlichen Gärten, Brunnen und Wasserspielen. Der Schloßherr aber war böse und grausam. Er lebte dort mit seinem Sohn und der Dienerschaft. Eines Tages

klopfte ein Bettler an das Tor und erbat Einlaß. Als der Herr hörte, daß der Alte um Almosen bat, wollte er ihn in den Kerker sperren lassen. Dieser aber erhob seine Stimme, sodaß die Erde zitterte und schrie: „Du, dein ganzes Schloß mit Mann und Maus soll zu Stein werden. Nur dein Sohn kann gerettet werden. Er soll von jetzt an die Gestalt einer Schlange annehmen bis zu dem Tag, an dem er von einer Jungfrau erlöst wird. Diese muß zwölf Nächte lang während der Mitternachtsstunde auf dem Plateau des verwunschenen Schlosses stehen und keine Furcht zeigen. Der verwunschene Jüngling, in Form einer Schlange, soll dem Mädchen bis zum Hals kriechen. Sie darf aber keinen Laut von sich geben. Nachdem sich dieses Tun zum zwölften Mal wiederholt hat, ist der Jüngling vom Fluch erlöst und nimmt wieder menschliche Gestalt an“.

Da sich aber nie eine Jungfrau fand, den verwunschenen Jüngling zu erlösen, wucherten bald um das Schloß Brennesseln, Dornenhecken und hohe Tannensäume. Die Sage aber wurde von Generation zu Generation weitererzählt.

Von der gleichen Sage stammt aber noch eine andere Version, die ebenfalls oft erzählt wurde und so lautete:

Der mächtige Felsen in den südlichen Wäldern von Oberstuben soll einstmals ein Schloß gewesen sein, in dem ein mächtiger Herrscher das Regiment führte.

Ein böses Weib, das dem Schloßherrn gerne Gemahlin geworden wäre, hätte das Schloß mit all' seinen Bewohnern verwünscht.

Dieses Schloß könnte nur von einem ledigen Burschen in der Christnacht erlöst werden, wenn er einer Natter, die am Heiligen Abend den Felsen bewachte, das goldene Krönlein, das sie auf dem Kopfe trug, hätte entwenden können.

Viele sollen es versucht haben, aber keinem sei es jemals gelungen, diese schwierige Aufgabe zu erfüllen. Die Natter soll das böse Weib gewesen sein, das die Krone des einstigen Herrn am „Langen Stein“ wohl behütet.

Die Sage von der Miesikfrau (Die Miesikfra)

Es war einmal . . .

Dort wo der Dorfbach entspringt, bei den „Quellen“, findet der Wanderer einen mit dichtem Moos bewachsenen hohen Felsen, der von den Oberstübnern die „Miesikfra“ genannt wurde. Über diesen Felsen rankte sich folgende Sage:

In alter Zeit stand dort ein großes Gut, das einem sehr geizigen Ehepaar gehörte. Auch das Gebiet um die Quellen gehörte dazu. Der Herr und seine Frau, die Miesikfrau, hatten viel Gesinde an Knechten, Mägden und Hirten, denn Arbeit gab es für alle genug. Der bösen Miesikfrau unterstanden alle Mägde. Eine von ihnen mußte täglich, neben ihrer Arbeit in Haus und Hof, auch noch das Essen

den Hirten auf die Weide tragen. Sie arbeitete fleißig jahraus jahrein und wurde dabei alt und krank. Die Beine wollten nicht mehr so recht. Sie entschloß sich daher den Dienst bei der Herrschaft zu Allerheiligen zu kündigen. Da aber die Herrin die Magd noch gerne behalten und ausnützen wollte, schenkte sie ihr schnell neue leinene Fußlappen. Als Allerheiligen kam, machte sich jedoch die



*Die Miesikfrau beim
Waschen der Fußlappen
(Skizze)*

Magd auf den Weg und wanderte den Bach abwärts dem Tale zu. Wütend vor Zorn stürzte ihr die Miesikfrau nach und riß ihr unbarmherzig die geschenkten Fußlappen von den Füßen. Sie schrie die Magd an und sagte: „Wärest du geblieben, so hättest du die Fußlappen behalten dürfen“.

Erschrocken und barfuß lief die Magd davon. Nachdem sie in einiger Entfernung war, drehte sie sich um und sah, wie die Miesikfrau am Bach die Fußlappen wusch. In ihrer Empörung über so viel Ungerechtigkeit rief die Magd ihrer einstigen Brotgeberin zu: „Bis in alle Ewigkeit sollst du für deine Undankbarkeit an die-

ser Stelle die Fußlappen waschen. Dein Gut und all' deine Habe soll sich in Stein verwandeln“.

Kaum hatte die Magd diese Worte gesprochen, so gingen sie auch schon in Erfüllung. Seit dieser Zeit steht am Ufer des Dorfbaches jener moosbewachsene Felsen, der „Miesikfra“ genannt wurde. Mancher Hirte, Kohlenbrenner oder Holzfäller fürchtete sich, wenn er nachts an diesem Felsen vorbeigehen mußte. Hin und wieder behauptete einer, die Miesikfrau beim Waschen der Fußlappen gesehen zu haben. Man mußte sich aber still verhalten, denn wer stehenblieb, sie störte oder gar ansprach, den soll sie mit Steinen beworfen haben, sodaß mancher blutüberströmt ins Dorf gekommen sei.

Diese und noch manch' andere Sage von Oberstuben und seiner Umgebung sind heute in Vergessenheit geraten. In den Herzen der alten Oberstübner aber leben sie noch weiter.

Der Alp „Da Olp“

Es war einmal ein Mann, den von Zeit zu Zeit der Alp drückte. Dann lag er im Bett, konnte die Gliedmaßen nicht mehr bewegen und stöhnte, als ob ihm jemand den Hals zudrückt.

Er beklagte sich bei seinem Weib und seinen Freunden und wollte ihren Rat hören. Aber hier war guter Rat teuer. Eines Tages kam eine fremde Frau ins Haus, die sich in derlei Dingen gut auskannte und gab der Frau des geplagten Mannes einen guten Rat.

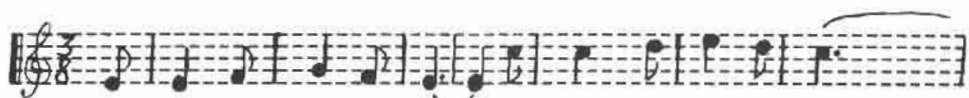
Wenn dein Mann abends in die Schlafkammer geht, sprach sie, lasse ihn nicht im Dunkeln tappen. Folge ihm mit der Petroleumlampe. Drehe den Docht so klein, daß man noch etwas sieht. Wenn dein Mann stöhnt, gehe an sein Bett und sieh zu, wie du ihm helfen kannst.

Die Frau befolgte alles, was ihr aufgetragen war. Eines Nachts, als ihr Mann wieder röchelte und stöhnte, sprang sie flink aus dem Bett, drehte den Docht der Lampe auf und sah, daß über der Brust des geplagten Mannes ein Strohhalme lag. Die Frau nahm den Halm und warf ihn aus dem Kammerfenster. Daraufhin hätte sie einen Aufschlag und ein Wimmern gehört, so, als ob es ein Mensch wäre.

So, sagte die Frau zu ihrem Mann, dies war bestimmt der Alp, der dich gedrückt hat. Ich glaube, daß er dich fortan in Ruhe läßt.

Solche und andere Geschichten erzählten die Großmütter während der langen Winterabende, und die Kinder hörten gespannt zu.

Mein Oberstuben



Dort un-ter'm Lan-gen Stein, da liegt ein Dör-fe-lein
Zieh in die Welt hi-naus, doch kehr ich bald nach Haus



und wenn das Früh-jahr kommt dann laß ich's sein,
und wenn ich wie-der - komm dann ruf ich aus:



Grüß Gott mein O.-ber-stub'n, das ich so lie-ben tue
Wo mei - ner Mut-ter-herz, mir schlug in Glück und Schmerz,



Wo ich zum er-sten Mal, er-blickt das schö-ne Tal
Grüß Gott mein O-ber-stub'n



das ich so lie-ben tue

Wo auf den Bergeshöh'n die dunklen Tannen stehn,
in treuer Wacht auf Dorf und Tal sie sehn.

Und muß ich dann hinaus, aus meinem Vaterhaus,
schau ich nochmal zurück und rufe aus:

Leb wohl mein Oberstub'n, das ich so lieben tue,
wo ich zum ersten Mal erblickt das schöne Tal.

Wo meiner Mutter Herz, mir schlug in Glück und Schmerz.
Leb wohl mein Oberstub'n, das ich so lieben tue.

Die Milchhexe

Es war einmal eine große Familie mit vielen Kindern. Sie waren sehr arm. Aber im Stall stand wenigstens eine Kuh, die ihnen die tägliche Milch gab. Die Not war besonders groß, wenn die Kuh trocken stand, d. h. wenn sie trächtig war. Dann hatten sie so lange keine Milch, bis ein Kälbchen kam. Die Hausfrau probierte dann jeden Tag aus, ob die Milch beim Kochen noch zusammenspringt (flockig wird). Erst beim normalen Aufkochen war sie genießbar.

Eines Tages war es wieder so weit. Die Frau kam mit Melkschmel und Eimer und wollte melken. Zu ihrem Entsetzen stellte sie fest, daß das Euter der Kuh schon ausgemolken war. In den folgenden Tagen war es immer dasselbe. Die Frau klagte den Kummer allen Nachbarn, die voll Mitleid waren.

An einem Abend kam sie in den Stall, um die Kuh zu füttern und sah, daß am Fußende der Kuh ein großer Frosch hockte und sie aus runden Augen anglotzte. Da nahm die Frau eine Mistgabel, spießte den Frosch auf und warf ihn aus dem Stall über den Zaun in Nachbars Garten. Daraufhin hätte sie ein menschliches Wimmern vernommen. Wegen der Dunkelheit konnte sie aber nichts sehen.

Als die Frau am nächsten Morgen wieder in den Stall kam, war das Euter der Kuh prall voller Milch und im Nu hatte sie einen ganzen Eimer gemolken.

Gleich wurde die frohe Kunde überall erzählt und vermutet, daß wohl eine Hexe die Kuh ein paar Tage lang ausgemolken hätte.

Zuhause in Oberstuben

Ich bin ein kleines Oberstübner Mädchen,
doch den Ort hab ich noch nie gesehn.
Ich möcht' so gern in dieses Städtchen,
wo heute Nacht die Burschen „baden“ gehn.
Die ganze Nacht hört man sie singen,
die Ziehharmonika spielt mit im Takt.
Bei den Mädchen tun sie tanzen und springen,
die liebe lange Nacht.

Am Montag springen alle Knäblein,
mit einem Fläschchen in der Hand.
Zu den lieben kleinen Mädlein,
ohne großen Sang und Klang.
Sie treten in die Mädchenstuben,
grüß Gott, ist es erlaubt zum „Baden“ heut'?

Ja freilich, ihr lieben Buben,
rufen ihnen zu die Leut.

So war es dort, vor vielen Jahren,
meine Oma hat es mir erzählt.
Wenn ich groß bin, werd' ich selbst hinfahren,
um zu sehen diese Welt.
Wo der Vater die Mutter begossen,
wie einst dort war der Osterbrauch.
Viel Liebe haben sie dabei genossen,
als sie noch waren dort zu Haus.

Anlässlich des Heimattreffens Ostern 1980

Josef Rismann

Sehnsucht nach Oberstuben

Ich möchte gerne einmal reisen,
in das schöne Stubnerland.
Wo man sang so viele Weisen
und gearbeitet mit starker Hand.
Zu den heißen Quellen möcht' ich gehen,
um dort zu nehmen ein frisches Bad
und die Mühle möcht' ich sehen,
mit dem großen Wasserrad.

Auf den Spitzberg möcht' ich steigen,
hoch hinauf über Feld und Wald.
Beim Hammerbrünnlein kurz verweilen,
weil sein Wasser ist so frisch und kalt.
Am Berg hoch droben möcht' ich schauen,
in die Ferne bis zum Nasenstein.
Über alle schöne Auen,
wo mein Opa war daheim.

An manchen schönen Tagen,
möcht' t ich gehn zum Peckelstein.
Meine Oma erzählte mir die Sagen,
von dem großen mos'gen Stein.
Die Miesikfrau möcht ich gern hören,

wenn sie ihre Wußtich wäscht.
Dabei möcht' ich sie nicht stören,
wenn ich dieses Glück nur hätt'.

Anläßlich des Heimattreffens Ostern 1980

Josef Rismann

Mundart-Reime

Schemml, Schemml djie,
s Bossa wlaißt pos zum Knie.
Moagn beba Hóba dreschn,
bit da Schemml bieda wressn.

Schimmel, Schimmel hü,
das Wasser fließt bis zum Knie.
Morgen werden wir Hafer dreschen,
wird der Schimmel wieder fressen.

Wenn die Knaben im Frühjahr ihre Pfeifen machten, sprachen sie beim Klopfen der Rinde:

Die Glock'n tun laitm
da Wóta macht Pfaiñ
die Mutta pächt Krop'n
stellt sa hinden Kost'n
rift offa dreimol huhú
komma oll' die Wégl dazú.

Die Glocken tun läuten
der Vater macht Pfeifen
die Mutter backt Krapfen
stellt sie hinter den Kasten
ruft dann dreimal huhu
kommen all' die Vögel dazu.

Klage einer jungen Frau nach der Hochzeit:

Pu muana Mutta vjie die Tia
stieht a Strauch met Rúsn dawia.
Pu muana Schbiega vjie die Tia
stieht a Strauch met Diana dawia.

Pu muana Mutta s Prút om Teschl
pu muana Schbiega ondem Schlessl.

Bei meiner Mutter vor der Türe
steht ein Strauch mit Rosen davor.
Bei meiner Schwieger(mutter) vor der Türe
steht ein Strauch mit Dornen davor.
Bei meiner Mutter das Brot auf dem Tisch'l
bei meiner Schwieger(mutter) unter dem Schlüssel.

Klage eines Burschen vor der Hochzeit seiner Liebsten:

Huat a Madl nimamea, nimamea,
moagn a Praitl, komm na hea, komm na hea,
s hot gaschnuat ond nie gawroan, nie gawroan,
ich ho muan Tausndschotz vuloan, Schotz vuloan.
Heut' ein Mädal nimmermehr, nimmermehr,
morgen ein Bräutl, komm nur her, komm nur her,
es hat geschneit und nie gefror'n, nie gefror'n,
ich hab' mein' Tausendschatz verlör'n, Schatz verlör'n.

Schlaflied

Schlóf Kendala schlóf
am Goatn bán die Schóf
die schbazn ond die beißn
bell'n s Kendala komma peißn,
schlóf Kendala schlóf.

Schlóf Kendala schlóf
da Wóta hit' die Schóf
die Mutta schittl' s Pámala
ond s wällt da ro a Trámala,
schlóf Kendala schlóf.

Schlaf Kindlein schlaf
im Garten weiden die Schaf'
die schwarzen und die weißen
wollen s' Kindlein kommen beißen,
schlaf Kindlein schlaf.

Schlaf Kindlein schlaf
der Vater hüt' die Schaf
die Mutter schüttelt s' Bäumelein
und s' fällt dir herab ein Träumelein,
schlaf Kindlein schlaf.

Reime auf Hausnamen

Ich gieh' zum Wrend
zudrapn'n sa ma s Hemb.
Offa gieh' ich zum Gretz
dut sogt da Wetta: na maletz!
Vu dut gieh' ich gleich zum Háma
sa selln meş zúsáma.

Ich gehe zum Wrend
zerreißen sie mir das Hemd.
Dann gehe ich zum Gretz
dort sagt der Vetter (Onkel) das ist egal.
Von dort gehe ich gleich zum Hama
sie sollen mir's zusäumen.

Ich gieh' zum Meatl
schmaißt mich da Wetta as Geatl,
ráf ich ma a Meaga raus,
schmaißt a mich au'm Geatl naus.

Ich gehe zum Meatl
schmeißt mich der Vetter ins Gärtchen (Gemüsegarten),
reiß (rauf) ich mir eine Möhre heraus,
schmeißt er mich aus dem Gärtchen hinaus.

Schibal-Lenka Kolichkonn'
s Nuabiatn Zbianswonn,
s Alnhiatn Melkgeltl,
s Tomalichtnes Stutz.

Schibal-Lenka Kalkkanne,
s Neuwirts Zwirnsfaden,
s Althirten Melkeimer,
s Tomalichtnes Stutz (kleiner Stumpf, klein gewachsener Mann).

Benn ich amol be reich sua, reich sua
káf ich ma a Henn.
Mua Henn Diedldenn, háßn oll' die Henn.

Benn ich amol be reich sua, reich sua
káf ich ma a Katsch.
Mua Katsch Babaratsch, mua Henn Diedldenn,
háßn oll' die Henn.

Benn ich amol be reich sua, reich sua
káf ich ma a Gons.
Mua Gons Páglfra, mua Katsch Babaratsch,
mua Henn Diedldenn, háßn oll' die Henn.

Benn ich amol be reich sua, reich sua
káf ich ma a Schbua.
Mua Schbua Buazlgräba, mua Gons Páglfra,
mua Katsch Babaratsch, mua Henn Diedldenn,
háßn oll' die Henn.

Wenn ich einmal werd' reich sein, reich sein
kauf ich mir eine Henne.
Meine Henn' Diedldenn, heißen all' die Hennen.

Wenn ich einmal werd' reich sein, reich sein
kauf ich mir eine Ente.
Meine Ente Babaratsch, meine Henn' Diedldenn,
heißen all' die Hennen.

Wenn ich einmal werd' reich sein, reich sein
kauf ich mir eine Gans.
Meine Gans Paaglfrau, meine Ente Babaratsch,
meine Henn' Diedldenn, heißen all' die Hennen.

Wenn ich einmal werd' reich sein, reich sein
kauf ich mir ein Schwein.
Mein Schwein Wurzelgräber, meine Gans Paaglfrau,
meine Ente Babaratsch, meine Henn' Diedldenn,
heißen all' die Hennen.

Volksschule Oberstuben

Verzeichnis mit den Namen der Lehrer, die in der Zeit von 1919 bis 1945 in der Volksschule Oberstuben unterrichtet haben.

Während der Zeit der Donaumonarchie von 1907 bis 1918 wurde in ungarischer Sprache unterrichtet. Von Januar bis August 1919 entfiel der Unterricht und wurde erst ab September 1919, diesmal in deutscher Sprache, aufgenommen.

Im Schuljahr 1919/20 war Milena Grössl Schulleiterin, bis 1922/23 Lehrer:

Dagobert Berg	Julius Karschay
Milena Grössl	Gisela Kubisch

Eine Klasseneinteilung konnte nicht vorgenommen werden, da zu wenig Lehrer vorhanden waren. Es fand daher nur ein Notunterricht statt.

Kurze Zeit soll auch Lehrer Hrdina unterrichtet haben.

Schuljahr 1920/21

Klasse 1.	Ružena Foder	Klasse 4.	Gisela Kubisch
2.	Milena Grössl	5.	Julius Karschay
3.	Margit Prostređni	6.	Dagobert Berg

Vom 1. bis 4. September Schuleinschreibung 491 Schüler.

Schuljahr 1921/22

Klasse 1a	Milena Grössl	Klasse 3b	Julius Karschay
1b	Aranka Wagner	4.	Gisela Kubisch
2.	Ružena Foder	5.	Laurenz Jakubetz
3a	Margit Prostređni		

Schuleinschreibung 563 Schüler, davon 100 Wiederholer. Am 1. 11. 21 wurde Aranka Wagner nach Münchenwies versetzt. An ihre Stelle kam Maria Seidl. Am 10. 6. 22 fand in aller Stille die Hochzeit von Lehrer Karschay und Maria Seidl statt.

Schuljahr 1922/23

Klasse 1.	Milena Grössl	Klasse 3b	Anna Schicktranz
2a	Gisela Kubisch	4.	Margit Prostređni
2b	Julius Karschay	5.	Laurenz Jakubetz
3a	Maria Karschay		

Schuljahr 1923/24, Schulleiterin bis Schuljahr 1929/30 wurde Gisela Kubisch

Klasse 1.	Julius Karschay
2.	Margit Jakubetz, geb. Prostredni
3a	Gisela Kubisch
3b	Elfriede Wanschada
4a	Maria Karschay
4b	Anna Pratschko, geb. Schicktanz
5 + 6.	Laurenz Jakubetz

Schuleinschreibung 540 Schüler, davon 148 Wiederholer. Die Klasse 7 + 8 war die Wiederholungsschule. Diese Schüler gingen nur zweimal in der Woche, Mittwoch und Samstag, im Winterhalbjahr zur Schule. Milena Grössl wurde nach Dewin versetzt.

Schuljahr 1924/25

Klasse 1.	Anna Pratschko	Klasse 4b	Elfriede Wanschada
2.	Julius Karschay	5.	Maria Karschay
3.	Margit Jakubetz	6.	Laurenz Jakubetz
4a	Gisela Kubisch		

Schuleinschreibung 534 Schüler, davon 165 Wiederholer.

Schuljahr 1925/26

Klasse 1a	Gisela Kubisch	Klasse 4.	Margit Jakubetz
1b	Adalbert Sillay	5a	Elfriede Wanschada
2.	Anna Pratschko	5b	Ladislav Povazay
3.	Margit Sikora	6. + 7.	Laurenz Jakubetz

Schuleinschreibung 506 Schüler, davon 87 Wiederholer. Am 24. 8. 1925 wurden Julius und Maria Karschay nach Fundstollen versetzt.

Schuljahr 1926/27

Klasse 1a	Elfriede Wanschada	Klasse 3.	Anna Pratschko
1b	Margit Jakubetz	4.	Margit Sikora
2a	Gisela Kubisch	5.	Laurenz Jakubetz
2b	Adalbert Sillay	6.	Emil Jurgowski

Schuleinschreibung 525 Schüler, davon 181 Wiederholer.

Schuljahr 1927/28

Klasse 1a	Gisela Kubisch	Klasse 3a	Margit Sikora
1b	Laurenz Jakubetz	3b	Adalbert Sillay
2b	Elfriede Wanschada	4.	Anna Pratschko
2b	Margit Jakubetz	5. + 6.	Emil Jurgowski



Klasse 2a und 2b, Geburtsjahrgang 1923 mit Lehrer Fröblich

Schuljahr 1928/29

Klasse 1a	Gisela Kubisch	Schüler 57
1b	Anna Pratschko	58
2a	Margit Sikora	52
2b	Laurenz Jakubetz	53
3a	Elfriede Wanschada	43
3b	Margit Jakubetz	44
4.	Adalbert Sillay	75
5. 6. + 7.	Gustav Fröhlich	76

Eingeschriebene Schüler 558, davon 100 Wiederholer. Mit diesem Schuljahr wurde die achtjährige Schulpflicht eingeführt.

Schuljahr 1929/30

Klasse 1a	Gisela Kubisch	Schüler 66
1b	Gustav Fröhlich	68
2a	Helene Heitsch	55
2b	Anna Pratschko	52
3a	Margit Sillay geb. Sikora	49
3b	Laurenz Jakubetz	52
4a	Elfriede Wanschada	45
4b	Margit Jakubetz	44
5.	Adalbert Sillay	65
6. 7. + 8.	Josef Steiner	70

Eingeschriebene Schüler 591, davon 25 Wiederholer. Ende April erkrankte Laurenz Jakubetz. Nach dreiwöchiger Krankheit verstarb er am 22. Mai 1930.

Schuljahr 1930/31, Schulleiter bis zum Schuljahr 1932/33 wurde Adalbert Sillay.

Klasse 1a	Elisabeth Gersch	Schüler 66
1b	Margit Jakubetz	66
2a	Gisela Kubisch	62
2b	Gustav Fröhlich	63
3a	Helene Heitsch	47
3b	Anna Pratschko	49
4a	Margit Sillay	42
4b	Josef Steiner	47
5a	Elfriede Wanschada	42
5b	Josef Haschka	42
6.	Adalbert Sillay	55
7. + 8.	Josef Burdak	44

Eingeschriebene Schüler 625. Für 17 slowakische Kinder wurde am 18. 7. 1930



Volksschulklasse 3a, Geburtsjahrgang 1931, Klassenlehrerin Schwarz, Dr. Bitterer, Schichtanz, Fr. Karschay, Rektor Karschay

im Haus des Josef Weiß, Haus-Nr. 241 eine slowakische Schule eingerichtet. Am 1. 9. meldeten sich noch 23 Schüler an. Der erste slowakische Lehrer war Jaromir Stipek.

Schuljahr 1931/32

Klasse	1a	Elfriede Wanschada	Schüler	55
	1b	Anna Pratschko		51
	2a	Adalbert Sillay		63
	2b	Margit Jakubetz		61
	3a	Gisela Kubisch		60
	3b	Gustav Fröhlich		59
	4a	Julius Schicktanz		42
	4b	Elisabeth Gersch		42
	5a	Margit Sillay		40
	5b	Josef Steiner		44
	6a	Jan Kaderka		38
	6b	Rudolf Kowalik		33
	7.+8.	Josef Burdak		64
Slow. Schule		Viktor Cerjan		43

Schuljahr 1932/33

Klasse	1a	Adalbert Sillay	Schüler	58
	1b	Elisabeth Hirt		59
	2a	Elfriede Wanschada		45
	2b	Anna Pratschko		47
	3a	Margit Sillay		63
	3b	Margit Jakubetz		64
	4a	Gisela Kubisch		55
	4b	Gustav Fröhlich		54
	5a	Julius Schicktanz		41
	5b	E. Steiner, geb. Gersch		39
	6a	Viktor Horak		42
	6b	Josef Steiner		44
	7.	Alfred Zöllner		58
	8.	Hugo Hlatky		31
Slow. Schule		Viktor Cerjan		33

Viktor Cerjan war viele Jahre lang Mannschaftskapitän der Oberstübner Fußballmannschaft „SK Gaudeamus“.

Schuljahr 1933/34, Schulleiter bis Kriegsende 1945 wurde Julius Karschay.



Mädchenklasse 8b, Geburtsjahrgang 1918 mit den Lehrern Burdak und Haschka

Klasse	1a	Maria Karschay	Schüler	51
	1b	Elfriede Wanschada		63
	2a	Julius Karschay		49
	2b	Margit Sillay		61
	3a	Adalbert Sillay		57
	3b	Anna Pratschko		35
	4a	Alfred Zöllner		59
	4b	Margit Jakubetz		63
	5a	Gustav Fröhlich		48
	5b	Gisela Kubisch		45
	6a	Karl Zach		38
	6b	Julius Schicktanz		37
	7a	Karl Dattelzweig		35
	7b	Hugo Hlatky		35
	8.	Jan Kaderka		35
Slow. Schule		Viktor Cerjan		38

Wegen einer unheilbaren Krankheit erschoss sich Lehrer Zöllner am 7. 1. 1934 in seiner Zipser Heimat.

Schuljahr 1934/35

Klasse	1a	Julius Karschay	Schüler	60
	1b	Gisela Kubisch		51
	2a	Maria Karschay		49
	2b	Elfriede Wanschada		59
	3a	Gustav Fröhlich		44
	3b	Margit Sillay		49
	4a	Adalbert Sillay		58
	4b	Anna Pratschko		42
	5a	Jan Kaderka		54
	5b	Margit Jakubetz		59
	6a	Karl Zach		45
	6b	Hugo Hlatky		41
	7.	Julius Schicktanz		47
	8.	Karl Dattelzweig		47
Slow. Schule		Viktor Cerjan		51

Schuljahr 1935/36

Klasse	1a	Valentin Paulowitsch	Schüler	55
	1b	Margit Jakubetz		56
	2a	Julius Karschay		52



Schulsausflug auf die Križna (1574 m), Große Fatra, Kl. 6 und 7, Geburtsjahrgang 1922 und 1923

Klasse 2b	Gisela Kubisch	Schüler 60
3a	Maria Karschay	49
3b	Elfriede Wanschada	56
4a	Gustav Fröhlich	43
4b	Margit Sillay	47
5a	Adalbert Sillay	41
5b	Anna Pratschko	42
6a	Jan Kaderka	47
6b	Johann Alexy	42
7.	Hugo Hlatky	66
8.	Julius Schicktanz	42
Slow. Schule	Viktor Cerjan	41

Schuljahr 1936/37

Klasse 1a	Mathilde Stingl	Schüler 59
1b	Anna Pratschko	56
2a	Julia Draganin	54
2b	Margit Jakubetz	60
3a	Julius Karschay	48
3b	Gisela Kubisch	61
4a	Maria Karschay	45
4b	Elfriede Wanschada	49
5a	Gustav Fröhlich	43
5b	Margit Sillay	44
6a	Michael Luptowitsch	41
6b	Adalbert Sillay	38
7a	Rudolf Sergowitsch	41
7b	Jan Kaderka	40
8.	Julius Schicktanz	42
Slow. Schule	Viktor Cerjan	34

Schuljahr 1937/38

Klasse 1a	Julius Karschay	Schüler 52
1b	Elfriede Wanschada	67
2a	Margit Sillay	58
2b	Anna Pratschko	50
3a	Mathilde Stingl	44
3b	Margit Jakubetz	63
4a	Rudolf Sergowitsch	46
4b	Gisela Kubisch	51

Klasse	5a	Maria Karschay	Schüler	42
	5b	Julia Draganin		48
	6a	Gustav Fröhlich		40
	6b	Adalbert Sillay		41
	7a	Hugo Hlatky		37
	7b	Julius Schicktanz		32
	8.	Jan Kaderka		44
Slow. Schule		Viktor Cerjan		47

Schuljahr 1938/39

Klasse	1a	Gustav Fröhlich	Schüler	58
	1b	Julia Draganin		58
	2a	Julius Karschay		55
	2b	Elfriede Wanschada		52
	3a	Adalbert Sillay		51
	3b	Anna Pratschko		56
	4a	Theodora Jakowitz		45
	4b	Margit Jakubetz		57
	5a	Rudolf Sergowitsch		41
	5b	Gisela Kubisch		51
	6a	Maria Karschay		41
	6b	Jan Kaderka		41
	7a	Hugo Hlatky		34
	7b	Paul Achberger		37
	8.	Julius Schicktanz		35
Slow. Schule		Viktor Cerjan		25
		Elena Jesenska		25

Schuljahr 1939/40

Klasse	1a	Julius Karschay	Schüler	45
	1b	Elfriede Wanschada		58
	2a	Gustav Fröhlich		50
	2b	Gisela Kubisch		50
	3a	Anna Schwarz		55
	3b	Mathilde Paulowitsch		55
	4a	ohne Lehrer		47
	4b	Anna Pratschko		51
	5a	Eduard Schwarz		43
	5b	Margit Jakubetz		51
	6a	Paul Achberger		39

Klasse 6b	ohne Lehrer	Schüler 47
7a	Maria Karschay	39
7b	ohne Lehrer	39
8.	Julius Schicktanz	47

Am 8. Oktober 1939 wurde die Bürgerschule in Oberstuben eröffnet. Die Klassen 6 bis 8 wurden zu Klassen 1 bis 3. Die Klasse 4 der Bürgerschule war der „Einjährige Lehrkurs“.

Schuljahr 1940/41

Klasse 1a	Julius Schicktanz	Schüler 46
1b	Margit Jakubetz	44
2a	Julius Karschay	43
2b	Anna Pratschko	45
3a	Erhard Hirschberger	50
3b	Gisela Kubisch	58
4a	ohne Lehrer	49
4b	Anna Schwarz	51
5a	Paul Achberger	44
5b	Elisabeth Schwarz	52

Die vierklassige Bürgerschule der Klassen 6 bis 9 hatte ihre eigenen Fachlehrer.

Schuljahr 1941/42

Klasse 1a	Julius Karschay	Schüler 53
1b	Anna Schwarz	39
2a	Julius Schicktanz	50
2b	Margit Jakubetz	52
3a	ohne Lehrer	42
3b	Anna Pratschko	41
4a	Maria Hirschberger	49
4b	Gisela Kubisch	49
5a	Erhard Hirschberger	53
5b	Elisabeth Menhardt	49

Schuljahr 1942/43

Klasse 1a	Maria Hirschberger	Schüler 48
1b	Julius Karschay	32
2a	ohne Lehrer	45
2b	Anna Schwarz	38
3a	Julius Schicktanz	40
3b	Margit Jakubetz	48



Klasse 1b Bürgerschule, Geburtsjahrgang 1928. Vord. Reihe v.l.n.r.: Pfarrer Dr. Bitterer, Rektorin Karschay, Fachlehrer Schickelanz. Hint. Reihe v.l.n.r.: Fachlehrer Fröhlich, Hirschberger, Schwarz

Klasse 4a	Elisabeth Schertl	Schüler 40
4b	Anna Pratschko	48
5a	Erhard Hirschberger	49
5b	Gisela Kubisch	46

Schuljahr 1943/44

Klasse 1a	Martha Weiterschütz	Schüler 56
1b	Anna Pranke (Pratschko)	44
2a	Gisela Kubisch	33
2b	Julius Karschay	32
3a	Helene Losschmidt	44
3b	Anna Schwarz	37
4a	Julius Schicktanz	43
4b	Margit Jakubetz	42
5a	Elsa Schertl	46
5b	Elsa Altmann	50

Im August 1944 brach der Partisanenaufstand in Neusohl aus. Das Schuljahr 1944/45 begann nicht mehr.

Fachlehrer der Staatlichen Deutschen Bürgerschule in Oberstuben während der Jahre 1939 bis 1945.

Achberger	Majercak
Fröhlich	Reichl
Hirschberger	Schicktanz
Hönel	Schwarz
Karschay	Steinhübl
Lauterbach	Zeisel

Mager

Religionslehrer waren Dr. Bitterer und Pfarrer Josef Pöss.

Nach der Versetzung der Schulleiterin Maria Karschay nach Krickelhau wurde zunächst Viktor Majercak und dann bis 1944 Paul Achberger Direktor der Bürgerschule.

Auszug einer landwirtschaftlichen „Besitzstandsliste“ im Jahr 1935

Obwohl sämtlicher Text in slowakischer Sprache amtlich abgefaßt ist, wurden die deutschen Flurnamen bis 1945 nicht „entgermanisiert“.

Lislo Roky; 117

Florna Hubina

A) Majethová poastata

Kaa is.	Parcelle nro			Flächena Kaa a m ²		
				Kaa	a	m ²
1	830	Luka	„Intravikane	—	1	22
2	831	Pola	—	—	3	38
3	962/1	Zahraaa	—	—	4	91
4	2055	Luka	Flirtengarten	—	4	35
5	2056	Pasienok	—	—	27	73
6	2057	Luka	—	—	9	68
7	2100/1	Luka	—	—	14	10
8	3820	Pola	grub	—	2	44
9	7615	Luka	Ebeneer Thala	—	12	51
10	7617	Luka	—	—	5	90

B) Thastmictro

Erläuterung zur Enteignungsliste

Das Bezirksgericht in St. Martin bestätigte am 11. März 1931 die Enteignung der Grundstücke, die beim Bau der staatlichen Eisenbahn von Krickerhau nach Oberstuben (1929—1931) benötigt wurden. Insgesamt 171 Anlieger der Gemarkung Oberstuben waren von dieser Maßnahme betroffen.

Wenn auch mancher Landwirt über die entstandene Teilung seiner Äcker und Wiesen nicht glücklich war, brachte diese Eisenbahnverbindung von Osten nach Westen eine weitere Belebung der Wirtschaft.

Das Original der Liste beinhaltet acht Seiten, mit Angaben der Grundstücke, deren Größe, sowie Namen und Hausnamen der Betroffenen.

Die Namen sind vielfach unrichtig, vor allem die Hausnamen, was eventuell an der Druckerei gelegen haben mag.

U S N E S E N I E.

Okresný súd v Turč. Sv. Martine podľa vyvlastňovacieho rozhodnutia ministerstva vnútra č. 68738 1925—12, zo dňa 17-ho okt-bra 1925, taktiež podľa vyvlastňovacieho súpisu obce Horná Štubňa a podľa vyvlastňovacieho plánu obce Horná Štubňa nariaďuje:

poznačiť vyvlastňovacie právo pre Čsl. štát (železničnej správy) podľa §-u 42. zák. č. XL. z r. 188) na tieto pozemky, ktoré sú potrebné na stavbu železničnej dráhy Handlová—Horná Štubňa a na stavbu jej vedľajších zariadení; všetky tieto nepohytnosti ležia v katastrálnej obci Horná Štubňa:

1. na 3 are 05 m² z nepohytnosti lok. č. 7272, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 9. na Annu Schwarz r. Weisz, Jána Schwarz a na Jána Rusnák a Šibalu vlastníckym právom zapísaná,
2. na 3 are 54 m² z nepohytnosti lok. č. 4548—4589, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 10. na mená Ignáca Krupa, maloletého Jozefa Antona, Júla, Annu a Alžbetu Krupa zapísané,
3. na 3 are 54 m² z nepohytnosti lok. č. 4548—4589, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 11. na mená Annu Struh r. Turzer, Jána Struch, Ignáca Struch, Jozefa Struch zapísané,
4. na 9 ar. 35 m² z nepohytnosti lok. č. 4571, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 12. na meno Jána Nemec zapísaná,
5. na 10 m² z nepohytnosti lok. č. 4652, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 12. na Jána Nemec zapísaná,
6. na 9 ar. 35 m² z nepohytnosti lok. č. 4571, taktiež na 10 m² z nepohytnosti lok. č. 4652, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 13. na meno Antona Klein, Pavla Klein a maloletú Máriu Magdalénu Klein zapísané,
7. na 3 are 89 m² z nepohytnosti lok. č. 4658, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 14. na meno Antona Weisz, Fraňa Weisz, Ignáca Weisz Kuka, Jozefa Weisz Kuka a Alojza Weisz Kuka zapísaná,
8. na 29 ar. 99 m² z nepohytnosti lok. č. 4688, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 23. na Antona Lacku a Jána Hogh zapísaná,
9. na 1 ar 81 m² z nepohytnosti lok. č. 4665, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 25. na Juraja Daubner, Jána Poldauf zapísaná,
10. na 4 are 10 m² z nepohytnosti lok. č. 4833, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 26. na Bývalých urbarialistov obce Horná Štubňa zapísaná,
11. na 1 ar 98 m² z nepohytnosti lok. č. 4673/b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 28. na Juraja, Magdalénu, Alžbetu Čulík, taktiež na Máriu Čulík r. Predáč zapísaná,
12. na 1 ar 99 m² z nepohytnosti lok. č. 4673 b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 29. na Máriu Husár r. Stric, Jána Predáč a na Jozefa Predáč a na Štefana Reichla Šustra zapísaná,
13. na 3 are 60 m² z nepohytnosti lok. č. 4880/b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 30. na Jána Reichla Bluasa, na Ignáca Reichla Bluasa, na Pavla Reichla Bluasa a na malolet. Adolfa Reichla Bluasa, taktiež na Máriu Reichl Bláz, na Pavla Reichl Bláz, na malolet. Jozefa Reichl Bláz, na malolet. Fraňa Reichl Bláz a na malolet. Viliama Reichl Bláz zapísaná,
14. na 3 are 60 m² z nepohytnosti lok. č. 4880/b, ktorá je v poz. kn. prot. č. 31. na Juliannu Annu Turzer, na Alojza Stric zapísaná,
15. na 2 are 25 m² z nepohytnosti lok. č. 4881/b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 32. na Antona Tines a na Jána Hammer Pričku zapísaná,
16. na 4 are 50 m² z nepohytnosti lok. č. 4881/b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 33. na Pavla Hogh, Fraňa Nemec, na Jozefa Nemec, na maloletého Jána a Antona Nemec, na maloletú Máriu, Margitu a Alžbetu Tomahogh zapísaná,
17. na 23 are 83 m² z nepohytnosti lok. č. 4882—4883/b, taktiež na 38 m² z nepohytnosti lok. č. 7368, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 34. na Antona Pračku, Alojza Pračku, Jozefa Pračku, maloletú Juhannu a Máriu Prečko zapísané,
18. na 23 are 48 m² z nepohytnosti lok. č. 4882—4883 b, taktiež na 39 m² z nepohytnosti lok. č. 7271, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 35. na Fraňa Čulík, Júliu Tomahogh r. Čulík zapísané,

19. na 6 arov 60 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4674/b, taktiež na 59 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7367, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 36. na Jána Daubner, Ignáca Daubner Zafko, Antona Daubner, Annu Daubnera na Fraňa Krupa zapísané,
20. na 6 arov 60 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4674/b, ako aj na 60 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7367, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 37. na Jozefa Hogh, Michala Hammer, Jána Schmidt Rusnák, Jozefa Hogh a na Zuzannu Bludovskú zapísané,
21. na 1 ar 36 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7366, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 42. na Jána Hogh a Fraňa Hogh zapísaná,
22. na 1 ar 13 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7364, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 58. na Magdalénu Déder r. Weisz Moc zapísaná,
23. na 1 ar 13 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7364, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 59. na Jána a Antona Rusnák Moc zapísaná,
24. na 5 arov 72 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7362, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 60. na Jána, Alojza Hogh Moc, ako aj na Pavla Rurik-a, konečne na Máriu, Elenu Hogh Moc a na maloletú Annu a Františku Hogh Moc zapísaná,
25. na 1 ar 63 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7359, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 69. na Jána Steinhibel zapísaná,
26. na 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4869—4870/b, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 76. na Alojza Hammer zapísaná,
27. na 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4869—4870/b, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 77. na Juraja Ertl zapísaná,
28. na 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4869—4870/b, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 78. na Jána Hammera zapísaná,
29. na 52 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4489—4490, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 80. na Fraňa Hogh Janovský, Magdalénu, Johannu, Zuzannu Hogh Janovský a na Jozefa Hogh Janovský a na malolet. Alojza Hogh Janovský zapísaná,
30. na 2 are 28 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7358, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 82. na Ignáca Straku zapísaná,
31. na 1 ar 92 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7357, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 83. na Annu Weisz Fudiš, Alžbetu Weisz Fudiš, malolet. Paulínu a Jána Weisz Fudiš, na Eliáša Weisz Fudiš zapísaná,
32. na 4 are 55 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7356, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 86. na Annu, Alžbetu Weisz Fudiš, na malolet. Paulínu a Jána Weisz Fudiš, na Eliáša Weisz Fudiš, na Ignáca, Adolfa a Jozefa Weisz Fudiš, na Antona Weisz Fudiš zapísaná,
33. na 6 arov 08 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7355, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 87. na Jána Weisz Fudiš, Ignáca a Magdalénu Weisz Fudiš zapísaná,
34. na 4 are 86 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7354, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 88. na Fraňa Hogh zapísaná,
35. na 8 arov 35 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7353, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 90. na Eliáša, Jána a Jozefa Hogh zapísaná,
36. na 4 are 45 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7351, taktiež na 4 are 64 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7361, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 91. na v.d. Johannu Hammer r. Neuser a na Jána Hammer zapísané,
37. na 7 arov 56 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7350, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 92. na Antona Lacko zapísaná,
38. na 53 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4489—4490, ako aj na 5 arov 27 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7349, taktiež na 3 are 12 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4871—4872/b, ktoré tri nepohnuteľnosti sú v poz. kniž. prot. čí. 93. na Máriu Frindt r. Predáč, na Alžbetu Predáč, na Ferdinanda Hogh, na Alžbetu Hogh Máe r. Predáč, na Fraňa Hogh Máe, Jána Schmidt, Antona Schmidt a na malolet. Jozefa Schmidt zapísané,
39. na 5 arov 55 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7212, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 97. na Pánstvo z Dolnej Štubne, teda vlastne na obec Kremnicu zapísaná,
40. na 2 are 65 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7345, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 100. na Jozefa a Alžbetu Hogh Janovský zapísaná,
41. na 11 arov 14 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7342, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 104. na Máriu a Ferdinanda Menich, taktiež na Jána Weisz Fudiš zapísaná,
42. na 14 arov 15 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7343, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 105. na Ferdinanda Menich zapísaná,
43. na 7 arov 77 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7338, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 113. na Jozefa a Fraňa Moc Golier, taktiež na Jána, Jozefa, Antona Moc zapísaná,

44. na 23 are 50 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4819—4822, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 114. na Alojza Schmidt Tudi zapísaná,
45. na 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7269, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 126. na Andreja Lettrich zapísaná,
46. na 9 arov 58 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7335, taktiež na 4 are 65 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7361, ktoré sú v poz. kniž. prot. čis. 131. na Fraňa Stric Rusnáka, Jozefa Stric Rusnáka zapísané,
47. na 1 ar 55 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4690—4691, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 132. na Jozefa Hogh Bindera zapísaná,
48. na 1 ar 55 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4690—4691, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 133. na Jána Schmidt Rusnáka zapísaná,
49. na 6 arov 18 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7333, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 136. na Jána Hogh zapísaná,
50. na 6 arov 14 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7334, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 137. na Jána a Antona Hogh Hammera zapísaná,
51. na 2 are 45 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7332, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 138. na Jozefa, Jána a Alojza Hogh Kreml zapísaná,
52. na 3 are 16 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7330, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 139. na Fraňa Straku a Jána Hogh Tomahogh-a zapísaná,
53. na 1 ar 12 m² z nepohnuteľnosti l. k. čis. 7331, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 140. na Ferdinanda Hogh zapísaná,
54. na 1 ar 07 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7365, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 141. na Antona a Ignáca Rusnáka, taktiež na Fraňa Rurika a na Alojza Rusnáka zapísaná,
55. na 54 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7328, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 143. na Antona Rusnáka, Fraňa, Alojza, Antona Hogh Predáč, ako aj na Jána Rusnáka zapísaná,
56. na 54 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7328, taktiež na 3 are 68 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4528, ako aj na 5 arov 81 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4530, konečne na 3 are z nepohnuteľnosti lok. čis. 4524—4525, ktoré štyri nepohnuteľnosti sú v poz. kniž. prot. čis. 144. na Ignáca Weisz, Jozefa Struch a na maloletých Fraňa a Annu Struch zapísané,
57. na 4 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4524, ako aj na 6 arov 80 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4531, ktoré sú obe v poz. kniž. prot. čis. 145. na Fraňa Weisz Nágl a na Ignáca Weisz Nágl zapísané,
58. na 15 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4799, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 149. na Alžbetu a Jozefa Lichtner, taktiež na Máriu Kruppa r. Weisz Brunner, na Magdalenu Weisz Brunner, Antona Kabas, Annu a Jozefa Lichtner a maloletých Jána, Máriu, Hermínu, Alžbetu Lichtner zapísané,
59. na 50 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4800, ako aj na 6 arov 37 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4596—4599, ktoré obe sú v poz. kniž. prot. čis. 150. na Antona a Jána Rusnáka zapísané,
60. na 6 arov 38 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4596—4597, ako aj na 6 arov 37 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7327, konečne na 50 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4800, ktoré tri parcely sú v poz. kniž. prot. čis. 151. na Jána Lichtnera zapísané,
61. na 50 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4800, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 151. na Jána a Antona Moc zapísaná,
62. na 3 are 01 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4600, ktorá je v poz. kniž. prot. čis. 153. na Fraňa, Alojza, Antona Hogh Predáč zapísaná,
63. na 3 are 02 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4600, taktiež na 5 arov 96 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4681, konečne na 93 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7326, ktoré všetky tri parcely sú v poz. kniž. prot. čis. 154. na Fraňa, Johannu, Jána, Ferdinanda, Magdalenu a Julianu Hogh Predáč zapísané,
64. na 5 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4681, ako aj na 31 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7325, ktoré obe sú v poz. kniž. prot. čis. 155. na Fraňa Lichtner, na Antona a Annu Predáč zapísané,
65. na 5 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4681, ako aj na 28 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 7324, ktoré obe sú v poz. kniž. prot. čis. 156. na Pavla Predáč a na Juraja Moc zapísané,
66. na 1 ar 32 m² z nepohnuteľnosti lok. 4492, ako aj na 7 arov 46 m² z nepohnuteľnosti lok. čis. 4601—4603, ktoré obe parcely sú v poz. kniž. prot. čis. 157. na Pavla Weisz Brunner zapísané,

67. na 1 ar 32 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4492, taktiež na 5 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4604—4608, konečne na 1 ar 75 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4657, ktoré všetky tri parcely sú v poz. kniž. prot. č. 158. na Fraňa Weisz Brunnera zapísané.
68. na 1 ar 12 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7274, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 159. na Fraňa Husára, Pavla a Ignáca Husára a na Fraňa Schmidt Rusnák zapísaná,
69. na 1 ar 40 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7323, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 161. na Jána Turcer a Antona Hammer zapísaná,
70. na 10 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4652, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 162. na Jána Kleina a na Jozefa Hogh (Eliášovho syna) a na Eliáša Hogh (žen. s Alžbetou Kleinovou) zapísaná,
71. na 1 ar 95 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4664, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 171. na Fraňa Rusnák zapísaná,
72. na 40 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7271, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 186. na Antona Michalíka-a, Jozefa a Juraja Reichl Michalíka, Fraňa, Jozefa, Adolfa a Máriu Reichl zapísaná,
73. na 9 arov 98 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4841/b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 190. na Jozefa Prostredného a jeho manželku r. Máriu Grosmanovú, Antoniu Grosmanovú r. Zátopen, ako aj na Ignáca Frindt Poldaufa a na Máriu Truch Frindt r. Frindt Poldauf, podobne na Jozefa Steinhébla, Jána Struch Frindta zapísaná.
74. na 9 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4841/h, ako aj na 1 ar 90 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4834, ktoré obe parcely sú v poz. kniž. prot. č. 191. na Jána a Antona Zachariáša zapísané,
75. na 75 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4628, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 195. na Jána Turcer, Julianu-Annu Turcer, Alojza Stric, Jána Rusnák, podrychtára, zapísaná,
76. na 75 m² z nemovitosti lok. č. 4628 a na 4 are 34 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4629—4631, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 220. na Jána Turcer a Jána Rusnák Kleinrichtera zapísané,
77. na 25 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7298, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 225. na Fraňa Daubner Dandl zapísaná,
78. na 15 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7297, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 229. na Fraňa Tricz Rusnák a Máriu Husár r. Stricz Rusnák zapísaná,
79. na 15 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7296, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 231. na Alojza Weisz Lacko (žen. s Annou Frindt), Jána Lehner Beer, Alojza Weisz Kuka, Annu Daubner r. Schmidt a Annu Schmidt r. Schmidt-ovú zapísaná,
80. na 7 arov 70 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4840. a na 40 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7294, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 237. na Jána Rusnák Schmidt, Jozefa Rusnák Schmidt, Ignáca Rusnák Schmidt a Fraňa Rusnák Schmidt zapísané,
81. na 6 arov 83 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4661. a na 32 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7293, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 239. na Jána Hogh, Jozefa, Františka Hogh Lacko, Ignáca Weisz Lacko, Antona Weisz Lacko a maloletého Jána Weisz Lacko zapísané,
82. na 21 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4632 a na 1 ar 19 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7292. a na 2 are 43 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4633. a konečne na 12 arov 83 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4634—4635, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 242. na Jána Ferenčíka, Ferdinanda Ferenčíka, Antona Ferenčíka, Alžbetu Ferenčík r. Rusnák-ovú a Dr. Juliusa Milch zapísané,
83. na 20 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4632, na 2 are 43 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4633. a na 12 arov 83 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4634—4635, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 244. na Jána, Jozefa, Fraňa, Antona Hogh Janovský zapísané,
84. na 1 ar 79 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7291, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 245. na Antona a Fraňa Weisz, Ignáca, Jozefa, Alojza Weisz Kuka zapísaná,
85. na 1 ar 57 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4662 a na 2 are 57 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7290, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 246. na meno Jána Reichla zapísané,
86. na 95 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7287, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 250. na meno Jána Schvarz a Jána Končeka zapísaná,
87. na 27 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7286, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 251. na Alojza Ferenčík, Pavla Hogh Müllertom a Antona Ferenčík zapísané,
88. na 2 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 2665, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 252. na Jozefa Weisz Lacko zapísaná.

89. na 28 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7286, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 253. na Jána a Fraňa Turzer zapísaná,
90. na 71 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7284, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 267. na Annu Turzer vydatú Hogh zapísaná,
91. na 8 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4493 a na 1 ar 39 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7283, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 268. na Jána Straku a vd. Máriu Hammer r. Lehner zapísané,
92. na 1 ar 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4692—4693. a na 48 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7281, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 269. na Máriu Rusnák r. Stricz, Jána, Alžbetu a Ignáca Stricz Jokl zapísané,
93. na 1 ar 49 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4692—4693 a na 45 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7282, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 270. na Fraňa, Ignáca, Johannu, Jána Husár, malolet. Máriu Husár, malolet. Jána Husár a na Máriu Husár r. Strohnerovú zapísané,
94. na 8 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4493. a na 82 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7280, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 272. na Jána Turzer, Gizellu Klingovský, Alajoš-Jozefa a Máriu Turzer, Alžbetu Školníka r. Turzer, Jána Turzer, Gizellu Turzer, Alžbetu, Fraňa, Máriu a Annu Kruppa zapísané.
95. na 1 ar 97 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4599. a na 28 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7279, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 273. na Annu Lichner r. Čulý, Jána Čulý a Ignáca Schmidt, malolet. Jána a Jozefa Lettrich zapísané,
96. na 1 ar 98 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4599 a na 27 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7279, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 274. na Fraňa Rusnák a Fraňa Tomahogh-a zapísané,
97. na 1 ar 98 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4599 a na 27 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7279, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 275. na Jána Weisz Brunner, Antona Kabas zapísané,
98. na 9 arov 07 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4496—4497, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 297. na Jána Hodák a Antona Hodák zapísaná,
99. na 17 arov 91 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4498—4500. a na 18 arov 40 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4550—4551, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 280. na Jána, Ignáca Rusnák zapísané,
100. na 53 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7278, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 284. na Pavla Hogh Moc a Fraňa Hogh Moc zapísaná,
101. na 53 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7278 na 7 arov 89 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4539—4541, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 285. na Ignáca Weisz, Jána Weisz, Jozefa Weisz, Johannu Weisz a Annu Weisz, Annu Nemec r. Weisz, Magdalénu Klein r. Weisz zapísané,
102. na 2 are 72 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7277, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 286. na meno Jána Weisz, Jozefa Weisz Kuka, Ferdinanda Weisz Dara zapísaná,
103. na 1 ar 38 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4484. a na 1 ar 07 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7365, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 287. na meno Jána Stric, Jána-Fraňa Stric a Alojza Athanása Stric zapísané,
104. na 1 ar 08 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4482, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 288. na meno Pavla Weisz Kubala Michel zapísaná.
105. na 2 are 85 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7276, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 289. na meno Jána Weisz Ertl zapísaná.
106. na 24 are 31 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4609—4616. a na 4 are 41 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7275, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 290. na meno Pavla Weisz Ertl a Jána Weisz Ertl zapísané,
107. na 3 are 76 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7273 a na 2 are 58 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4491, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 293. na meno Jozefa, Pavla, Alojza Kabas, Jána a Fraňa Kabas a malolet. Johannu Kabas zapísané,
108. na 1 ar 83 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7270, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 294. na meno Andreja a Jána Michalík zapísaná,
109. na 79 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7268, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 295. na meno Jána Školníka zapísaná,
110. na 1 ar 11 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4651/367—373. a na 2 are 50 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7267. a na 2 are 48 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4489, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 296. na meno Bývalých urbárikov a želiarov zapísané,

111. na 21 arov 96 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4680/b/1, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 308. na meno Jozefa Weisz Kuka, Fraňa Hogh Janovský, Jána, Magdalénu, Johannu, Jozefa, Zuzannu a Alojza Hogh Janovský zapísaná,
112. na 4 are 25 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7339, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 318. na meno Jozefa a Fraňa Moc Golier, Jána Jozefa, Antona Moc zapísaná,
113. na 1 ar 07 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7365, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 319. na meno vd. Zuzannu Turzer zapísaná,
114. na 22 arov 82 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4802, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 339. na meno Antoniu Grossmann r. Zátapek, Jána Turcer, Jozefa Prostredný a manželku r. Máriu Grossmann-ovú a Jána Nemec Šormann zapísaná,
115. na 1 ar 55 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4663, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 340. na meno Antoniu Grossmann r. Zátapek, Jána Turcer, Jozefa Prostredný a manželku r. Máriu Grossmann a Jána Rusnák Kleinerichter zapísaná,
116. na 1 ar 90 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4834, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 334. na meno Jána a Michala Dubovec Pakán zapísaná,
117. na 8 arov 62 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4625–4627, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 348. na Antoniu Grossmann a Jána Rusnák Kleinerichter zapísaná,
118. na 25 arov 06 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7337, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 349. na meno Jozefa Schmidt Rusnák, Ignáca Greschner Neihaus, Ignáca Greschner, Jozefa Greschner zapísaná,
119. na 2 are 45 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4801, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 360. na meno Antona a Fraňa Weisz zapísaná,
120. na 5 arov 33 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7346, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 365. na meno Jozefa Greschner, malolet. Jozefa, Máriu, Alžbetu, Margitu a Johannu Greschner zapísaná,
121. na 3 are 10 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4818, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 377. na meno Jána Straku zapísaná,
122. na 1 ar 08 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7365, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 384. na meno Alojza Hammer a Jána Straka zapísaná,
123. na 2 are 32 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7341, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 386. na meno Ignáca Weisz Fudisch a vd. Annu Weisz r. Ferencík zapísaná,
124. na 3 are 13 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4871–4872 b, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 401. na meno Fraňa Hogh, Janovský a Johannu Hogh r. Predáč zapísaná,
125. na 11 arov 29 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4598, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 422. na meno Jána Straka, Máriu Hammer r. Blenner, Fraňa Čulý a Petra Privitzer-a zapísaná,
126. na 2 are 01 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4595, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 430. na meno Ignáca Neuser, Jozefa Schmidt Rusnák, Ignáca Greschner, Jána Neuser, Jána, Jozefa a Františka Hogh Lacko zapísaná,
127. na 26 arov 05 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4689 a na 1 ar 01 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4677–4678 b, ktoré sú v poz. kniž. prot. č. 437. na meno Jána a Michala Haľamu, Zuzannu Dubovec r. Haľama, Johannu Haľama r. Palček zapísané,
128. na 9 arov 36 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4571, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 442. na meno Antona a Jozefa Turcer zapísaná,
129. na 6 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4660, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 450. na meno Antona Weisz zapísaná,
130. na 2 are 29 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7358, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 465. na meno Jána Stric Predáč, Jána Stric Kubamileh, malolet. Máriu, Annu Stric zapísaná,
131. na 11 arov 70 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4839, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 472. na meno Alojza Weisz Lacko, Jána Lehner Beer, Alojza Weisz Kuka, Annu Daubner r. Schmidt a Annu Schmidt r. Schmidt zapísaná,
132. na 1 ar 90 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4834, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 473. na meno Jána a Michala Dubovec Pakán, Ignáca Frindt Poldauf, Máriu Struh Frindt r. Frindtpoldauf, Jána Struch Frindta zapísaná,
133. na 1 ar 95 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7329, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 482. na meno Antona Rusnáka a Fraňa Rürík-a zapísaná,
134. na 9 arov 10 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 4534–4536, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 485. na meno Máriu Dubovec r. Rešetár a Jána Rešetár Dolný zapísaná,
135. na 3 are 31 m² z nepohnuteľnosti lok. č. 7347, ktorá je v poz. kniž. prot. č. 487. na meno Fraňa Hogh, Jána, Magdalénu, Johannu, Jozefa, Zuzannu a Alojza Hogh Janovský, Jána Hogh Kohl zapísaná,

136. na 13 arov 39 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4651/366. a na 1 ar 48 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7266, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 489. na Dávida Politzer, Margitu a Pavla Politzera zapísané,
137. na 3 are 57 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4843/b a 4844/b, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 504. na Mesto Kremnica zapísané,
138. na 3 are 58 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4843/b, 4844/b, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 505. na Mesto Kremnica zapísané,
139. na 3 are 88 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4659, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 507. na meno Jozefa Wrls Kuka zapísaná,
140. na 2 are 35 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4801, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 508. na meno Jána Rusnáka a Antona Rusnáka zapísaná,
141. na 9 arov 97 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4841/b, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 523. na meno Jozefa a Ferdinanda Hamer zapísaná,
142. na 3 are 52 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4485 a na 9 arov 00 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4486, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 526. na meno Jána Hogh Kühler, Mariu, Jozefa, Jána Hogh. Ignáca Schmidt, Jozefa a Jána Hogh Kreml a Alojza Hogh Kreml zapísané,
143. na 3 are 10 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4818, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 527. na meno Jána Hogh Tomahogh zapísaná,
144. na 22 arov 83 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4802, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 532. na meno Ignáca, Jozefa, Jána, Jufiusa Weisz Kuka, Fraňa Rusnáka a Antona Turzera zapísaná,
145. na 1 ar 55 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4665, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 533. na meno Fraňa Rusnáka, Antona Turzera a Jána Hogh Frindt zapísaná,
146. na 10 arov 79 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4594, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 544. na meno Johannu Hogh, Jozefa Schmidt Rusnáka, Ignáca Greschnera, Jána Neusera, Jozefa Rürika, Jána a Fraňa Rürika, Jozefa Neusera zapísaná,
147. na 6 arov 27 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4623 a 4624, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 549. na meno Antoniu Grosman r. Zátapek, Jozefa Prostredný a manželku r. Máriu Grosman zapísané,
148. na 6 arov 28 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4624 a 4625, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 550. na meno Fraňa Rusnáka, Antona Turzera, Antoniu Grosman r. Zátapek, Jozefa Prostredný a manželku r. Máriu Grosman zapísané,
149. na 3 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4524—4525, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 581. na meno Ignáca Weisz Nágel, Augusta Hammer, Fraňa, Rudolfa a Augusta Hammer zapísaná,
150. na 69 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7285, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 604. na meno Fraňa Rusnáka, Annu Hogh Predáč zapísaná,
151. na 13 arov 36 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4653—4654, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 611. na meno Jána Klein Beishamer, Eliáša Hogh (žen. s Alžbetou Klein) a Jozefa Hogh (syn. nebolieho Eliáša) zapísaná,
152. na 1 ar 99 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4635/b, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 653. na meno Jozefa Nemeš, Dávida Politzer zapísaná,
153. na 17 arov 75 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4538, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 664. na meno Fraňa Hogh Janovský, Ignáca Ferenčík-a, Jozefa Predáč, Antona Schmidt, Ferdinanda Hogh, Alžbetu Hogh Máč r. Predáč, Fraňa Hogh Moc, Jána Schmidt a maloletého Jozefa Schmidt zapísaná,
154. na 14 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4570, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 708. na meno Pavla Greschner, maloletého Jozefa Greschner, vd. Annu Greschner r. Weisz a Ignáca Greschner zapísaná,
155. na 14 arov 68 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4537 a na 48 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4869—4870/b, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 729. na meno Jána Hammer, Jána Petra Hammer, Augusta Hammer, Fraňa, Rudolfa a Augusta Hammer a na Jozefa a Ferdinanda Hammer zapísané,
156. na 68 arov 20 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4636—4637. a na 1 ar 95 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4840 a na 43 are z nepohnuteľnosti lok. čí. 4295, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 782. na meno Ignáca Schmidt Rusnáka, Jozefa Schmidt Rusnáka, Pavla a Antona Schmidt Rusnáka zapísané.

157. na 6 arov 58 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4529 a na 17 arov 20 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4532—4533, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 956 na meno Ignáca Weisz Nágel zapísané,
158. na 1 ar 74 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4657, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 981. na meno Ludevíta, Gábríela Ertl a maloletých Engelberta, Rudolfa, Irenu a Elenu Ertl zapísané,
159. na 3 are 53 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4549, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1004. na meno Jána Reichl, Jána Rusnáka Šibala zapísaná,
160. na 2 are 85 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7340, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1010. na meno Jozefa Moc Kolera zapísaná,
161. na 1 ar 80 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4675/b/3 a 4696/b/3 v poz. kniž. prot. čí. 1017. na meno Jozefa Weisz Kuka, Johannu Hogh Janovský r. Predáč a Fraňa Hogh Janovský zapísaná,
162. na 1 ar 41 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4675 b/2, 4676/b/2, 4675/b/1, 4676/b/1, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 1018 na meno Mesto Kremnica zapísaná,
163. na 20 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4632, na 2 are 44 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4633, na 12 arov 84 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4634—4635, na 16 arov 39 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4517 a na 8 arov 88 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4620, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 1052. na meno Ignáca Ferenčíka, Jozefa a Ignáca Weisz Kuka a Pavla Weisz zapísané,
164. na 2 are 51 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7289, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1061. na meno Jána a Ignáca Stricz Jokl zapísaná,
165. na 5 arov 26 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7348, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1062. na meno Jána Predáč zapísaná,
166. na 4 are 11 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4651/365. a na 1 ar 58 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 4662, ktoré sú v poz. kniž. prot. čí. 1087. a 1167. na meno Jána Steinhilb a Fraňa Steinhilb, Jozefa Weisz Lacku zapísané,
167. na 1 ar 63 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7359, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1173. na meno Juraja Lichtner zapísaná,
168. na 4 are 54 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7352, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1193. na meno Fraňa Greschnera a Jána Greschner zapísaná,
169. na 3 are 77 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7360, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1193/a. na meno Politickú obec Obce Sklené zapísaná,
170. na 8 arov 68 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7336, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1194. na meno Jozefa Rusnáka Schmidt, Ignáca Greschnera Neuhaus, Fraňa a Ignáca Greschnera a Jozefa Greschnera zapísaná,
171. na 6 arov 98 m² z nepohnuteľnosti lok. čí. 7344, ktorá je v poz. kniž. prot. čí. 1210. na meno Ignáca Weisz Fudiš zapísaná

O čom sa interesované stránky upovedomujú.

Okresný súd v Turč. Sv. Martine,
odd. IV. dňa 11-ho marca 1931.

RONES v. r., okresný sudca.

Za hodnotnosť vydania:

listovný.

Namen, Hausnamen und Hausnummern bis zum Jahr 1945

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Kruppa + Medwed	Butscheak		1
Čulik (Tschulik) Anton	Tschulik		2
Čulik	Tschulik		3
Nemetz	Butscheak	„Firscht“	4
Kruppa	Tuazatoma		5
Kruppa	Tuazatoma		6
Kruppa	Tuazatoma	„Klótschik“	7
Rußnak	Schibal		8
Nemetz	Tuazatoma	„Njegala“	9
Klein	Teppa	„Taraj“	10
Weiß-Kuka Ignaz	Kuka		11
Weiß-Kuka Josef	Kuka		11
Weiß-Kuka Franz	Kuka		12
Weiß-Kuka Anton	Kuka		12
Žiak	Glósa	„Tschert“	13
Žiak	Glósa		13
Schwarz	Alnhiat	„Drúschba“	14
Schmidt	Alnhiat	„Chudes“	15
Schmidt	Glósa	„Duschamoja“	16
Straka	Poldauf		17
Klein	Baishonnes	„Lisikl“	18
Klein	Baishonnes		19
Reichl-Michalik	Raichl		20
Dibak	Baishonnes		21
Daubner	Pindúr		22
Dibak	Dibák	„Kiachnwotta“	23
Rußnak	Poldauf		24
Weiß-Latzko	Penda		25
Hogh	Schmied		26
Stritz Alois	Schnaida		27
Ertl Ludwig	Púnaschnaida	„Beakschtott“	28
Ertl	Púnaschnaida	„s Haus“	29
Michalik	Poldauf	„Mischalisa“	30
Weiß-Darra Alois	Poldauf	„Pietalois“	30
Jantschek	Poldauf	„Stanzalisi“	30

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Michalik Anton	Poldauf	„Mischatúni“	31
Daubner + Poldauf	Poldauf		32
Tomahogh	Kienig		33
Predatsch	Mikalásch	„Scharap“	34
Medwed	Mikalásch	„Scharap“	35
Kruppa	Tuazatomma	„Mieml Baba“	36
Pratschko	Poldauf		37
Konček	Poldauf		38
Weiß-Poldauf	Diaramechl	„Bujkahjarr“	39
Schkolnik	Poldauf		40
Polizer David	Poliezer	„Gaschäft“	41
Weiß-Motz	Mikalásch		42
Predatsch	Mikalásch		43
Reichl-Gluos	Matéasch		44
Reichl-Gluos Johann	Matéasch		45
Čulik	Mikalásch	„Markala“	46
Hammer	Protschka	„alda Rechta“	47
Čulik	Kienig		48
Tines	Tienes		49
Pratschko	Protschka		50
Hammer	Satka	„Schlaicharen“	51
Kruppa	Satka	„Tuazatommala“	52
Reichl	Satka		53
Daubner	Satka	„Tschuligen“	54
Janowski	Satka	„Satkahaisl“	55
Daubner	Satka	„Grelnaten“	56
Hogh-Matheis	Mathais	„s Gamaies“	57
Schmidt	Schmiedlmischa		58
Latzko	Mathais	„Ráchara“	59
Struch	Jaschka		60
Neußner	Schmiedlmischa		61
Stritz	Kubatomma		62
Weiß	Schmiedlmischa Gust		63
Neußner	Mathais		64
Hogh-Matheis	Mathais		65
Tomahogh	Tomahóg	„Faktor“	66
Stritz	Kubatomma	„Zuckafranz“	67

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Lumnitzer	Lumnitzer	„Faktor“	68
Hogh	Harko	„Laithaus“	69
Nemetz	Schuama		70
Pratschko	Tomahóg	„Próma“	71
Tomahogh	Tomahóg	„Sajatz“	72
Tomahogh	Tomahóg		73
Rußnak	Kóbl	„Kródala“	74
Steinhübl	Staahibl	„Frdi“	75
Steinhübl	Mechlhóg		76
Schmidt	Mechlhóg	„Drúschba“	77
Hirschner	Kóbl		78
Schmidt	Mechlhóg		79
Struch	Jaschka		80
Struch	Jaschka		81
Hammer	Jaschka		82
Rußnak	Jaschka		83
Struch	Jaschka	„Aisn“	84
Rußnak	Móz		85
Rußnak	Móz	„Prinsn“	86
Rußnak	Móz	„Anáziga“	87
Schmidt	Móz		88
Straka	Greschna-Antscha		89
Stritz	Greschna-Antscha		90
Greschner	Greschna-Antscha		91
Motz	Móz	„Gubaren“	92
Stritz	Greschna-Antscha		93
Stritz	Wiebigfranz		94
Kabas	Steffl		95
Schmied	Schmiedl	„Labosch“	96
Greschner	Schmiedl		97
Steinhübl	Giaret		98
Lichtner	Giaret		99
Schmidt	Schmiedl	„Zigosch“	100
Ertl	Schmiedl		101
Schwarz	Staahibl		102
Steinhübl	Staathibl		103
Pakan	Paken	„Faktor“	104

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Hammer	Háma	„Kiachnwotta“	105
Stritz	Striez		106
Stritz	Striez		107
Steinhübl	Staahibl	„Detzi“	108
Motz	Koleer		109
Hammer	Háma	„alda Rechta“	110
Hammer	Háma		111
Predatsch	Kitrich		112
Holub	Kitrich		113
Stritz + Straka	Kubamechl		114
Straka	Kitrich		115
Ziak	Gretz		116
Weiß-Fudisch	Fudisch		117
Weiß-Fudisch	Fudisch	„Bächta“	118
Rismann	Rismann	„klána Schústa“	119
Weiß-Fudisch	Fudisch		120
Weiß-Fudisch	Fudisch	„Harmonik“	121
Weiß-Fudisch	Fudisch	„Woschang“	122
Straka	Straka		123
Hogh	Hógnmechl	„Wängstn“	124
Hammer	Hógnmechl	„daußn“	125
Latzko	Hógnmechl	„Lotzka“	126
Hogh	Hógnmechl	„Kukaren“	127
Schmied	Predátsch		128
Frindt	Predátsch	„Letna“	129
Reichl	Predátsch	„Stiebl“	130
Hogh-Janowski	Predátsch	„alda Rechta“	131
Großmann	Gróßmann	„Holzmasta“	132
Weiß-Schuster	Ebara Miehl		133
Hogh	Hógnkobl		134
Hogh-Janowski	Hógnkobl		135
Stritz	Hógnkobl	„Letzkala“	136
Writschan	Teppa	„Patala“	137
Weiß + Frindt	Teppa		138
Čulik Johann	Menich	„Riechala“	139
Weiß	Menich		140
Weiß-Fudisch	Menich		141

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Schwarz	Pieta		142
Weiß	Púna		143
Pittner	Púna	„Krausala“	144
Kaliwoda	Kaliwoda		145
Kaliwoda	Kaliwoda	„Laithaus“	146
Weiß Alois	Schlaicha		147
Schmidt	Nuahaus		148
			149
Rurik	Ruarik		150
Rußnak	Rusnaak		151
Neußner	Naißa		152
Greschner	Greschna		153
Frindt	Greschna		154
Čulik	Meaknpal + Gilian		155
Žiak	Gretz		156
Motz	Langamóz		157
Weiß-Motz	Langamóz	„Zippa“	158
Weiß Franz	Púna		159
Motz (zwei Parteien)	Koller	„Insl“	160
Greschner	Nuahaus	„pu die Póh“	161
Greschner	Nuahaus	„Schramala“	162
Rurik	Ruarik		163
Hogh-Motz	Stiebl		164
Neußner	Naißa		165
Schmied	Naißa		166
Straka	Schbaziag		167
Reichl	Greschna		168
Weiß	Schústa	„Itto“	169
Weiß-Fudisch	Schústa		170
Ollbricht	Schústa	„Nochtbehta“	171
Nemetz	Butscheak	„Firscht“	172
Rußnak	Rusnaak	„Drúschba“	173
Stritz	Rusnaak	„alda Baba“	174
Stritz	Rusnaak		175
Schmidt	Hognjek	„Ragan“	176
Hogh-Binder	Hognjek	„Gaschäft“	177
Hogh-Binder	Hognjek	„Pendala“	178

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Reichl	Kiaschna	„Hognjek“	179
Reichl	Kiela		180
Hammer	Palhóg	„klána Hansl“	181
Schmidt	Palhóg		182
Kreml	Krieml		183
Daubner	Dádl	„Platzka“	184
Hogh	Palhóg	„Klemal“	185
Hogh	Krieml	„Tobiasala“	186
Kreml	Palhóg		187
Tomahogh	Glósa	„Drúschba“	188
Schmidt	Glósa		189
Rußnak-Rurik	Tschischmár		190
Nägl	Nägl		191
Schmidt	Haisl		192
Jantschek	früher Haus-Nr. 30		193
Weiß-Nägl	Nägl	„Hudjetzen“	194
Miko	Miko		195
Weiß-Nägl	Nägl	„Wallawigi“	196
Nägl	Nägl	„Insl“	197
Weiß-Fudisch	Darra	„Schústa“	198
Ferentschik	Harko	„Holzdokta“	199
Lichtner	Schirka		200
Kabas	Tomalichtna	„Tonichen“	201
Lichtner-Hogh	Tomalichtna	„Stutz“	202
Hogh-Kreml	Krieml	„Faktor“	203
Jantschik	Tomalichtna		204
Lichtner Johann	Meatl		205
Motz	Schirka		206
Lichtner	Schirka	„Strúpat“	207
Hogh-Predatsch	Liaspal		208
Hogh-Predatsch	Liaspal	„Holzhaus“	209
Motz	Liaspal	„Holzhaus“	209
Hogh-Predatsch	Liaspal		210
Volksschule			211
Kruppa	Jókl	„Jókluska“	212
Greschner	Jókl		213
Hußar	Jókl		214

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Rußnak Franz	Baispál	„Beltzuraißa“	215
Weiß	Kukamischá		216
Schmidt	Jókl		217
Hußar Paul	Jókl	„Rechta“	218
Rußnak	Rusnaak		219
Schmied Béla	Schmied	„Baldhitta“	220
Wanschada	Leararen		221
Kaderka	Post	„Leara“	222
Rurik Paul	Ruarik	„Gaschäft“	223
Reichl Stefan	Meatl	„Schústa“	224
Turzer	Lichtner	„Meatl“	225
Klein	Baishonnes		226
Prostredni - Miko	Jakubetz	„Gabälb“ + „Laithaus“	227
Feuerwehrhaus	Spretznhaus		228
Turzer Johann (oberer)	Turzerjanko	„Schústa“	229
Pfarrhaus	Pfarrof		230
Katholische Kirche			231
Spezinger	Gaschäft, Kino	„Laithaus“	232
Hogh Josef	Wrend	„Túma“	233
Hogh Johann	Wrend	„Túma“	234
Struch	Koschpa		235
Hogh Anna	Wrend		236
Zacharias	Socharias	„Schestnást“	237
Zacharias Anton	Socharias		238
Frindt Adolf	Wrend	„Tschischmar“	239
Kostka	Kostka	„Teschla“	240
Weiß Josef	Weiß	„Schusta“	241
Frindt	Wrend		242
Steinhübl	Wrend	„Dezi“	243
Hogh	Wrend	„Kliestrahaisl“	244
Straka Franz	Wrend		245
Schubert	Schubert	„Sägnmasta“	246
Zacharias	Socharias	„Feber“	247
Očkay	Ockay	„ébara Húta“	248
Rußnak Josef	Palla		249
Marko	Marko	„Eisnbahna“	250
Frindt Ferdinand	Wrend	„Faktor“	251

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Hammer-Toni	Hámatuni	„Laithaus“	252
Struch	Strúchen	„Wláscha-Antscha“	253
Gašpar + Čupec	„Schmedt“ ond	„Päck“	254
Hammer Julius	Háma Julo	„Laithaus“	255
Hammer-Latzko	Baldhitta		256
Dibak Georg	Glosahájaren		257
Fobel	Fóbl	„Teschla“	258
Pittner August	Tiaza		259
Reichl Paul	Kiaschna		260
Králik	Kralik		261
Reichl-Michalik Josef	Raichl		262
Daubner	Kabas		263
Pradla	Pradla		264
Neußer Anton	Koschpa	„Fruadko“	265
Latzko Johann	Koschpa		266
Briestanski	Briestanski		267
Weiß	Schkorez		268
Straka	Haisl	„Schnaida“	269
Ferentschik	Rechta	„Schnaida“	270
Reichl-Michalik	Raichl	„uams Diagala“	271
Reichl	Raichl	„Schústa“	272
Turzer Johann (unterer)	Turzerjanko	„Schústa“	273
Šijak	Schiak	„Elektrika“	274
Stritz	Komma		275
Reichl	Kiaschna		276
Reichl Josef	Kiaschna		277
Michalik Johann	Dibook		278
Kruppa Paul	Dráschl		279
Derer	Mózendes	„Schandarkala“	280
Weiß-Brummer	Mózendes	„Ródmacha“	281
Steinhübl	Staahibl	„Nochtbehta“	282
Weiß Alois	Mézala	„Barabasch“	283
Preisetanz	Praisntanz		284
Schmidt	Poldauf	„Haubnausnähtaren“	285
Čulik	Biatl		286
Weiß-Kuka Alois	Dráschl		287
Weiß Alois	Mózendes		288

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Weiß	Mózendes	„Tschullahanna“	289
Weiß	Mózendes	„Tschulladolf“	290
Kruppa	Dráschl		291
Schmidt-Ölträger	Elträga		292
Pittner	Tattl		293
Daubner	Kabas		294
Frindt-Töpfer + Rußnak	Melnatoma	„Treesl“	295
Hogh Josef	Melnatoma	„Sott“	296
Bludowski	Schulajeg		297
Dandl Franz	Melnatoma		298
Dandl Johann	Melnatoma		299
Kruppa	Dráschl	„Baldhitta“	300
Hammer Gisela	Schulajeg		301
Bludowski	Schulajeg	„Tuazatoma“	302
Bludowski Franz	Schulajeg	„Tuazatoma“	303
Očkay	Schulajeg	„endara Húta“	304
Schmidt-Tudl Lina	Túdl	„Amerikana“	305
Schmidt-Tudl	Túdl	„Gaschäft“	306
Hammer Franz	Schulajeg		307
Hogh Magdalena	Schulajeg	„Farra-Lenkl“	308
Bludowski	Schulajeg		309
Schmidt-Tudl	Túdl	„Tschiebrisch“	310
Turzer	Tuaza		312
Schmidt-Rußnak Josef	Túdl	„Schemmlsepp“	313
Schmidt-Tudl Franz	Túdl		314
Schmidt-Tudl Josef	Túdl		315
Schmidt-Tudl Johann	Túdl	„Pielajehanna“	316
Schmidt-Tudl Josef	Túdl	„Drapp“	317
Rußnak	Túdl	„Stigor“	318
Turzer Josef	Tuaza	„Kakaj“	319
Turzer Johann + Josef	Tuaza		320
Rußnak Alois + Johann	Parsnák	„Zemmamu“	321
Weiß-Fudisch	Parsnák		322
Rußnak	Parsnák	„Kiemala“	323
Rußnak Anna	Parsnák	„Schuldienaren“	324
Rußnak Anton	Parsnák	„Trompeta“	325
Straka	Raschka		326

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Rußnak	Parsnák	„Pumpala“	327
Rußnak	Parsnák		328
Hogh	Parsnák	„Laithaus“	329
Hogh	Lienadris		330
Čulik	Nuabiat		331
Žiak	Nuabiat		332
Čulik	Teppa	„Schlächteren“	333
Ferentschik	Schlossa	„Gibes“	334
Schmidt-Rußnak	Schlossa	„Schemmala“	335
Ferentschik	Schlossa	„Kaisahonnes“	336
Lehner	Liena	„Peahonnes“	337
Schmidt-Rußnak Franz	Rusnaak		338
Lehner Johann	Rusnaak	„pu die Säg“	339
Schmidt-Rußnak Ignaz	Parátnnaz		340
Schmidt-Rußnak	Rusnaak	„Goldiga Hoos“	342
Lehner	Baibl	„Peahänsal“	343
Weiß	Mézala		344
Schmidt-Rußnak	Rusnaak	„Ragan“	345
Ferentschik Ignaz	Schlossa		346
Hogh Johann	Schnaidakobl		347
Hogh	Liena		348
Ferentschik Ferdinand	Schlossa		349
Ferentschik Anton + Franz	Schlossa		350
Ferentschik Ignaz	Schlossa	„Etschketö“	351
Nemetz Johann + Josef	Butscheak	„Tschikala“	352
Kruppa Paul	Butscheak		353
Reichl	Schnaidamre		354
Weiß-Kuka Johann + Julius	Warga		355
Ferentschik Alois	Penda	„húchs Piedl“	356
Turzer Johann + Franz	Tschischmarhansl		357
Hogh Paul	Penda		358
Rußnak	Klára		359
Michalik Franz	Poldauf	„Bungai“	360
Králik	Miehl	„Mellnala“	361
Gemeindehaus	Kindergarten	„Ovoda“	362
Schmidt Franz	Schmiedala	„Wlášcha“	363
Konsumgenossenschaft	Konsum		364

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Hammer Alois	Konsumhjarr		365
Frindt Karl	Schmied		366
Hogh Josef	Kliestrahaisl		367
Strohner	Strúna		368
Weiß-Poldauf	Diaramechl	„Zinka“	369
Schmidt Franz	Diaramechl		370
Predatsch Maria	Ruarik	„Kroppl“	371
Čulik + 2 x Derer	Ruarik		372
Ertl Adolf	Teschla	„Teschla“	373
Derer Johann	Ruarik	„Tatabanya“	374
Straka	Schnaida		375
Tomahogh	Matúsch		376
Huřar Franz	Jókl		377
Ruřnak	Schnaida		378
Stritz Alois	Schnaida		379
Čulik	Riechala		380
Steinhübl	Raschka		381
Kruppa Maria	Drášchlen		382
Weiß Josef	Raschka		383
Hodak	Sturkala		384
Ruřnak, 3 Brüder	Tschischmar		385
Pittner	Móz	„Krausalanaz“	386
Kruppa Franz	Kruppa		387
Weiß-Motz Ignaz	Mäzl		388
Weiß-Motz Johann	Mäzl	„Tambor“	389
Weiß-Darra Paul	Darra		390
Weiß-Darra Ferdinand	Darra		391
Nemetz Josef	Kubamechl		392
Ertl	Grellnet		393
Kabas Paul	Steffl		394
Kabas Josef	Steffl		395
Ruřnak + Hogh	Striezpal + Gretz		396
Ruřnak	Striezpal		397
Priwitzer Peter	Móz		398
Lichtner Franz	Schirka		400
Weiß-Fudisch Alois	Oara		401
Struch Lina	Jaschka		402

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Hammer Franz (3 Brüder)	Háma		403
Ergang	Ergang	„Móla“	404
Weiß-Motz Josef			406
Rußnak	Kóbl		407
Schwarz Alois	Pieta		408
Derer Josef			409
Daubner Anton			410
Daubner Franz			411
Stritz Josef			412
Rußnak Johann + Franz	Tschischmar		413
Weiß Julius + Alois			414
Straka Franz			416
Bludowski	Schulajeg		417
Motz Menich Johann			418
Turzer Anton			419
Tomahogh Julius	Tomahóg	„Schnaida“	421
Reichl-Michalik Josef	Raichl		422
Žiak Anton			424
Schmidt Johann	Satka		425
Weiß-Latzko Alois	Teppa		426
Hammer Johann			429
Hammer Franz	Hámaschnaida		430
Reichl Johann	Kiaschna		431
Reichl Alois			432
Struch Josef			433
Ferentschik Ignaz			434
Tomahogh Anton			435
Jantschik Johann			436
Weiß-Fudisch Elisabeth	Fudisch		446
Weiß-Fudisch Johann	Fudisch		447
Weiß-Nägl Franz	Nägl		450
Lichtner Johann	Meatl		452
Hammer Ferdinand	Háma		454
Frindt Josef	Wrend		455
Hogh Johann	Túma		456
Hogh Franz	Túma		460
Kruppa Johanna			461

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Stritz Paul	Kubatomma	„Schústa“	462
Weiß Josef	Púnajosch		463
Weiß August			465
Latzko Anton	Schnaidakobl		466
Weiß Paul	Púnapal		467
Motz Josef	Koleer	„Harko“	469
Reichl Pauline			470
Tomahogh Franz	Penda		472
Rußnak Johann			473
Greschner Ignaz	Nuahaus		475
Janowski J. + Latzko E.	Predátsch		477
Weiß-Latzko Johann	Schnaidakobl		479
Predatsch Johann	Kitrich	„Musikant“	481
Weiß-Motz Ignaz	Langamóz		483
Hogh-Predatsch-Josef	Liaspal		488
Ferentschik Johann	Harko		489
Reichl Josef			490
Rußnak Johann	Krieml	„pun Schandarn“	494
Hogh Johann			498
Pranke (Pratschko) Albert	Notär		500
Reichl Johann			502
Turzer Anton	Meatl		503
Lichtner Wilhelm	Meatl		504
Straka Josef	Greschna-Antscha		506
Hammer Johanna		„pum Kopella“	510
Miko Anton	Oara		515
Hirschner Josef	Kóbl		517
Struch J. + Nägl F.			522
Hogh-Predatsch Franz	Liaspal		524
Stritz Anna			527
Reichl Josef	Stiebl		531
Hogh Johann	Stiebl		532
Weiß-Nägl Josef	Nägl		533
Tomahogh Josef			537
Schmidt Johann			539
Latzko Anton	Lotzka		540
Straka Johann	Schbaziak		542

Namen	Hausname	Spitzname od. Berufshinweis	Haus- Nr.
Hogh-Predatsch Alois	Liaspal		545
Žiak Johann	Glósa		554

Die vorstehende Aufstellung ist leider nicht vollständig, da von etwa 75 Hausnummern die Namen der damaligen Eigentümer nicht mehr ermittelt werden konnten.

Gemeindevertreter im kirchlichen und kommunalen. Bereich

1. Seelsorger und Helfer im kirchlichen Bereich

Im 19. Jahrhundert: Pfarrer Ertl, Heimberger und Wurz.

Von 1896 bis 1945: Pfarrer Holbay, Dr. Bitterer und J. Pöß.

Kirchenvater „Mesner“: P. Frindet, J. Hammer, Johann und Josef Dibak.

Glöckner: J. Frindt-Zacharias, sowie der alte Gašpar und sein Sohn Josef.

Organisten: Krauß, Karschay und Sillay.

Vorbeterin und -sängerin: Maria Motz.

2. Beauftragte und gewählte Vertreter in der Gemeindeverwaltung:

Bürgermeister, „Richter“, nach dem Ersten Weltkrieg:

Hogh-Janowski sen., Klein, Greschner, Hogh-Janowski jun., Ferentschik und Hušar.

Gemeindediener, „Kleinrichter“: Hammer, Klein und später Frau Klein.

Notare: Korbely, Pranke (Pratschko) und Sliwinski.

Vizenotar: Kučera.

Ingenieur Bojarinow legte, von Mitte bis Ende der dreißiger Jahre, das Katasteramt an.

Ärzte: Dr. Spitzer, Dr. Fuchsberger und Dr. Adam.

Zahnarzt: H. Mecera.

Erstes Heimattreffen 1949

Drei Jahre nach der Vertreibung aus der Heimat waren vergangen, als sich die Oberstübener Landsleute zum ersten Mal in der neuen Heimat trafen. Jeder hatte eine Menge von sich zu berichten und freute sich, den Nachbar oder Freund wiederzusehen.

Seitdem sind weitere dreißig Jahre ins Land gegangen. Von den damals Anwesenden sind die meisten nicht mehr unter uns, das Leben aber geht weiter . . .

Nachwort

Der Arbeitskreis Oberstuben entstand Mitte der sechziger Jahre. Bereits beim ersten Heimattreffen der Oberstübner, am 6. November 1965 im Gasthaus „Zum Adler“ in Giengen, wurde auf Initiative von Herrn Rismann ein Ausschuß gegründet, der aus fünf Männern und vier Frauen besteht.

Josef Rismann, der auch erster Vorsitzender des Arbeitskreises ist, wurde am 4. Dezember 1917 in Oberstuben geboren. Nach dem Zweiten Weltkrieg, aus englischer Kriegsgefangenschaft nach Westdeutschland entlassen, hat er in Herbrechtingen eine neue Heimat und ein Zuhause gefunden.

Seit dem Jahr 1965 fand alljährlich ein Heimattreffen statt, welches, bis auf zwei Ausnahmen, stets in Herbrechtingen gehalten wurde. Herr Rismann hat für diese Treffen Lieder gedichtet und komponiert, Gedichte verfaßt und Mundart-Theaterstücke geschrieben, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Am Zustandekommen des Heimatbuches ist er ebenfalls beteiligt. Er war es auch, der, zusammen mit dem Arbeitskreis, die Oberstübner in der neuen Heimat — durch die Begegnungen bei den Heimattreffen — wieder zu einer großen Familie zusammenführte.

Danke schön, Herr Rismann, sagen Ihnen alle Ihre Oberstübner Landsleute!



Erstes Heimattreffen der Oberstübener in Ludwigsburg im Juli 1949

- Bibliographisches Institut Mannheim: Schlag nach, Fritsche-Ludwig KG., Darmstadt, 6. Aufl. 1960, S. 755
- dtv-Atlas zur Weltgeschichte: Ungarn, Deutscher Taschenbuch Verlag München, Bd. 1, 8. Aufl. 1972
- dtv-Atlas zur Weltgeschichte: Österreich-Ungarn, Taschenbuch Verlag München, Bd. 2, 8. Aufl. 1973
- Dr. Emeritz A. E.: Karpatenjahrbuch 1978, S. 101 f.
- Forster H. et al.: Das Werden des nationalen Staates, Ernst Klett-Verlag Stuttgart, 1. Aufl. 1967, S. 179
- Göllner Rudolf: Stubner Akkordarbeiter, Karpatenjahrbuch 1968, S. 177
- Krüger K.: Aus Mittelalter und Neuzeit, Ernst Klett-Verlag Stuttgart, 8. Aufl. 1966, S. 127 f.
- Opavský Josef: Mestská pamiatková rezervácia v Kremnici, Techn. Nov. S. 14, Ročn. XXVI, č. 43 — 1978
- Ploetz Karl: Der illustrierte Ploetz, Verlag Ploetz KG., Würzburg 1973, S. 447
- Pfaff Ivan: Nur eine improvisierte Notlösung . . . , Die Zeit Nr. 12 — 16. März 1979, S. 42
- Rozman Ladislav: Kremnica, Vydalo Vydavateľstvo Osveta, n.p. Martin 1978
- Rußnak Hans: Der Hungermarsch nach St. Martin, Karpatenjahrbuch 1968, S. 105 f.
- Rußnak Hans: Schreckenstage in Oberstuben, Karpatenjahrbuch 1957, S. 103 f.
- Rußnak Hans: Die „Miesikfrau“, Karpatenjahrbuch 1959, S. 173 f.
- Rußnak Hans: Die Sage vom „Langen Stein“, Karpatenjahrbuch 1959, S. 174
- Schreiber Hermann: Land im Osten, Düsseldorf u. a., Econ 1961
- Šipoš Ján a Kovačević Ivan J.: Slovenské Kúpele, Vydavateľstvo Osveta, n.p. Martin 1972
- Wohland Ludwig: Mein Hauerland, Hochwacht-Druck, Stuttgart-Rohr, S. 18 f.

Quellen

Dibak Josef sen.: Die Kommunalstruktur in der Donaumonarchie.
Die Kommunalstruktur Oberstubens in der Tschechoslowakei.
Die Feuerwehr.

Rismann Josef: Quellen, Brunnen, Fluren, Wälder.

Das Wunder von Oberstuben.

Hochzeit in Turz (Mundart-Theaterstück).

Der Postmeister und sein Pferd.

Zuhause in Oberstuben (Gedicht)

Sehnsucht nach Oberstuben (Gedicht)

Volksschule Oberstuben 1919—1945

Namen, Hausnamen, Hausnummern

Rußnak Hans: Zur geographischen Lage von Oberstuben.

Der Fußballklub „Gaudeamus“

Dr. Teplan: Kirchengeschichte und historische kirchliche Daten.

Weiß Darina: Orthographie der slowakischen Texte.

Bildquellen

Beck Markus, Dibak Josef sen., Ertl Jani, Frindt Franz, Ketterl-Ferentschik Wilma, Marko Josef, Nemetz Anna, Reichl Johann, Reichl Ludwig, Ries-Schmied Nelli, Rismann Josef., Rußnak Hans, Hogh Hans, Weiß-Ertl Elisabeth.

Pläne und Skizzen

Fröhlich J. G.: Hauerland Maßstab 1 : 100 000

Rußnak Hans: Skizze Turztal

Für persönliche Notizen!

HAUERLAND

Deutsches Sprachgebiet um
Kremnitz u. Deutsch-Proben

Maßstab 1 : 100.000

Bearbeitet von J. G. Fröhlich

